Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Julius Heinrich Gottlieb

Das Heimweh und der Selbstmord

Bd.: 2

Hildburghausen (1835)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 795 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279951-5

Das Heimweh

und

der Selbstmord.

Von

Julius Heinrich Gottlieb Schlegel,

des Großh. S. Weimar. Falken-Ordens Ritter,

der Medicin und Chirurgie Doctor, Herzogl. S. Meining. Geheimen Hofrathe, Hofmedicus, erstem ärztlichen Mitgliede der Medicinaldeputation Herzogl. Landesregierung Verwaltungssenats, Brunnenarzte zu Liebenstein, der Kaiserl. Königl. medicinisch-chirurg. Josephs-Academie zu Wien, der Königl. Baierschen physikalisch-medicin. Societät zu Erlangen, der philosophisch-medicin. Gesellschaft zu Würzburg, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der Großherzogl. S. Weimar. mineralogischen Gesellschaft zu Jena und der Russ. Kaiserl. Societät der gesammten Mineralogie zu St. Petersburg Mitgliede.

Zweiter Theil.

Hildburghausen, 1835.

Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Der Selbstmord.

Der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.

Shakspeare.

Erste Abtheilung.

Man ist nahe daran, an den Gipfel aller menschlichen Weisheit zu gelangen, wenn man weiß, daß es im Leben nur eine einzige, etwas ernsthafte Sache giebt, nämlich den Tod, und daß diese doch selbst nicht werth ist, daß man sich damit beschäftigt; denn welcher vernünftige Mensch könnte sich viel um ein unvermeidliches Ereigniß kümmern, das allgemein ist und nichts am ewigen Triebrade der Welt ändert? Selbstmörder müssen sehr thöricht seyn, um sich einzubilden, daß der unvermeidliche Tod die Mühe verlohne, ihn aufzusuchen, und das gleichgültige und vorübereilende Leben, die, sich davon zu befreien. — Demohngeachtet hat der auch zu der Manie des Selbstmordes hinneigende Zeitgeist zeither viele Beispiele davon gegeben.

Montesquieu's Meinung, daß die Bewohner des Nordens sich ohne Ursache das Leben rauben, während die des Südens recht gut wüßten, warum sie es thun — und dieß beweise, daß der Selbstmord bei den nördlichen Völkern eine Krankheit sey, während im Süden er als Ausbruch einer heftigen Leidenschaft erscheine, kann ich nicht ganz beistimmen, wenn jene Ansicht auch der Wahrheit nahe kommt. Daher leitet auch Bonstetten den häufigen Selbstmord der Nordländer vorzüglich aus der langen Weile her, in welche im Norden leere Seelen durch den Mangel an äußeren Eindrücken leicht versetzt werden. — Eben so nahm man längst für bekannt an: daß in keinem Lande Europa's der Selbstmord allgemeiner sey als in England, und in keinem seltener als

in Italien. Als man daher, letzteres betreffend, einer Frau in Rom erzählte, daß sich daselbst ein junger Mensch absichtlich (in der Nacht vom 6. bis 7. April 1811) erschossen habe, sagte sie: „Dev' essere un Forestiere, gli Italiani non sono tanto matti." — Es war ein Deutscher, ein melancholischer Schneider im Dienste eines Künstlers.

Unbedeutend sind die Veränderungen, die mit dem Klima Englands und Italiens seit der Eroberung Britanniens durch die Römer, die damals dort den Selbstmord nicht wahrnahmen, stattfinden mögen; bedeutend aber die der Denk- und Lebensweise in diesen Ländern. Daher in jenen Zeiten der Selbstmord unter Italiens heiterem Himmel häufig, jetzt selten, und so umgekehrt in England, wo man erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts Spuren der Wuth, sich selbst zu entleiben, fand, welche in unserer Zeit die Engländer, wie Viele von anderen Nationen, unter allen Klimaten, auf dem Meere, wie auf dem Festlande, ergreift.

Die Trinksucht ist hauptsächlich Veranlassung zum Selbstmord in England, Deutschland und Rußland. Die Ausschweifungen in der Liebe und die Spielsucht nährt ihn vorzüglich in Frankreich. In Spanien hindert ihn die Bigotterie, die Furcht, ohne Sacrament zu sterben, welche also doch zu Etwas gut ist. 1826 gab es dort nur 16 Selbstmorde, dagegen aber 1250 Mordthaten.

In der barocken Wahl der Todesart wetteifern mit den Engländern Franzosen und Deutsche. Indeß ein Engländer, namentlich Lord Shelburn, 1834 wegen eines von einer Dame in Neapel erhaltenen Korbes sich aus Verzweiflung in den Krater des Vesuvs stürzte, stellte sich ein Pariser, um recht mit Glanz aus der Welt zu gehen, auf einen ungeheuren Schwärmer, zündete ihn an und erreichte so seine Absicht.

Ein Deutscher, der junge Bergat in Bitschweiler (Oberrhein), trug sich schon lange mit dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen. Am 19. Juli 1834 kam er in die Eisengießerei eines Herrn Stehelin, und besah sich den Bau des gewaltigen Ofens aufmerksam, und wie er ge-

heizt wurde zu dem Arbeiter am Ofen weiter nichts sagend, als: „es ist sehr warm bei euch.“ In diesem Augenblick ging der Mann fort, um frische Kohlen zu holen; dieß benutzte der junge Mensch, öffnete die Thür und stürzte sich rücklings in die Flammen. Es eilten sogleich Leute hinzu; sie brachten aber aus dem Feuer nur den schon halb verzehrten und ganz entstellten Leichnam heraus.

Zu Dammgarten bei Stralsund hatte vor einiger Zeit ein durch Schiffbruch um sein Vermögen gekommener Schiffer einen Handel angelegt. Sein Oheim hatte ihm daselbst sein Haus eingeräumt, wünschte aber späterhin, es zu verkaufen, und da es sein Neffe nicht selbst kaufen wollte, stellte er (1834) einen öffentlichen Verkauf in seinem Hause an. Als aber die Kaufliebhaber und mehrere andere Personen hier in einem Zimmer versammelt waren, stürzte der Krämer, ein jähzorniger Mensch, mit einem vollen offenen Pulverfäßchen unter dem Arme und einem Feuerbrand in der Hand, in das Zimmer — seine Mutter hinter ihm her, um ihn von dem entsetzlichen Vorhaben abzuhalten — und zündet unter einem wilden Hurrahruf das Pulver an. Eine schreckliche Explosion erfolgte. — Da eben ein Fenster offen stand, auch die Stubenthür offen geblieben, mithin ein ziemlicher Luftzug vorhanden war, wurde die Wirkung der Explosion so gemildert, daß nur der Krämer selbst und seine Mutter augenblicklich das Leben verloren, die übrigen im Zimmer befindlichen Menschen aber mit mehr oder minder starken Verletzungen davon kamen. — Mit Shakespeare's Hamlet kann man von diesem Selbstmörder sagen: „Toll war er, das ist wahr, wahr ist's, 's ist Schade, und Schade, daß es wahr ist.“

Einem Artilleristen in Magdeburg wurde die Erlaubniß zu heirathen abgeschlagen: verzweiflungsvoll schlich sich derselbe mit seiner Geliebten zu einem entschlossenen Priester, der sie trauen sollte und sie auch wirklich vereinigte. Aber der Priester war — eine vierundzwanzigpfündige Kanone. Der Unglückliche stellte sich mit seiner Geliebten dicht an die Mündung, nachdem er eine Kugel

eingeladen hatte, streute Pulver vom Zündloch bis zur Mündung, und — dorthin flog sein Kopf, das Mädchen aber riß die Kugel mitten von einander.

In Frankreich ist der Selbstmord seit den letzten 42 Jahren ungleich häufiger geworden. Denn, ehe noch das Ungeheuer der Revolution, in Frankreich groß gezogen, Deutschlands Grenzen überschritten hatte, kamen in dem für Frankreichs Ruhe so schrecklichen Jahre 1793, zu Versailles allein, ein Tausend und drei Hundert Selbstmorde vor, späterhin in Paris monatlich im Durchschnitt hundert, worunter $\frac{1}{10}$ Emigranten von beiden Geschlechtern.

Im Durchschnitt kommen daselbst jährlich $409\frac{5}{6}$ Selbstmordsfälle vor. Fügen wir dieser Zahl noch die so häufig mißlingenden Versuche des Selbstmordes bei, welche, wie ein Mitglied der Commission zur Untersuchung der Vergehen und Verbrechen (Constation des crimes et des delits) dem Dr. Löwenhayn in Moskau versicherte (Allgem. medicin. Zeitung. Altenburg, 1835. S. 122.), zu den gelingenden sich verhalten, wie 4 : 1, so werden wir in Paris jährlich über 1639 Selbstmordsfälle, also fast eben so viele wie in London, zählen können, wenn man nämlich das Verhältniß der Bevölkerung dieser beiden Städte zu einander nicht unberücksichtigt läßt. Fragen wir aber nach der Ursache des so häufigen Mißlingens des Selbstmordes in Paris, so muß man die Antwort hierauf in einem charakteristischen Zuge des Franzosen suchen. Wie er überall das Agreable im Auge hat — so auch im Sterben. Er will durch den unbemerkten Uebergang aus dem selbstbewußten Zustande in einen bewußtlosen, ohne Schmerz, ohne Kampf sein Daseyn vernichten, und wählt daher das Ersticken im Kohlendampfe. Da aber dieses so flüchtige Element überall leicht einen Ausgang findet und mithin nicht in seiner ganzen Kraft auf sein freiwilliges Opfer wirkt, so geschieht es bisweilen, daß man dieses wohl betäubt, aber nicht todt findet, daß es wohl der Todesqual entgangen ist, nicht aber auch sich von sich selbst befreit hat.

Jemand, der 9000 über Selbstmorde aufgenommene Pro-

tokolle durchsah, die von 1796 bis 1830 in Paris begangen wurden, glaubt Folgendes aufstellen zu können: 1) daß der philosophische, oder mit Ueberlegung vollbrachte Selbstmord, während der Nacht und zwar kurz vor Sonnenaufgang, vollbracht; 2) daß der unvorbereitete Selbstmord während des Tages begangen wird, weil da die ihn herbeiführenden Ursachen, als: Zänkereien, traurige Nachrichten, Spielverlust, Unmäßigkeit u. s. w. wirksam sind. In jedem Alter greift der Mensch zu besondern Mitteln, um sich das Leben zu nehmen. In früher Jugend bedient er sich des Stricks, den er bald verschmäht, um zu Feuerwaffen zu greifen, und in dem Maße, als die Lebenskraft abnimmt, kehrt er zu dem erstern Behelf zurück, denn Greise pflegen sich meist aufzuhängen. Diese Betrachtungen sind für die gerichtliche Arzneikunde von hohem Interesse. Nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht von den in den verschiedenen Altersstufen am häufigsten vorkommenden Arten des Selbstmords.

	Pistole.	Strick.
Von 10 bis 20 Jahren	61	68
— 20 — 30 —	283	51
— 30 — 40 —	182	94
— 40 — 50 —	150	188
— 50 — 60 —	161	256
— 60 — 70 —	126	235
— 70 — 80 —	35	108
— 80 — 90 —	2	0

Versailles war im April 1834 der Schauplatz eines traurigen Ereignisses, wovon unglücklicherweise stets Beispiele vorkommen. Zwei Jünglinge aus dieser Stadt, von denen der ältere noch nicht 24 Jahre zählte, die alle Beide aus angesehener Familie waren, Beide die allgemeine Achtung genossen, faßten plötzlich den traurigen Vorsatz, sich den Tod zu geben, und haben dieses ihr Vorhaben mit wirklich bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit in Ausführung gebracht.

Der Eine studirte die Rechte, der Andere hatte seit wenig Monaten dies Studium aufgegeben, war an die Spitze des väterlichen Handelsgeschäfts getreten und Beide waren von

früher Jugend auf durch die engsten Banden der Freundschaft mit einander verbunden. Es scheint, als ob ihr unglücklicher Entschluß mehrere Tage verzögert worden wäre, da sie sich, um keinen Verdacht zu erregen, von Zeit zu Zeit nur quantitätsweise einen Vorrath von Kohlen, der zur Ausführung ihres Vorsatzes erforderlich war, ankaufen und nach und nach aufsammeln mußten.

Am letztvergangenen Sonnabend, nachdem sie den ganzen Tag in ihrer Familie zugebracht hatten, ohne daß man auf ihrem Gesichte eine Spur von Unruhe wahrnehmen konnte, begaben sie sich zu einander, hielten zuvor eine gemeinschaftliche Abendmahlzeit und trugen dann in ein kleines Dachstübchen zwei Decken und zwei Matratzen, welche sie vor sich ausbreiteten. Sie gebrauchten die Vorsicht, ihre Kleider abzulegen und nur ihre Pantalons und das Hemd anzubehalten; dann schrieb Jeder einen Brief an seine Eltern, machte sein Testament, worin sie mit der größten Sorgfalt alle ihre Angelegenheiten in Ordnung brachten, vergaßen keinen ihrer Freunde und bestimmten sogar die Art und Weise ihres Leichenbegängnisses; hierauf erklärten sie weitläufig die Beweggründe, die sie zum Selbstmorde bestimmt hatten. Nachdem alles dies geschehen war, schlossen sie sich ein und zündeten die mit Kohlen angefüllte Pfanne an, die zu diesem Zwecke in Bereitschaft stand. Um nicht in der Ausführung dieses Entschlusses gestört zu werden, hatten sie mit Fleiß die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag gewählt, weil die Frau, welche gewöhnlich die Aufwartung besorgte, den Sonntag niemals vor 6 Uhr des Abends kam. Am folgenden Morgen aber begab sich diese Frau, gegen ihre Gewohnheit, zu einem der beiden jungen Leute, um ihn nach seinen Befehlen zu fragen. Bei dem Anblicke des eingerissenen Bettes ohne Decken, worauf ein Paar gute Kleidungsstücke lagen, und wo es augenscheinlich war, daß Niemand darin geschlafen hatte, war sie vom Schreck ergriffen und stieg eiligst in das Zimmer, wo sich jene eingeschlossen hatten. Dort fand sie dieselben auf den Decken nahe bei der verlöschten Kohlenpfanne ausgestreckt liegend; alle Beide schienen ohne Bewegung und ohne Leben; schleunige Hülfe

ward angewandt; allein für einen von diesen kam diese Hülfe zu spät; er war schon kalt und todt seit mehreren Stunden. Der andere, der nahe bei der Thür lag, hatte ein wenig Luft erhalten, gab noch einige Lebenszeichen von sich und ist gerettet worden.

Diese beiden jungen Leute hatten, wenn man ihrer im Augenblick des Selbstmordes niedergeschriebenen Erläuterung Glauben beimessen kann, keinen andern Beweggrund, als einen großen Ekel und Ueberdruß des Lebens, dessen Bürde sie im dreiundzwanzigsten Lebensjahre zu tragen müde waren.

Victor Escousse, ein junger Bühnendichter, der zwei Theaterstücke geschrieben, von denen das erste: „Faruch le Maure“ ge=, und das zweite: „Pierre III.“ miß=fiel, hat sich durch Kohlendampf erstickt, weil die Pariser Journalisten sein zweites Machwerk tadelten.

Robert Guillemard's Memoiren zufolge gerieth am 21. October 1805 Abends bei der Seeschlacht von Trafalgar das französische Schiff Achill, mitten im Gefecht, in Flammen. Die gegen ihn fechtenden Engländer entfernten sich von ihm. Von 800 Mann, in denen seine Mannschaft bestand, retteten sich nicht zwanzig. Wie man kein Mittel mehr sah, das Feuer zu löschen und der Tod unvermeidlich schien, schossen sich mehrere Offiziere die Kugeln in den Kopf, andere stürzten sich in die Flamme des Vorderkastells, mehrere Seeleute stiegen in den Schiffsraum und beraubten sich bei den Rhumfässern des Bewußtseyns ihrer nächsten furchtbaren Zukunft — um sechs Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer, das Schiff flog auf und — verschwand.

Die durch Napoleon auch in Deutschland herbeigeführten eisernen Zeiten drängten damals viele unserer Landsleute in und außer dem Hause hart genug, um in der gräßlichsten Stimmung — durch den Krieg schon so nahe mit dem Tode bekannt geworden, daß sie ihn fast gar nicht mehr fürchteten — leicht mit dem Selbstmorde, mit Kugel und Strang rc. vertraut zu werden, so daß mehrere in ihrem

Blüthenalter sich dem Tode aufdrangen, Aeltere, selbst Greise, die dem natürlichen Ziele ihrer Laufbahn schon ganz nahe waren, diese kurze Frist noch gewaltsam abkürzten. Doch die Nemesis ereilte späterhin auch die übermüthigen Sieger — welche in den Jahren 1798—1812 in den von ihnen überzogenen Ländern Europa's die ungeheure Summe von 3600 Millionen Franks durch Contribution, Requisition und Confiscationen erhoben und überdem auf das Schändlichste plünderten — und gab sie ihren Feinden und der Verzweiflung Preis. — Der Selbstmord kam nun, nachdem die große Nation, in den Jahren 1814 und 1815 besonders, war gedemüthigt worden, häufiger als je in Frankreich an die Tagesordnung, ja selbst noch in den letztern Jahren. Denn indeß im Jahre 1824 Neapel unter 349,190 Einwohnern nur sieben Selbstmörder zählte, mithin unter 100,000 Menschen nur zwei, fanden unter den 713,966 Einwohnern von Paris drei hundert und funfzig Selbstmorde statt, ohne 60 bis 80 im Wasser gefundene Individuen mit in Anschlag zu bringen, von denen man den Grund des Ertrinkens nicht kennt, so daß also neun und vierzig Selbstmorde auf 100,000 Seelen daselbst gerechnet werden müssen.

Daß selbst Napoleon am 14. April 1814 den Selbstmord in Fontainebleau an sich versuchte, lehren die Memoires von Constant. Am 11. April 1814 hatte ich den Kaiser (so erzählt a. a. O. Constant) zu Bette gebracht, ich glaube sogar etwas früher als sonst: denn wenn ich mich genau erinnere, war es noch nicht 10½ Uhr. Als er sich legte, schien er mir sich etwas besser zu befinden, als den Tag über, und ungefähr so, wie ich ihn die frühern Abende gesehen hatte. Ich schlief in einem Zimmer über dem des Kaisers, mit welchem es mittelst einer heimlichen Treppe in Verbindung stand. Seit einiger Zeit war ich gewohnt, mich angekleidet zu Bett zu legen, um schneller bei dem Kaiser zu seyn, wenn er mich rufen ließ. Ich schlief ziemlich fest, als um Mitternacht ich von Herrn Pelard geweckt wurde, der den Dienst hatte. Er sagte mir, der Kaiser verlange nach mir, und als ich die Augen aufschlug, sah ich in seinem Gesichte

eine schreckensvolle Miene, die mich bestürzt machte. Mittlerweile war ich vom Bette herabgesprungen, und als ich die Treppe hinunter ging fügte Pelard hinzu: „der Kaiser hat etwas in einem Glase eingerührt und dann getrunken.“ Ich trat in das Zimmer des Kaisers, der in solchen Aengsten lag, wie man es sich nicht vorstellen kann. Er hatte sich wieder gelegt; als ich aber zu seinem Bette trat, sah ich auf der Erde vor dem Kamine die Stücken eines Säckchens von Leder und schwarzem Taffet. Es war dasselbe, welches er seit dem Feldzuge in Spanien gewöhnlich an seinem Halse trug und ich ihm in der Zwischenzeit von einem Feldzug zum andern sorgfältig bewahren mußte. Hätt' ich nur ahnen können, was es enthielt! In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde mir die schreckliche Wahrheit endlich entdeckt! Ich stand dabei immer am Kopfkissen des Kaisers. „Constant,“ sagte er zu mir mit einer bald schwachen, bald heftig herausfahrenden Stimme, „ich sterbe! Ich konnte den Qualen, welche ich leide, besonders den Demüthigungen, mich bald von Agenten des Auslandes umgeben zu sehen, nicht widerstehen. Man hat meine Adler im Kothe herumgeschleppt! Sie haben mich schlecht gekannt . . . Mein armer Constant, es wird Ihnen um mich leid thun, wenn ich nicht mehr seyn werde! . . . Marmont hat mir den letzten Streich versetzt. Der Unglückliche! Ich liebte ihn! . . . Daß mich Berthier verließ, verursacht mir viel Kummer! . . . Meine alten Freunde, meine ehemaligen Waffengefährten! . . .“ Der Kaiser sagte mir noch mancherlei, welches ich mich scheue, auf eine ungetreue Weise wieder zu erzählen, und es ist begreiflich, daß ich, in der heftigsten Verzweiflung, nicht darauf ausging, die Worte, welche der Kaiser abgebrochen sprach, meinem Gedächtniß einzuprägen; denn was er sagte, hatte keine Folge, und es traten immer einige Zwischenmomente von Ruhe oder Ermattung ein. Meine Augen fest auf das Gesicht des Kaisers geheftet, bemerkte ich, insofern meine Thränen es gestatteten, einige convulsivische Bewegungen. Es waren dieß Symptome einer Krisis, über die ich heftig erschrak. Zum Glück führte sie ein leichtes Erbrechen herbei, welches

mir wieder einige Hoffnungen gewährte. Der Kaiser hatte in der Complication seiner physischen und moralischen Leiden seine Kaltblütigkeit nicht verloren. Nach dieser ersten Ausleerung sagte er zu mir: „Constant, lassen Sie Coulaincourt und Ywan rufen.“ Ich öffnete die Thür, um diesen Befehl Herrn Pelard mitzutheilen, ohne das Zimmer des Kaisers zu verlassen. Als ich wieder an sein Bette kam, bat ich ihn, eine niederschlagende Arznei zu nehmen; alle meine Bemühungen waren vergeblich, so sehr ich auch bitten mochte. Er hatte, selbst in Gegenwart des Todes, den festen Willen, zu sterben. Ich fuhr indessen fort, in ihn zu dringen, als Herr von Coulaincourt und Herr Ywan ins Zimmer traten. Der Kaiser gab dem Erstern ein Zeichen, an sein Bett zu treten, und sagte: „Coulaincourt, ich empfehle Ihnen meine Frau und mein Kind, dienen Sie ihnen, wie Sie mir gedient haben, ich werde nicht lange mehr leben!...“ In diesem Augenblick trat ein neues Erbrechen ein, aber noch leichter als das erstere. Während dieser Zeit versuchte ich, dem Herzoge von Vicenza zu sagen: der Kaiser hätte Gift genommen. Er errieth mich mehr als daß er mich verstanden hätte, denn mein Schluchzen erstickte die Stimme so sehr, daß ich kein Wort deutlich zu sprechen vermochte. Herr Ywan trat ans Bett und der Kaiser sagte zu ihm: „Glauben Sie, die Dosis sey stark genug?“ Diese Worte waren wirklich räthselhaft für Herrn Ywan, denn er hat nie etwas von dem Daseyn des Säckchens gewußt; wenigstens so viel mir bekannt ist. Auch antwortete er: „ich weiß nicht, was Ew. Majestät sagen wollen.“ Der Kaiser erwiederte nichts.

Wir drei, der Herzog von Vicenza, Ywan und ich, thaten nun unser Mögliches, und waren so glücklich, ihn, obwohl nicht ohne viele Mühe, dahin zu bringen, eine Tasse Thee zu trinken. Als ich diesen eiligst herbeigeschafft hatte, weigerte er sich doch noch, ihn zu trinken und sagte: „Laß mich, Constant, laß mich.“ Da wir aber von Neuem in ihn drangen, trank er endlich und das Erbrechen hörte auf. Kurz nachdem der Kaiser diese Tasse Thee getrunken hatte, schien er ruhiger, er schlummerte ein, die Herren gingen leise weg und ich

blieb allein in seinem Zimmer, um sein Erwachen zu erwarten. Nachdem er einige Stunden geschlafen hatte, wachte er auf und war beinahe ganz wieder in seinem gewöhnlichen Zustande, obgleich in seinem Gesicht noch Spuren von dem was er gelitten merkbar waren, und als ich ihm half, aufzustehen, sprach er nicht ein einziges Wort, welches auch nur auf die entfernte Weise auf diese schreckliche Nacht Bezug hatte. Er frühstückte wie gewöhnlich, blos etwas später als sonst. Seine Miene war wieder ganz ruhig geworden, und er schien sogar munterer, als er es seit langer Zeit gewesen. War er etwa vergnügt, dem Tode entgangen zu seyn, oder vielleicht, weil er nunmehr zu der Gewißheit gelangt war, ihn nicht mehr in seinem Bette als auf dem Schlachtfelde zu fürchten. Wie dem auch sey, ich messe die glückliche Erhaltung des Kaisers der Ursache bei, daß das im verhängnißvollen Säckchen enthaltene Gift schon seine Wirkung verloren hatte.

Als Alles wieder ruhig wurde, ohne daß irgend eine Person im Palast, außer den von mir genannten, eine Ahnung von dem hatte, was vorgegangen war, erfuhr ich, daß Herr Ywan Fontainebleau verlassen hatte. In Verzweiflung über die Frage, die der Kaiser an ihn in Gegenwart des Herzogs von Vicenza ergehen ließ, und in der Besorgniß, man möchte argwöhnen, er habe dem Kaiser die Mittel gegeben, einen Versuch gegen sein Leben zu machen, verlor er den Kopf, weil er sich vor der auf ihn lastenden Verantwortlichkeit scheuen mochte. Er ging also schnell die Treppe hinab, und da er gerade ein gesatteltes Pferd in einem der Höfe des Palastes fand, bestieg er es eiligst und ritt nach Paris. Es war dieß an demselben Morgen, an welchem Rustan Fontainebleau verließ."

Das von Bonaparte genommene Gift bestand in einer Gabe Stramonium, die von Cabanis erfunden und von Condorcet mit Erfolg angewendet worden war. (Troussel's erste Hülfsleistungen. Aus d. Französ. von J. H. G. Schlegel. Ilmenau, 1826. S. 30.)

Napoleon's Schädel, nach den Regeln der Phrenologie studirt und erklärt, bestätigt Gall's organologisches System nicht, denn an welchem konnte man die

Stelle, wo der Begehrungstrieb (convoitivité), der Diebsinn (nach Spurzheim) seinen Sitz hat, gewölbter erwarten, als an dem Napoleons? da, eine Provinz wegnehmen, oder die Börse an der Landstraße, immer „nehmen" bleibt, und der Trieb, welcher zu dem Akt anregt, in beiden Fällen eine heftige Begierde ist. — Und doch fand man jene Stelle selbst durch einen sehr merklichen Eindruck ausgezeichnet. In Bezug auf die Weite von Napoleon's Schädel zeigte dieser nicht mehr Außerordentliches, als einer der dümmsten seiner Kammerherren. Alles, was über diesen Gegenstand vorgebracht worden, ist eine Erdichtung.

„Ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
Du globe imperial"
(Diese wunderbare Stirn, dieser Schädel nach der Form des kaiserlichen Erdballs gebildet)

haben nur in der hyperbolischen und trügenden Einbildungskraft des Dichters (V. Hugo) existirt. (Gazette medicale de Paris, 19. Juillet 1834.)

Anfangs März 1826 ward ein durch Liebe und Eifersucht veranlaßtes Ereigniß der Gegenstand aller Unterhaltung der Hauptstadt Frankreichs, und bestätigte, was Metastasio sagt:

O di soave pianta amara frutto
Furia ingiusta e crudele,
Che di venen ti pasci
E dal fuoco d'amor gelida nasci!

(Du gleichst, Unholdin Eifersucht,
Der aus dem milden Sproß entstammten bittern Frucht!
In Liebesglut bist du, die Frostige, geboren,
Von Gift genährt, am Acheron gegohren.)

Ein fremder Offizier, J. v. X. nämlich, welcher sich seit einiger Zeit in Paris aufhielt, war in eine junge Dame verliebt, die seine Gefühle auch erwiederte. In einem Anfalle von Eifersucht erklärt er der Geliebten, er werde sie auf ewig verlassen. Der Abend vergeht, ohne daß er zu der immer noch Angebeteten zurückkehrt; am folgenden Tage erhält

er einen Brief; er erkennt die Handschrift. „Ich weiß alles, was sie mir sagen kann!“ ruft er aus und will den Brief nicht lesen. Mit diesen Worten legt er ihn auf den Tisch und schreitet mit sichtbarer Gemüthsbewegung auf und ab, die Blicke immer auf das fatale Papier heftend. Nach kurzem Bedenken entschließt er sich doch, zum letzten Mal anzusehen, was ihre Hand niedergeschrieben hat; er erbricht das Siegel und liest: „in wenig Stunden bin ich nicht mehr unter den Lebenden.“ Weibergeschwätz! denkt er bei sich selbst; eilt aber nichts desto weniger die Treppe hinab und nach der Wohnung der Geliebten. Von ihrem Mädchen erfährt er, daß sie ausgegangen sey, und er tritt, um sie zu erwarten, in das Zimmer, wo an ihrem Schreibepult der Schlüssel steckt. J. v. X. öffnet es unter Herzklopfen; ein Brief mit der Aufschrift: „an mein Kammermädchen Louise,“ fällt ihm in die Augen und nach schnell erbrochenem Siegel liest er: „um Dir Deine Sorgfalt zu lohnen, gute Louise, vermache ich Dir meine Garderobe und 5000 Franken, welche Dir mein Notar zustellen wird.“ Wie ein Wahnsinniger stürzt J. v. X. aus dem Hause; am Pont-Royal sieht er eine außerordentliche Menge Menschen um eine sehr schöne Frau versammelt, die eben aus dem Flusse gezogen ward und die man bis jetzt vergebens bemüht war, in's Leben zurückzurufen. Man denke sich den entsetzlichen Zustand des armen Liebhabers, als er in der Unglücklichen seine Geliebte erkennt! Er läßt sie in ein nahes Haus bringen und einen berühmten preußischen Arzt herbeirufen. Während dessen war sie zur Besinnung gekommen; um ihr jedoch keine gefährliche Erschütterung zu verursachen, hatte man den Geliebten entfernt. Nach einer kurzen Unterredung mit diesem tritt der Arzt, Dr. R., in's Zimmer der Kranken, die, alle Pflege zurückweisend, von Neuem den Tod verlangt, und äußert auf eine behutsame Weise, er komme von J. v. X. Bei diesem Namen entstürzt ihr ein Thränenstrom, der allmählig ihre heftige Gemüthsbewegung beschwichtigt, sie bequemt sich, ärztliche Hülfe anzunehmen und zu leben. Jetzt ist sie außer Gefahr und J. v. X. wonnetrunken an ihrer Seite.

Aus ähnlichen Gründen vergiftete sich im März 1826

in **Lyon** ein junger Mann von 22 Jahren **mit** sieben Gran **Opium**. Eine Liebschaft nämlich, gegen welche seine Verwandten thätig waren, bewog ihn zu diesem schrecklichen Entschlusse. Er schrieb seinen Eltern die Ursache seines Todes und hat den Brief selbst auf die Post gethan, nachdem er das Opium schon genommen hatte. Er langte noch zur rechten Zeit in seiner Wohnung wieder an, um dort zu sterben.

Die Ruchlosigkeit, den Selbstmord betreffend, auf's höchste zu treiben, bildete sich in **Paris** sogar **eine „Gesellschaft der Freunde des Selbstmordes,“** deren Mitglieder sich auf 12 belief. Alljährlich sollen die Namen derselben in eine Urne gemischt, und durch das Loos derjenige bestimmt werden, welcher sich in Gegenwart der übrigen das Leben zu nehmen hat. Jedes Mitglied dieser rasenden Vereinigung, welche beweist, in welchen Abgrund Mangel an Religion und Sittlichkeit führen kann, soll nach den **Statuten** 1) ein Mann von Ehre seyn; 2) er muß Erfahrung haben von der Ungerechtigkeit der Menschen, der Undankbarkeit eines Freundes, der Falschheit einer Gattin oder Geliebten; 3) er muß seit Jahren eine gewisse unbezwingliche Leere in der Seele, ein Mißbehagen haben an Allem, was die Welt hienieden beut.

Es ist der Ausspruch des Dichters:

Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer!

So etwas scheint aber auch fast nur in Paris vorkommen zu können, in diesem einzigen Paris, das so voll und so leer ist, je nachdem die Ansprüche sind, die man an das Leben macht, — das recht wohl für die prangende Krone an dem Giftbaume unserer mißverstandenen Civilisation und Kultur gelten kann, unter dem die Menschen einem künstlichen Tode entgegen kränkeln. Ein ewig zweckloses Streben und Treiben, die müßige Geschäftigkeit, das leere Plaudern ohne Gefühl und Gedanken, das gebückte, gefällige Wesen ohne Theilnahme, die gewaltsame Bewegung ohne Haß und ohne Liebe, zeigen nur Mumien von Menschen, rein ausgeweidet von der Sitte der Zeit, denen die herkömmlichen süßen und freundlichen Manieren, wie eingelegte Spezereien den todten Körpern, einen

lügnerischen Anstrich von Leben und Gesundheit geben. Ein dampfender, siedender Kessel ist diese Stadt, in dem alle Arten von Leidenschaften, Schlechtigkeiten und Verbrechen mit etwas Tugend, wie Macbeths Hexensuppe, durcheinander kochen.

Unter den weltgeschichtlichen Männern unserer Zeit dürfte wohl Niemand mehr das bei 3) der oben erwähnten Statuten genannte Mißbehagen an Allem, was die Welt hienieden beut, tiefer empfunden und sinniger ausgesprochen haben, als der — unter vielem Andern auch durch sein bestandenes Abenteuer, daß er in einer Stunde und zehn Minuten über den Hellespont schwamm, zum Beweis der Wahrheit der Geschichte Leanders — berühmte Lord Byron in seinen lyrischen Gedichten. Mancher vorurtheilsfreie Leser wird in den nächtlichen Klageliedern des unglücklichen Dichters nur die Stimme seiner Leiden im eignen Busen vernehmen.

„Ich habe mich — (dies sind seine aus dem Englischen in's Deutsche übertragenen Worte) — gefreut auf die Tage des Maien, wie ein spielendes Kind sich freut auf die Blumen des Lenzes! ich habe mich gesehnt nach milden Sommernächten, wie ein Wanderer im einsamen Gebirge sich sehnt nach dem köstlichen Lichte des Mondes.

Ich hoffte, daß mit dem bunten, glänzenden Frühlingsschmucke der Erde auch das Kleid meines Kummers eine hellere Farbe annehmen werde.

Ich wähnte, daß der flötende Gesang der Nachtigallen aus Blüthenzweigen in stillen, Frieden athmenden Mondscheinnächten, die herbe Qual meiner Schmerzen in sanft quellende Wehmuth auflösen möchte.

Der Mai ist gekommen! Rings in neuerwachten, knospenden, Blüthen duftenden Frühlingsleben glänzen Berge und Wälder; über grüne, blumige Wiesenmatten rinnen mit leisem Gemurmel perlende Quellen, aus denen plätschernde Silberfischchen dem erwärmenden Lichtstrahl entgegen hüpfen; und über mir, in der heitern, sonnigen Bläue des Himmels, erinnern mich tausend fröhliche Stimmen, daß auch ich einst in ähnlichen Tagen — glücklich gewesen! —

Schweigt, ihr liebeflötenden, zärtlichen Nachtigallen, mit

dem sanft schmelzenden Klagelaut! ach ihr wecket vergebens die Sehnsucht in meinem Busen nach jenen glücklichen Tagen, da auch in meinem Herzen noch die ersten süßen Gefühle der Liebe wohnten!

Säuselt nicht so lieblich, ihr duftenden Blüthenzweige, sanft von dem leisen Fittig des würzenden Westwindes durchfächelt! — ach, ihr könnt nicht wie sonst süßen Frieden flüstern in die von jahrelangem, tiefzehrendem Gram zerrissene Seele! —

Ob ich seufzend trauere um die verlorenen schönsten Güter des Lebens?

Armer Thor! was wähnst du zu gewinnen? was kannst du verlieren in dieser kurzen Spanne des kümmerlichsten Lebens?

Ich habe nichts verloren, ich besaß nichts, als ich, ein nackter Wurm, ausgesetzt wurde an das bodenlose Ufer der, Sturmes gleich, vorüber rauschenden Zeit. Ich wünsche nichts, ich begehre nichts; und habe auch keine Lust, irgend ein neues zerbrechliches Spielwerk, womit ich wie ein träumendes Kind, in tauber Blindheit meine Tage hintändeln möchte, mir zu erwerben. —

Oder, ob ich die Süße des Daseyns mit seinen tausendfach abwechselnden Reizen und begierigen Lippen niemals gekostet? —

Meine Sinne sind übersättigt in jeglichem Uebermaß nur zu bald anekelnder Freuden; meine Empfindung ist todt, mein Herz kalt und leer; — und meine Seele fühlt nur eine Qual: die nagende Qual dieses elenden, unter tausend unaufhörlichen Sorgen und Plagen kümmerlich hingeschleppten Lebens. —

Meine Frühlingshoffnung hat mich betrogen! Aber eine neue Hoffnung wird nicht zu Schanden werden, denn sie ist jedem Unglücklichen als letzter Wunsch gestattet; die tröstliche Hoffnung:

daß, wenn der Herbstwind nun zerstörend über die Felder streift, die schweren Früchte unter ihrer Reife sinken, und die falben Blätter von den erstorbenen Zweigen der Bäume im wirbelnden Sturmwind über den nächtlichen Gräbern flattern; —

daß dann auch endlich dieses müde Haupt unter einem kleinen Rasenhügel den Schlaf und die Ruhe finden werde, die ihm im Leben nur allzulange versagt war. — Dann erst wird unter der eisigen Rinde des erstarrenden Winters die verzehrende Gluth dieses Herzens erkalten.“ — (Lord Byron wünschte den Tod mehr, als er ihn fürchtete. „Ich habe das Leben herzlich satt,“ äußerte er eines Tages; „die Stunde, wo ich scheide, soll mir willkommen seyn. Warum könnte mir der Abschied wehe thun? Kann mir das Leben noch eine Freude gewähren? Hab' ich nicht Alles bis zum Ueberdrusse genossen? Wenig Menschen können schneller gelebt haben, als ich. Ich bin im buchstäblichen Sinne des Wortes ein junger Greis. Kaum mannbar, hatte ich den Scheitelpunkt des Ruhmes erreicht!“ Mit einem Worte, der edle Lord hatte sich übersättigt und wünschte darum oft, das Leben zu verlassen.)

Cleveland, natürlicher Sohn Cromwell's, welcher, am Spleen leidend, dem Selbstmorde nahe war, bekannte Folgendes darüber:

„Die Anstrengung, mein tiefes Schmerzgefühl zu bekämpfen, mich meinen Freunden heiter und ruhig zu zeigen, zerstörte vollends die Kraft des Körpers. Die häufigen Spaziergänge in den dunkelsten Gartenräumen sollten meiner Gesundheit dienlich seyn, aber sie nährten und verstärkten das Uebel; jene unerklärliche Menschenscheu, die Unbehaglichkeit beim Zusammentreffen mit jedem lebenden Wesen, das stete Zwiegespräch mit dem eigenen Selbst.

So war allgemach der Spleen, das unsichtbare Lebensschrecken, dieser in seiner zerstörenden Kraft nur unter meinen Landsleuten einheimische Vampyr, über mich gekommen. Reizlos und unerträglich starrte die Gegenwart mich an, die Zukunft winkte mir nur deshalb tröstend, weil der Tod zwischen ihr und dem Leben lag.

Ich war mit dem Gedanken an Selbstmord bald befreundet; Eins befremdet mich nur: daß mir die Anwandlung zur plötzlichen Erlösung vom Geistesdruck nicht früher gekommen war. Ich suchte ein Heilmittel wider den Seelenschmerz, sagt' ich mir selbst, jetzt habe ich es gefunden — es

ist einfach, kurz und gewissermaßen durch meine Leiden nicht blos gerechtfertigt, sondern geboten. Die größten Männer haben den Selbstmord als letztes Auskunftsmittel gebraucht: Cato, Demosthenes, Mithritades, Marcus Antonius. Das schwärzeste Gift der Verzweiflung strömte durch meine Adern."

Als Cleveland sich eben in seinen Degen stürzen wollte, löste der Anblick seiner Kinder die starre Rinde von seinem Herzen. — Es giebt weder eine Theorie der Weisheit, noch eine Praxis der Narrheit, die das Herz versteinern könnte gegen die Eindrücke der Natur.

„Ach der Kummer," rief er aus, „hatte seine Wurzeln tief und fest in mein inneres Leben geschlagen. Wie hätte ich Sinn für irgend eine Zerstreuung fassen können?"

Lord Bolingbroke, nachdem er lange genug über Zeit, Menschen, Welt, Seele, Unsterblichkeit rc. gegrübelt hatte, rief endlich eines Tages aus: „Meine Freunde, ich zweifle noch immer; aber jetzt will ich mich aufklären!" — und so — ermordete er sich selbst.

In London stürzte sich im Februar 1833 ein Mädchen von noch nicht zehn Jahren in die Themse, weil sie einen Schilling, den ihre Schwester ihr zum Ankaufe einer Kleinigkeit gegeben, dazu verwandt hatte, in's Theater zu gehen, und den Vorwürfen entgehen wollte, die sie zu Hause erwarteten. Sie wurde von einem Vorübergehenden gerettet und ihrer Familie zurückgegeben.

Unter einer Menge von auf dem britischen Schiffe „the Thames" eingeschifften Passagieren, welches im Monat Juni 1808 von Leith nach London segelte, befand sich einer, der überaus niedergeschlagen war. In einem Augenblick, wo er und noch ein Passagier sich in der Schiffs-Cajüte allein befanden, alle übrigen aber eben auf dem Verdeck waren, zog er seine Uhr und zwei Guineen aus der Tasche und sagte zu seinem ihm sonst unbekannten Reisegefährten: „Junger Mann! Vielleicht habt Ihr einige kleine Schulden, die Ihr gern bezahlen möchtet?" Der Andere antwortete: er sey Niemandem etwas schuldig. „Gut!" erwiederte der Erste, „so

könnt Ihr doch diese Uhr und das Geld von mir annehmen; denn sie sind doch besser in Euern Händen, als — im Abgrunde des Meeres." — Der bestürzte Jüngling, der, nach dieser auffallenden Aeußerung, nichts Gutes ahnete, eilte auf's Verdeck, um den Schiffskapitän davon zu benachrichtigen; allein ehe sie wieder herunter kamen, hatte sich der Schwermüthige bereits aus einem Cajütenfenster in's Meer gestürzt — allein auch vorher gesehen, daß man ein Boot aussetzen würde, um ihn zu retten. Dieser Hemmung seines Todes aber vorzubeugen, hatte er vor dem Sturze in's Meer sich die Gurgel abgeschnitten. Das Boot, das den Körper bald erreichte, fand ihn in diesem Zustande, aber noch lebend, und so wurde er blutend auf's Schiff zurückgebracht, wo er jedoch wenige Stunden nachher starb. Ein Hund, der das aus der Wunde häufig fließende Blut leckte, und davon durch die Matrosen verjagt wurde, zeigte zwei Tage nachher alle Symptome der Hundswuth, daher man nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihn in's Meer zu werfen.

Chatterton, der bekannte talentvolle junge Dichter, welcher schon in dem Alter von 16 Jahren durch seine unter dem Namen des alten englischen Dichters Rowley herausgegebenen Gedichte die Aufmerksamkeit des literarischen Publikums auf sich zog, endete sein Leben in einem Anfall von Schwermuth, von gebrochenem Herzen, durch Gift. 1790.

Im Jahr 1826 stürzten sich drei Schwestern, junge Engländerinnen, durch einen Shawl zusammengebunden, in die Aar, weil die vierte war entführt worden. Auch ihre Zurückkunft konnte sie nicht versöhnen, sie glaubten einer solchen Schmach der Familie erliegen zu müssen.

Wie sehr auch in Deutschland, besonders im preußischen Staat, der Selbstmord in unserer Zeit zugenommen hat, lehrt die Thatsache, daß die Zahl der Selbstmörder in zehn preußischen Provinzen binnen fünf Jahren 3862 betrug, wovon Berlin die Hauptschuld trägt. Unter den im Jahre 1825 in Berlin gestorbenen 6426 Personen befanden sich 47 Selbstmörder.

Im Jahr 1826 nahm auch ein Preuße im Auslande,

ein Arzt, Bürger aus Halle, der im J. 1825 zu Constantinopel zur muhamedanischen Religion überging und nachher seinen Schritt sich zu Gemüthe zog, sich das Leben.

In der einen Stadt Deutschlands stand die hübsche junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers jeden Morgen auf der Brücke, in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Wind sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg zum Thore hinan. Dort ging's nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein Soldat, ein Franzos, hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das sie beim Abschiede getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem ungewohnten nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, sie immer reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an. Es hatte die Farbe verloren, war hier und da zerrissen und ganz unkenntlich geworden, wie sie selber. Man erzählte, daß sie auf die Frage, wer sie sey, nichts erwiedert, als: „ich bin Braut." Endlich sah sie die Straße zum Thore nicht mehr hinan, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Nur Einem jagte dieß Angst ein, er dachte an Unglück, aber Niemand wollte dasselbe glauben. Eines Morgens stand dieß hübsche, gefühlvolle, liebende Wesen nicht mehr da und Mittags ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen.

Andere Städte Deutschlands zeichnen sich ebenfalls durch Selbstmord aus, z. B. Hamburg. Bei nordöstlichen, tobenden, rauhen Stürmen war der Winter 180$\frac{8}{9}$ daselbst grimmig. Düsteres Grabgeläute der Thürme kündigte die in Masse sterbenden Alten und durch plötzliche Todesfälle hinweggerafften Jungen an. Ein ganzes Heer epidemischer und schnell tödtender Krankheiten war hereingebrochen. Den damals häufig zu Hamburg vorkommenden Selbstmord — sonst dort eine ungewöhnliche Erscheinung — war man geneigt der durch Heftigkeit und Wechsel dieses Winters bewirkten Affection des

Gehirns zuzuschreiben. Es erschossen sich daselbst innerhalb 8 Tagen 3 Menschen. — Ein Taugenichts, ein Bediente, den sein Herr fortgeschickt hatte, lies ihm, malitiös genug, seine zerschmetterte Hirnschale auf der Haustreppe zurück; ein anderer dieser Classe erschoß sich in seinem Zimmer, aus beleidigtem Ehrgeize, weil sein Herr sich hatte darin — pudern lassen! — In den letztern Jahren verhielt sich, nach Grohmann, die Zahl der Selbstmorde zu Hamburg wie 45 : 100,000.

In dem kleinen Stadtgebiete von Frankfurt a. M. fielen im J. 1823 hundert Selbstmorde vor. Auch im Winter $18\frac{25}{26}$ raffte daselbst die schreckliche Geistesverwirrung des Selbstmordes mehrfache Opfer hinweg.

Ein Brief daher theilt Folgendes mit:

„Sie meinen: ich sey von allzugünstigen Vorurtheilen für meinen neuen Aufenthaltsort eingenommen, und sähe nur die Rose, ohne ihre Dornen bemerken zu wollen. Glauben Sie das nicht. Trübe Gedanken sind in diesen Tagen durch meine Seele gegangen, und ihre Veranlassung liegt in einer moralischen Pest, der hier manches Opfer fällt. Ich rede von der Pest der Speculationssucht in Staatspapieren, diesem Fluche, den die gegenwärtige Zeit über große und kleine Handelsstädte verhängt hat. Wer einmal der täuschenden Hoffnung, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden und über alle Sorgen erhaben zu seyn, in seiner Seele Raum gegeben hat, wer sich durch das Beispiel Einzelner, denen das für den Augenblick gelungen zu seyn scheint, zu dem gefährlichen Börsenspiel hat verleiten lassen, der sehe sich nur gleich für einen Fremden in seinem eigenen Hause und gegen die Seinigen an, der ahne schon in sich selbst den Verderber seines häuslichen und bürgerlichen Glücks, den Störer seiner Gemüthsruhe und seiner geistigen Fähigkeit. Kann auch der, welcher in einem beständigen Krieg der lauernden Intrigue gegen Andere lebt, und nur gewinnen kann, wo diese verlieren, eines wahren Seelenfriedens noch fähig seyn? Kann der, welchem die Menschheit in einzelnen Individuen feindselig und Verderben drohend gegenüber steht, seiner Hausfrau ein heiterer, beglückender Gefährte, seinen Kindern ein liebevoller Vater, seinen

Mitbürgern ein treuer Freund seyn? Wird endlich ein Bedauernswerther, dessen Geist mit dem Stande der Staatspapiere schwankt, und in diesen nur den einzigen, ihm noch wichtigen Anziehungspunkt findet, nicht untergehen für alles Schöne und Große, was die Menschheit berührt und dem Leben seinen eigentlichen höhern Werth giebt? Bricht dann mit einem Mal das Papiergebäude seiner Hoffnungen zusammen, und sieht er vernichtet, was in seiner immer unterhaltenen ungeheuern Spannung ihm nur noch allein einen Reiz für das Leben geben konnte; dann weiß sein verarmter Geist, seine abgestumpfte Seele, der nun zu spät das Gefühl der Strafbarkeit eines solchen Strebens klar wird, keinen andern Ausweg, als den — Selbstmord. Damit hat die Laufbahn so manches Papierspeculanten geschlossen; das ist ein Bild, zu dem es leider! an Originalen nicht fehlt. Die Beispiele solcher Unglücklichen stören wohl auf einige Zeit die Emsigkeit der übrigen Speculanten; wie bald ist aber doch das Mißgeschick des Nachbarn vergessen, wo die Gewinnsucht wieder ihre Hebel anlegt, um einen neuen Kandidaten des Selbstmords herbeizuschaffen!“

Zu Erfurt wurden im Jahre 1823 binnen zehn Tagen fünf Menschen eine Beute des Selbstmordes.

In Jena sind seit dem Jahre 1561 bis jetzt ungleich mehr Menschen durch Duelle ꝛc. umgekommen, als durch Selbstmorde, durch jene nämlich innerhalb 260 Jahren ohngefähr 53, größtentheils Studenten, durch diesen vom Jahre 1715 bis 1819, also ohngefähr seit 100 Jahren — so viel mir davon bekannt wurden — nur 17, von denen ich 9 persönlich kannte, mehrere davon nach begangener That selbst sah. Die — größtentheils auch in Spangenberg's Handbuch der in Jena seit beinahe 500 Jahren dahin geschiedenen Gelehrten, Künstler, Studenten ꝛc., Jena 1819, erwähnten — Selbstentleibungen in Jena fielen vor in den Jahren 1715, 1728, 1731, 1772, 1782, 1790, 1792, 1798, 1800, 1801, 1805, zwei im J. 1808, zwei im J. 1814. — Der erste (im J. 1715), ein Dr. medic., erhing sich in seiner Melancholie am 3. October, ein Zweiter, ein Dr. juris, erstach

sich, fünfe erschossen sich, zwei (von welchen der Eine, Raths-schreiber Vorberg, an einer Krümmung des Rückgrats litt) stürzten sich aus ihren Wohnungen herab, drei ertränkten sich, und ein Stud. theol. schnitt sich am 7. August 1808 die eine Speichenpulsader entzwei, nachdem er vorher sechs Quent Opiumtinctur genommen. (S. Schlegel's Material. f. die Staatsarzneiwissenschaft ꝛc. 8te Samml. S. 181 — 189.)

Unter denen, die sich selbst erschossen, befand sich auch der Stud. juris Friedrich v. T. a. H. und der Stud. theol. P. aus Riga. — v. T. war in dem einen Collegium über Philosophie mein nächster Nachbar, ein fleißiger, liebenswürdiger Mensch, doch eine tiefe Schwermuth hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt, wegen eines mißgestalteten Fußes, worüber er sich höchst unglücklich fühlte. Ich wohnte mit ihm in ein und derselben Straße, blickte eben am 26. October 1790 Abends 5 Uhr von meinem Wohnzimmer aus zufällig nach seinen Fenstern hin, hörte einen Schuß, sah bald hierauf Rauch aus dem Zugloche seines Zimmers strömen, eilte hin und fand ihn entseelt in seinem Blute. — Höchst wahrscheinlich ist die Person, von welcher Herr Dr. J. J. Sachs im Gesellschafter vom 24. Juli 1834 referirt, ein und dieselbe, indem es dort heißt: „Ein an Geistes- und Herzensvorzügen reicher Student war, bis auf einen Pferdefuß auch körperlich wohlgebildet. Dieser Mißgestaltung wegen kam er wenig in's Publikum und machte sich einen Plan, wie er nach vollendeten Studien in möglichster Zurückgezogenheit ein thätiges und nützliches Leben führen wolle. Allein das Schicksal wollte ihn zum Assessor in einem Landeskollegium und zum Kammerjunker bei Hofe machen. In den sich entgegengesetzten Gefühlen, daß er dieses Anerbieten, seiner in der Residenz lebenden Mutter und Schwester wegen, nicht ausschlagen, aber auch mit seinem verkrüppelten Fuße unmöglich in der Residenz, zumal bei Hofe, leben könne, erschoß er sich, nachdem er seine Empfindungen zu Papier gebracht hatte.“ — P. trug mir noch wenige Tage vor dem 13. October 1792 auf dem Fortepiano mit eben so viel Fertigkeit als Delicatesse verschiedene Arbeiten der trefflichsten Tonkünstler vor, und an jenem verhäng-

nißvollen Tage fand ich ihn auf dem romantischen Fuchsthurmberge bei Jena mit zerschmettertem Kopfe liegen. Die Veranlassung zu diesem Schritte blieb mir unbekannt.

Folgendes Bruchstück aus dem Briefe eines Studierenden, welcher der Freund eines ähnlichen Unglücklichen, des Stud. A. G. Scharfenberg in Jena, war, giebt Aufschluß über den Gemüthszustand des Letzteren, so wie über die Ansicht des Verfassers jenes Briefs: „Der Entleibte war mein Freund. Ich und L. waren seine einzigen Vertrauten. Er war unstreitig der größte Geist unter allen Studenten, voll tiefen Gefühls, voll Gründlichkeit und Wahrheit, obgleich meine edlen Zunftgenossen die Ursache seines Todes vergebens in den Wasserblasen des Kopfes gesucht haben. Er war Necessarianer, Fatalist, und dennoch stand er höher als alle Moral und war moralischer als alle Moralisten. Keine Spur von Sinnlichkeit war an ihm zu finden, sein ganzes Wesen war aus reiner, fleckenloser Liebe zusammengesetzt. Seine Bedürfnisse waren gering, weil seine Natur unverdorben war, sein Geschmack höchst einfach und unschuldig.

Mit der Welt stand er in keiner Berührung mehr, als daß er aß und trank. Er war so glücklich, so selig, daß er (wie er noch ehegestern zu mir sagte) zum Tode reif zu seyn glaubte.

Kein Schmerz, keine Verzweiflung trübte die letzten Tage seines Lebens, blos seine Tugend und seine Reinheit haben ihn gemordet. Er war in dem sichersten Besitz des edelsten Mädchens, seiner Liebe lag kein Hinderniß im Wege, er war sich der reinsten Tugend bewußt, und doch kannte er keinen schönern Gedanken, als Rückkehr zur Natur, wie er den Tod nannte. — Noch vor acht Tagen besuchte ich ihn. Lachend öffnete er mir seinen Pult, nahm zwei Pistolen heraus, zeigte mit der einen Hand auf das Auge, mit der andern auf das Herz: „Noch vier Wochen höchstens, mein Lieber," sagte er, „und dann habe ich meinen einzigen Wunsch erreicht." Ich habe alles gethan, um neue Bedürfnisse in ihm zu erwecken, die nur die Welt und das Leben befriedigen können. — — Gestern (3. April 1814) war sein 22ster Geburtstag. — —

Seine Geliebte lud ihn zu einem Spaziergange ein. Unterdessen läßt sie durch ihre jüngere Schwester sein artiges Zimmer ausputzen und einen Lorbeerkranz, einen blühenden Rosenstock und andere kleine Geschenke hineinstellen. Auf dem Spaziergange erzählte er ihr viel Rührendes von seiner Schwester, welche ebenfalls an ihrem 22sten Geburtstage gestorben ist, sucht sie allmählig vorzubereiten, stellt ihr den Tod von der möglichst schönsten Seite dar, seine Augen werden dabei so zärtlich, seine Stimme so sehnend, seine Lippen so blaß und schmerzlich, sein ganzes Wesen so geisterhaft, daß das arme Mädchen die Freude des Augenblickes ganz vergißt und voll banger Ahndung und mit Thränen sich von ihm trennt. Darauf geht er auf sein Zimmer, sieht den hellerleuchteten Tisch mit den schönen Geschenken, ruft dann die Magd mit heiterer Miene und bestellt eine Flasche mit Wein. Wie er sie erhält, verschließt er die Thür, öffnet das Fenster, welches nach der Wohnung seiner Geliebten sieht, setzt sich dann an den Flügel und spielt bis um 8 Uhr. Dann wird es ganz still auf seiner Stube, auch auf der Straße hört man keinen Tritt. Halb 9 Uhr (es ist seine Geburtsstunde) bringt ein ungeheurer Krach die ganze Nachbarschaft in Aufruhr. Seine Geliebte hört den Schuß, schreit: Scharfenberg! und stürzt bewußtlos nieder. Alles stürmt an seine Thür — — sie ist verschlossen. Man sprengt sie mit Gewalt, sieht ihn auf dem Stuhle sitzend mit halbem Kopf, blutend, zuckend und seine Kleider brennend. Nach dem ersten Entsetzen löscht man die brennenden Kleider und nimmt ihm das eine Mordgewehr aus der Hand, das andere lag stückweise in der Stube zersprengt.

Daß Sch. bei weitem höher steht, als Werther, können Sie aus diesem Wenigen sehen. Heute haben wir seinen Leichnam untersucht. Eine gräßliche, nothwendige Uebung für mich, aber ich habe sie männlich bestanden. — Keine Spur von Hypochondrie war an ihm zu sehen, seine Lunge war ohne Tadel, sein ganzer Körperbau gesund und kraftvoll. Ich füge dieses deshalb hinzu, weil ich weiß, daß Sie keine Wasserblasen in seinem Gehirn suchen würden.“ — —

Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, der edle, unglückliche Dichterjüngling — ward zu Münster in Westphalen 1780 geboren. Die Fackel der Poesie beleuchtete schon seine Kindheit. Riesenstark und kühn entwickelte sich des Knaben Phantasie und behauptete das Uebergewicht über alle andere Kräfte der Seele. Seiner Seelenbeherrscherin, Willkühr, überlassen, stürzte sie ihn endlich in den Abgrund. Selbst brach er die üppige, schöne Knospe des geistigen und physischen Lebens, ehe sie sich zur Blüthe entfalten konnte.

Als er nach vollendeter Reise durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz in sein Vaterland zurückgekehrt, ekelte ihn die dortige gesellige Umgebung bald an. Endlich fesselten ihn mit Vortrefflichen seines Alters angeknüpfte Freundschafts-Bande für längere Zeit in der schönen Gegend Jena's. — Drakendorf erwählte er zu seinem Lieblingsaufenthalte. Die Beschäftigung mit seinem Epos füllte seine ganze Seele. Er opferte ihm Speise und Trank, jede Erholung, jeden Umgang, kurz jede andere Freude des Lebens. Aber die Folge dieser gräßlichen Anspannung seiner physischen und geistigen Fähigkeiten war schrecklich. Seine Kraft wurde ihre eigene Zerstörerin. Am 22. November 1805 endete er in Jena sein Leben freiwillig durch einen Sturz aus dem hohen Fenster seiner Wohnung.

In und 2 bis 3 Stunden um Ilmenau, meinem vormaligen Wohnort, fanden vom Jahr 1793 bis 1808, also binnen 16 Jahren, zusammen siebenzehn, theils nur intendirte, größtentheils aber wirklich vollzogene Selbstmorde statt, acht davon in Ilmenau selbst, wovon drei von Fremden verübt wurden, die übrigen in und außerhalb meinem ehemaligen Physikatsbezirk.

Drei Personen wählten Opium, um sich zu tödten. Ein Arzt nahm (am 16. Januar 1793) in seinem 24sten Lebensjahre, weil er unglücklich verheirathet war, zwei Quent Opium und starb nach 4½ Stunde. — Einem ohngefähr 60 Jahr alten französischen Emigranten folterte der rastlose Kummer, daher floh ihn der Schlaf, den er

öfters erst durch wenig, dann durch mehr Mohnsaft herbeizuführen suchte. Endlich nährte er den heißesten Wunsch: doch wenigstens eine Nacht seine Seelenleiden durch Schlaf — noch lieber auf immer — zu verscheuchen. Der Unglückliche nahm nämlich 12 bis 15 Gran Opium, früh 4 Uhr am 30. April 1795, in Pillen, aus Gram über mehrere von seiner Familie, die mit der Guillotine waren hingerichtet worden. Er starb am 2. Mai früh 8 Uhr. — Ein Kaufmann, etwa 30 Jahr alt, unglücklich verheirathet, nahm neunzig Gran rohes Opium. Ich rettete ihn; wie? findet man in der 2ten Sammlung meiner Materialien f. d. St. A. W. S. 143 ꝛc. — Den 19. April 1797 knüpfte sich ein 60jähriger Bauer nach einem ehelichen Zwist mittelst eines Strickes auf. Er wurde abgeschnitten und gerettet. — Am 3. Januar 1799 erstach sich ein Oberförster aus Mangel an Selbstvertrauen und aus Kleinmüthigkeit. Der Stich hatte die rechte Herzkammer getroffen. — Am 11. Februar 1801 stürzte sich ein 58jähriger Landmann in's Wasser, ward aber gerettet. Er litt vorher an Melancholia errabunda. Nach der That ging dieser rastlose Wahnsinn in dumpfen Wahnsinn über, in welchem der Kranke 3 Jahre nachher starb. Seine Mutter hatte als dreitägige Wöchnerin in demselben Elemente den Tod gesucht und gefunden. — Am 16. April 1808 erschoß sich ein junger Mann, ein Doctor juris. Die linke Herzkammer war getroffen. — Er sah viele Hoffnung vor sich und das machte ihn leichtsinnig, stolz und verschwenderisch; er wagte im Spiel zu viel und glaubte: es sey nun kein andrer Weg für ihn übrig.

Ein gesunder, wohlgewachsener Jüngling, 25 Jahre alt, Metzgermeister, liebte ein junges, schönes Mädchen, die Tochter eines geschickten Schneiders, und wünschte, sie heirathen zu dürfen. Doch sein Vater, Gastwirth und Rathsherr, verweigerte ihm seine Erlaubniß dazu. Am 5. Mai 1809 kaufte sich der liebende Jüngling Tuch zu einem Rocke, den er bei seinem präsumtiven Schwiegervater wollte machen lassen. Allein sein Vater ließ am 6. Mai Vormittags das Tuch von ge-

dachtem Schneider wieder holen, weil er nicht wollte, daß dieser den Rock machen sollte, worüber — leicht begreiflich — der Sohn ganz entrüstet ward.

Mittags aß er noch mit seinem Vater, Nachmittags kam er zu einem Bürger, trank da für 6 Pf. Branntwein, sah eine Pistole an einem Balken hängen, sprach den Besitzer derselben darum an, unter dem Vorwandte, Ratten in seinem Keller damit vertilgen zu wollen. — Nachmittags gegen 3 Uhr bemerkte jemand, daß Dampf aus der Schlafkammer jenes jungen Menschen drang. Sein Vater fand sie verschlossen, trat sie auf. Sie war ganz voll Rauch. Auf dem über und über glimmenden Bette lag der Jüngling entseelt, mit brennenden Kleidern. Man dämpfte das Feuer, fand unter der Herzgrube des Unglücklichen eine ziemlich große Schußwunde, seine Haut hier und da ganz braun gebrannt, neben dem Bette eine abgeschossene Pistole, in dem einen Kammerfenster ein Papier mit etwas Schießpulver, in dem andern einige Bleikugeln. — Niemand hatte den Schuß gehört. Eine Stunde vor dieser That besuchte der Jüngling noch zwei seiner Nachbarn. Keiner derselben bemerkte einen solchen Vorsatz an ihm. — Außer jenem von seinem Vater gemißbilligten Liebeshandel und Umgange mit der erwähnten Bürgerstochter, ergab sich keine Ursache zu diesem Entschlusse, und eben so wenig irgend eine den Selbstmord ausschließende Vermuthung. — Die Section unterblieb.

Eine 54jährige Wittwe versuchte mehreremale sich das Leben zu nehmen, zum ersten Male durch Opium, hierauf Anfangs Octob. 1809, dadurch, daß sie zur Ader ließ, um dann die Vene aufzureißen und sich zu verbluten; allein man hinderte sie an der Vollendung dieses Selbstmordes. Zum dritten Male (am 8. Oct. 1809) vergiftete sie sich durch 1 Loth Grünspan. Ich rettete sie, wie aus dem 1. B. meiner neuen Mater. f. d. St. A. W. v. Jahre 1819. S. 141—145 erhellet. Dennoch versuchte sie nun, um des Todes gewiß zu seyn, sich den Hals abzuschneiden. Ich vereinigte die nur durch die Haut und die äußern Muskeln gedrungene Wunde. Die verübte That schien,

wie gewöhnlich, einstweilen der Schwermuth ein Ende gemacht zu haben, jedoch im Frühling 1810 hinterging sie zum fünften Mal die Wachsamkeit ihrer Familie und machte eben so unvermuthet als plötzlich ihrem Leben durch den Strick ein Ende — ein Seitenstück zu dem 18jährigen Mädchen, Lydia Olds zu Andovar in England, die sich binnen zwei Jahren sechsmal das Leben zu nehmen versucht hatte, das erste Mal mit Laudanum, das zweite Mal mit Aufhängen, das dritte und vierte Mal mit Kehlabschneiden, das fünfte Mal mit Erschießen. Erst zum sechsten Male erreichte sie ihren Zweck (am 25. Dec. 1824) durch Vergiftung mit Arsenik.

Ein Jüngling, welcher blind zu werden und somit sich nicht mehr seinen Unterhalt erwerben zu können fürchtete, stürzte sich in Ilmenau bei hellem Tage, im Angesicht mehrerer Menschen, vom Kirchthurme herab. — Diese und die folgenden Worte bestätigen die Wahrheit:

„Mille modis morimur mortales, nascimur uno,
Una via est vitae, moriendi mille Figurae.“

Den Selbstmord findet man bei dem Leibeigenen auf den russischen Steppen, wie bei den gebildetsten Nationen der Erde; zu allen Zeiten wurde er geübt, und weder sclavische noch freie Völker waren jemals von ihm ausgeschlossen. Eine Thatsache, die so allgemein verbreitet ist, bei Menschen, die in Beziehung auf Religion, Sitten, Volkscharakter und Gesetze so unendlich verschieden sind, muß in der menschlichen Natur selbst begründet seyn. (S. Bicke's Statistick. Der Selbstmord nach verschiedenen Nationen betrachtet, im Hesperus vom 16. August 1832.)

Ist auch der Bewegungsgrund, um das Dasein freiwillig zu verkürzen, noch so verschieden, so läßt er sich doch stets auf eine Hauptursache zurückführen, nämlich die des Mißverhältnisses der Ansprüche an das Leben zu den äußern Umständen. Getäuschter Ehrgeiz, betrogene Liebe, häuslicher Verdruß

Verlust des Vermögens, Zurücksetzung, körperliche Leiden, Irreligiosität und Fanatismus sind die Veranlassung des Selbstmords und beweisen, daß derselbe meistens aus Mangel an Kraft, den Ereignissen Trotz zu bieten, entspringe. Diese der Gewalt der Leidenschaft unterliegende Schwäche ist aber wohl in gleichem Maße bei rohen, wie bei gebildeten Völkern anzutreffen; man kann daher aus der Menge der Selbstmorde weder auf eine höhere Civilisation, noch auf den Mangel derselben schließen.

Daß die hauptsächlichste Veranlassung der Selbstentleibung das Mißverhältniß zwischen den Anforderungen und den äußern Lebensverhältnissen sey, gehet noch besonders daraus hervor, daß ruhige, einfache und genügsame Völker, mögen sie nun die reichsten Gaben der Natur genießen, oder den bittersten Mangel leiden, — Italiener und Schweden, — nur wenige Selbstmörder zählen; dagegen finden wir deren viele in industriösen Ländern, wo der Volksgeist aufgeregt ist und nach einem Ziele strebt, das er vergebens zu erreichen sucht. Es ist kein wirkliches Elend und keine größere Noth und Entbehrungen, welche die Menschen dort zur Entleibung treibt, sondern Ueberschätzung der eigenen Kräfte und Unvermögen, die Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse richtig zu beurtheilen. Ehemals bildeten sich die höhern Standesklassen nur allmählich und nach dem wahren Bedürfniß der Staatsvereine; heute sieht man ein unablässliches Drängen; jeder will eine höhere Stufe ersteigen und wenn auch ein Bestreben nach dem Höheren im Allgemeinen gelobt werden muß, so verdient es doch Mißbilligung, wenn ohne Berücksichtigung der Kräfte und Mittel ein Unternehmen gewagt wird, das blos gelingen kann, wenn es auf einer festen Grundlage ruhet. Wer sich getäuscht sieht in seinen überspannten Erwartungen, erwacht dann aus seinen Träumereien mit dem Wahn, sein Lebensziel durch ungerechtes Verhängniß verfehlt zu haben und endigt seine Laufbahn eben so unmännlich, als er sie angetreten hat.

Eine gleiche Ursache des Selbstmordes findet zwar bei rohen Völkern gar nicht, oder doch nur in geringerem Grade statt; indessen hieße es die menschliche Natur verkennen, wenn

man denselben alles Gefühl für einen höheren und besseren Zustand als der, in dem sie sich befinden, absprechen wollte. Früh oder spät erwacht jede Natur aus einem niedrigen Zustande. Wie der Wurm sich krümmt gegen den Fuß, der ihn drückt, lehnt der Sclave sich auf gegen die Gewalt, die ihn in Fesseln schmiedet, und ist er unfähig, sich davon zu befreien, so entsagt er einem Leben, das für ihn keinen Werth haben kann.

In den Städten, vorzüglich in den Haupt- und großen Handelsstädten, vereinigen sich besonders viele Umstände, welche als Hauptursache des Selbstmordes anzusehen sind. Außerdem daß sich hier Alles in dem Wahn drängt, Würde und Reichthum zu erwerben, während eben durch die große Concurrenz die Meisten ihr Ziel verfehlen, bildet der Luxus der Großen einen zu grellen Gegensatz mit der Lage eines in seinen Erwartungen Getäuschten, als daß er nicht hie und da zu dem verzweifeltsten Ausweg getrieben werden sollte, ja die hier strömenden Reichthümer verbreiten ihren Schein bis zu den niedrigsten Volksklassen, welche den ungeheuern Abstand gegen ihren kärglichen Erwerb um so schmerzlicher empfinden, als ihnen die mit dem Glanze verbundenen Sorgen geheim bleiben, und viele entsagen einem Leben, das sie an einem andern Ort in häuslichem Glück zugebracht hätten.

Da der Selbstmord nach den so eben entwickelten Ansichten bedingt wird einestheils durch den Zustand, in dem sich das Volk befindet, anderntheils durch die äußeren Verhältnisse, welche diesen Zustand begünstigen oder erschweren, so scheint die in unserer Zeit größere Menge der Selbstmörder zu beweisen, daß entweder die Ansprüche eines bedeutenden Theils der Bevölkerung überspannt sind, oder daß die Zeitumstände mit dem allgemeinen Bedürfniß nicht übereinstimmen. Wirklich setzt es die seit 10 bis 15 Jahren fortwährend steigende Zahl der Selbstmorde außer Zweifel, daß die Aufregung der Geister die Gränzen der Erfahrung und Vernunft überschritten habe.

Welches aber auch die Ursache der Selbstentleibungen und ihrer großen Vermehrung sey, so wird doch immer eine vergleichende Darstellung über diesen Gegenstand einen Beitrag

zur Kenntniß des politischen und moralischen Volkszustandes liefern. Es ist dies freilich ein Versuch, dem Vollständigkeit um so mehr abgeht, je seltener die Materialien in dieser Beziehung sind, aber er trägt vielleicht dazu bei, andere zu veranlassen, die begonnenen Forschungen fortzusetzen.

Man hat die Länder von den Städten getrennt, um einestheils die Uebersicht zu erleichtern, anderntheils in Betreff jeder Abtheilung einige Bemerkungen beizufügen.

Erste Abtheilung.

Länder.	Selbstmorde auf Indiv. d. Bevölk.
1) Königreich Schweden	1 auf 92,375
2) Gouvernement Mailand	1 — 72,570
3) Russisches Reich 1819—1820	1 — 36,860
desgleichen 1824—1827	1 — 34,246
4) Königreich Preußen	1 — 14,224
5) Königreich Sachsen	1 — 8,446

Im Königreich Schweden haben sich in fünf Jahren (von 1820 bis 1824) 151 Individuen (jährlich 30) entleibt; die Durchschnitts-Bevölkerung für jene Periode beträgt 2,771,252 Seelen, mithin kommt ein Selbstmord auf 92,375 Individuen, ein sehr geringes Verhältniß gegen Preußen und Sachsen, doch immerhin groß genug, wenn die einfachen Sitten der Schweden, ihre wenigen Städte und ihre zerstreuten Wohnungen, wodurch sie nur in geringer gesellschaftlicher Verbindung stehen, in Betracht gezogen werden.

Die Berechnung für das Gouvernement Mailand ist nach Melchior Gioja und bezieht sich auf zehn Jahre von 1817 bis 1826. Die 8 Kreise — Bevölkerung 2,310,255 Seelen — folgen nach der Menge der Sebstmörder in nachstehender Ordnung.

		Individ. der Bevölkerung.
1) Kreis Lodi	jährl.	1 auf 19,410
2) — Mailand, ohne die Stadt,	—	1 — 35,217
3) — Cremona	—	1 — 72,747

			Individ. der Bevölkerung.
4) Kreis Mantua	. . . .	jährl.	1 auf 79,082
5) —	Bergamo	—	1 — 82,012
6) —	Pavia	—	1 — 91,084
7) —	Brescia	—	1 — 100,256
8) —	Como	—	1 — 100,749

Die zwei ersten Kreise ausgenommen, ist die Zahl der Selbstmorde äußerst gering und, wie man sieht, im Durchschnitt kaum größer, als in Schweden; — woher aber das große Mißverhältniß von Lodi — (für Mailand läßt es sich wegen der Nähe der Stadt gleichen Namens erklären,) — im Vergleich zu den andern Kreisen entstehe, darüber wären einige Nachweisungen wünschenswerth gewesen.

Im Russischen Reiche sind in zwei Jahren (1819 und 1820) 1873, jährlich 936, und einige Jahre später (1823 bis 1827) 4087, jährlich 1022 Selbstmorde begangen worden; in dieser mit jedem Jahre steigenden Zahl ist St. Petersburg und Moskau nicht einbegriffen. Rechnet man die (der griechischen Kirche angehörige) Bevölkerung für die erste Periode zu 34½ Million Seelen und für die zweite ½ Million höher, so kommt für jene ein Selbstmord auf 36,860 Individuen, und für die andere einer schon auf 34,246 Individuen.

Das numerische Verhältniß der Selbstentleibungen ist übrigens nach den Gouvernements außerordentlich verschieden; in einigen, und darunter befinden sich gerade die bevölkertsten, kommt auf 100,000 Individuen und mehr nur ein Selbstmord, in anderen schon auf 8 bis 20,000 Individuen, namentlich in den baltischen und sibirischen und denen der Steppen. In Betreff Sibiriens, als des Landes der Verbannten, ist dieß nicht zu verwundern; — auffallend erscheint aber die schnelle Zunahme der Selbstmorde für das ganze Reich in so kurzer Zeit. —

Das Königreich Preußen zählte in fünf Jahren (von 1818 bis 1822) 3862, jährlich 772 Selbstmorde; für jene

Periode ist die Durchschnitts-Bevölkerung 10,981,354 Seelen, es kommt folglich ein Selbstmord auf 14,224 Individuen.

Aber auch in den einzelnen Provinzen des preußischen Staats ist die Menge der Selbstmorde sehr verschieden, am stärksten im Brandenburgischen, wenn man Berlin hinzurechnet; dann folgen Sachsen, Pommern, Schlesien, die wenigsten finden sich in Westphalen und den Rheingegenden. Die folgenden Angaben sind von den Jahren 1822 bis 1826, von 2, 3 und 4 Jahren, also nicht ganz vollständig; auch fehlen mehrere Regierungsbezirke.

Provinzen.		Reg. Bezirke.			
Sachsen	1 auf 7559	Magdeburg	1	auf	6,786
		Merseburg	1	—	8,446
Brandenburg		Frankfurt	1	—	8,697
Pommern	1 auf 10,080	Stettin	1	—	7,129
		Stralsund	1	—	13,202
		Köslin	1	—	17,774
Schlesien	1 auf 14,159	Breslau	1	—	9,346
		Liegnitz	1	—	16,251
		Oppeln	1	—	33,743
Westphalen	1 auf 26,177	Arnsberg	1	—	20,410
		Münster	1	—	38,291

In dem Bezirk von Düsseldorf kommt 1 auf 26,000 und dem von Trier 1 auf 55,500 Individuen. Für die östlichen Provinzen, besonders für Posen, ist ebenfalls die Proportion sehr niedrig. —

Im Jahr 1830 zählte man im Königreich Sachsen 169 Selbstmorde auf eine Bevölkerung von 1,402,066 Seelen, mithin 1 auf 8296 Individuen; ein Zahlenverhältniß, das beinahe ganz mit demjenigen des preußischen Regierungs-Bezirks Merseburg zusammentrifft und etwas niedriger ist, als dasjenige der preußischen Provinz Sachsen.

Unter den vorgenannten Ländern finden wir die größte Zahl der Selbstmörder in Deutschland, und zwar in den Gegenden, die zum Flußgebiet der Elbe und Oder gehören;

den Uebergang bildet Rußland, das in Ansehung der Unkultur und der Civilisation in der Mitte steht; endlich die wenigsten werden in dem am meisten bevölkerten, fruchtbarsten, und wiederum in dem unfruchtbarsten Lande von Europa, in der Lombardei und in Schweden, angetroffen.

Zweite Abtheilung.

	Städte.	Indiv. d. Bevölk.
Rußland	St. Petersburg	1 auf 416
England	London im 18. Jahrhundert	1 — 10,572
	— 19. —	1 — 21,491
Frankreich	Paris, Dep. d. Seine, ..	1 — 2,215
Schweiz	Genf	1 — 3,714
Deutschland....	Berlin 1788 — 1797	1 — 23,066
	— 1798 — 1807	1 — 12,917
	— 1813 — 1822	1 — 3,312
	Hamburg	1 — 4,800
	Leipzig............	1 — 3,143
Italien......	Mailand...........	1 — 18,021
	Neapel............	1 — 27,230
Vereinigte Staaten von Nord-Amerika	New-York	1 — 9,474
	Baltimore	1 — 15,696
	Philadelphia	1 — 20,000

Wenn die Angabe von St. Petersburg — (Bulletin universel. Section VI. Tab. XVIII.) nicht auf einem Irrthum beruht, so muß die große Menge von 5263 Selbstmorden in den fünf Jahren 1823 — 1827, also jährlich 1052, Erstaunen erregen; es kommt bei einer Bevölkerung von 438,112 Seelen ein Selbstmord auf 416 Individuen. — Im Jahr 1823 kamen im russischen Reiche 986, während der 4 Jahre 1823 bis 1826 4027 (S. Elements of medical Statistics; by Bisset Haukins, M. D. London, 1829. pag. 166.: „During the four years from 1823 to 1826 only 4087 Suicides occurred throughout the

empire of Russia.“), im Jahre 1828 1245 Selbstvernichtungen vor.

In London haben in einem Zeitraum von 75 Jahren (1701 bis 1776) 4810 — jährlich 64 — Individuen freiwillig dem Leben entsagt. Seit dem 19ten Jahrhundert werden daselbst jährlich 35, 50 bis 60 Selbstmorde gezählt, also weit weniger als in älterer Zeit, besonders wenn man die außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung bedenkt, die für die erste Periode zu 676,650 (J. 1750), für die letzte zu 1,225,000 Seelen anzunehmen ist. Allein es scheint nicht glaublich, daß in der neuern Zeit die Selbstmorde in London weniger häufig seyn sollten, als vor 50 und 100 Jahren, vielmehr ist alle Wahrscheinlichkeit des Gegentheils vorhanden, und die angebliche Verminderung in dem Umstande zu suchen, daß von der zur Todtenbeschau gesetzlich ernannten Commission, wo es nur irgend die Umstände gestatten, die in Frage gestellte Todesart als Folge von Geisteszerrüttung und dergleichen und nicht als Selbstmord angegeben wird. — Die Totalsumme der Selbstmörder (felo de se) zu Westminster während 13 Jahren zählt 290, von denen 207 männlichen und 83 weiblichen Geschlechts waren, nach den Times v. J. 1812 — 1824.

Die in den 10 Jahren von 1817 bis 1826 in dem Departement der Seine stattgefundenen 3715 — jährlich 371 — Selbstmorde sind größtentheils auf Paris zu rechnen; da indeß die Angabe auf das Departement lautet, hat man dessen Bevölkerung von 821,706 Seelen (J. 1820) der Berechnung zum Grunde gelegt, wornach 1 Selbstmord auf 2,215 Individuen kommt. — Im J. 1827 haben zu Paris 511 Selbstmorde statt gefunden.

In Brüssel haben sich vom J. 1819 bis 1827 43 ersäuft. In Belgien, das 4,000,000 Einwohner zählt, überhaupt kamen

im J. 1826 vor:	2 Strangulationen,	16 Herabstürzen od. Ersäufen.	
— 1827 —	5 ———	16 ———	— ———
— 1828 —	2 ———	6 ———	— ———
— 1829 —	2 ———	1 ———	— ———

(Froriep's Notizen v. October 1834. Nr. 908.)

Vom Jahr 1820 bis 1826, in 7 Jahren, zählte man in Genf 95, jährlich 14, Selbstmörder, was bei einer Bevölkerung von 52,000 Seelen 1 auf 3714 Individuen beträgt; wahrscheinlich befinden sich unter jener Zahl viele Fremde. —

In Berlin haben die Selbstmorde in 30 bis 40 Jahren außerordentlich stark zugenommen; in den 10 Jahren 1788 bis 1797 zählte man nur 62, jährlich 6, bei einer Bevölkerung von 138,388 Seelen; die folgenden 10 Jahre, 1798 bis 1807, hatte sich diese Zahl gerade verdoppelt, sie betrug nämlich 123, während die Bevölkerung ungefähr 155,000 Seelen stark war; in den 10 Jahren von 1813 bis 1822 war sie auf 546, jährlich 54, und die Einwohnerzahl auf 178,811 Seelen gestiegen, so daß in diesen drei Perioden 1 Selbstmord auf 23,066, — 12,917, — und zuletzt auf 3,312 Individuen kommt. —

Hamburg mit 120,000 Einwohnern zählte in 8 Jahren, von 1817 bis 1824, im Ganzen 198, jährlich 25, Selbstmorde, es kommt mithin 1 auf 4800 Individuen.

In Leipzig wurden vom Jahr 1815 bis 1828, in 14 Jahren, 192, jährlich 14 Selbstmorde begangen; die Bevölkerung von 45,000 Seelen damit verglichen, kommt 1 Selbstmörder auf 3143 Individuen; — die Entleibungen sind also hier noch häufiger als in Berlin. —

Die italienischen Städte zeichnen sich, wie das Land, vortheilhaft aus, durch die geringe Zahl der Selbstmörder. In Mailand kommt im Durchschnitt der 10 Jahre von 1817 bis 1826 einer auf 18,021 Individuen; — in Neapel, nach unvollständigen Angaben, sogar nur einer auf 27,230 Individuen. —

Wenden wir unsern Blick auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, so finden wir auch da schon den Selbstmord verbreitet, und zwar nicht in geringerer Anzahl, als in vielen europäischen Staaten.

In New-York zählte man in 11 Jahren (von 1816 bis 1827) 209, jährlich 19 Selbstmorde; bei der Einwohnerzahl dieser Stadt von 180,000 Seelen kommt also 1 auf

9474 Individuen. — (Nach dem Giornale di Medicina pratica compilato da L. Brera. Vol. IV. 1813 fielen in 3 Jahren zu New-York 51 Selbstmorde vor.

Baltimore hatte im Jahr 1820 62,763 Einwohner, wovon während acht Jahren, von 1819 bis 1826, 33, jährlich 4, ihrem Leben eigenmächtig ein Ziel setzten; 1 von 15,696 Individuen.

Philadelphia zählte verhältnißmäßig am wenigsten Selbstmorde, nämlich in 7 Jahren (von 1820 bis 1827) im Ganzen 47, jährlich 7, was auf die Bevölkerung dieser Stadt 1 von 20,000 beträgt.

Die Selbstmorde haben mit den andern Todesarten darin eine merkwürdige Aehnlichkeit, daß jährlich eine gewisse Anzahl vorkommt, die sich nicht viel von der Durchschnittszahl einer mehrjährigen Periode entfernt, wie, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, auch die in Folge von Krankheiten und Alter Gestorbenen zu der Durchschnittssumme mehrerer Jahre in einem nur wenig abweichenden numerischen Verhältniß stehen. Sollte diese Thatsache nicht beweisen, daß weder die Weltereignisse noch die Veränderungen in den Staatsverhältnissen unmittelbar dazu beitragen, Selbstmorde zu veranlassen und zu vermehren, vielmehr dieselben in dem Privatleben ihren Ursprung nehmen? Die auf das ganze Volksleben Einfluß äußernden Weltereignisse sind seltene Erscheinungen, und wiederholen sich nicht periodisch; wären solche der Grund der Selbstmorde, so würden bisweilen sehr viele, — in ruhigen Zeiten dagegen nur wenig begangen werden, was der Erfahrung widerspricht. In dem Privatleben dagegen finden weit weniger große Veränderungen statt; alle Ereignisse in Folge der menschlichen Leidenschaften entstehen nicht plötzlich und wie eine Epidemie, sondern allmählig und nach einem gewissen Verhältniß, das eben so wenig sich zeitweis bedeutend verändern kann, als der Charakter und die Eigenthümlichkeit der Menschen, von denen jene Leidenschaften ausgehen und die jene Ereignisse hervorrufen.

Da aber die durch Weltereignisse hervorgebrachte geistige Aufregung und Unruhe noch lange nach ihrer Entstehung fort-

dauern und durch neue politische Begebenheiten verstärkt werden, üben dieselben natürlich einen um so größeren Einfluß auf das Privatleben, je mehr bei der starken Volkszunahme die Interessen und dadurch die Ereignisse in dem Privatleben vervielfältigt werden; die Aufregung ist es, welche die Veranlassung zum Selbstmorde vermehrt, und auf diese Art läßt sich die fortwährend zunehmende Menge der Selbstmörder als eine mittelbare Folge der außerordentlichen Zeitumstände leicht erklären. —

Die nun hiernächst folgenden aktenmäßig dargestellten einzelnen Fälle des Selbstmordes kamen größtentheils in den Umgebungen meines jetzigen und ehemaligen Wohnortes diesseits und jenseits des Thüringer Waldgebirges vor.

I.

Selbstmorde durch Erhängen.

1.

Von dem herzogl. sächs. Oberlandesgerichte zu M. wurde ich (S.) unter Mittheilung der Amtsakten am 21. September 1824 aufgefordert: nach fleißigem Durchgehen dieser Akten über den von dem Hirten G. Adam B. aus W. bei Schleusingen in der Sonnenberger Frohnveste begangenen Selbstmord über die Ursachen des Todes des genannten Hirt B., und die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der ärztlichen Behandlung zu berichten.

Aus den Akten ergab sich Folgendes:

Jener (ohngefähr 44 J. alte) Hirt, Georg Adam B., wurde nämlich wegen begangener Wilddieberei im August 1824 arretirt. Einige Tage vor dem 16. August machte er in der Frohnveste durch Stampfen mit den Füßen einen großen Lärmen, gab seiner außen am Fenster stehenden Frau zu erkennen, daß, wenn sie nicht mache, daß er aus dem Gefängniß komme, er sich das Leben nehmen werde. Diese Drohung erfüllte er am 16. August Vormittags nach 9 Uhr in seinem

Gefängnisse, indem er sich mittelst eines kleinen halbseidenen Halstuches, auf einem Blöckchen stehend, an dem auf dem Ofen, (der so hoch ist, daß ein großer Mann darauf sehen kann) befindlichen Schraube aufhing. Als sein starkes Röcheln seinen schlafenden Mitgefangenen aufgeweckt hatte, der erst um anderweitige Hülfe rufen mußte, weil die Kürze seiner Kette ihn hinderte, sich dem Erhängten zu nähern, ward er einige Minuten nachher abgeschnitten, an die dem Ofen nahe Bank und Wand gelehnt und an seiner Kehle eine starke Sugillation gefunden. Man bestrich nun den durch Abschneiden seiner Schlinge von dieser Befreiten sogleich mit Wasser, die Schläfe mit Liquor, gab ihm etwas davon ein, worauf er zwei Gäber (hörbare Athemzüge, Seufzer) that.

Der nun herbeigerufene Arzt fand diesen Mann mittlerer Statur, Kopf und Schultern desselben von einem Andern unterstützt, sitzend gegen den Ofen gelehnt, das Gesicht kalt und blaß, Hände und Füße kalt, vor dem Munde weißen Schaum, den Athem stoßweise.

Sobald man den Oberleib entkleidet, die Beinkleider locker gemacht, den Kranken auf den Fußboden mit erhöhtem Kopf gelegt hatte, tröpfelte man ihm erwärmten Branntwein in's Gesicht und auf die Brust, rieb ihn fleißig mit Bürsten und hielt ihm Essigsäure zum Riechen vor, worauf seine Wangen und Lippen sich etwas rötheten, der Mund Schaum in großen Blasen ausstieß, mäßige Wärme sich über den ganzen Körper verbreitete, der Athem freier und leichter wurde. Diese im Allgemeinen erfolgte Besserung dauerte aber nicht über 8 Minuten: das stoßweise stöhnende Athmen begann von Neuem, es stellten sich tonische und klonische Krämpfe ein, denn zuweilen war der Körper steif und starr und rückwärts gebogen (Opisthotonus), bald zuckten wieder alle Muskeln auf's heftigste.

Man öffnete nun dem in einer sitzenden Stellung an die Wand gelehnten Leidenden am rechten Arme eine Vene, aus der nach Angabe des protokollirenden Centaktuars (Fol. 3 a) ohngefähr ein Maaß dunkelrothes Blut in einem Strahl von der Stärke eines dicken Bindfadens floß, wobei Patient

einigemal schnarchte. Eben so ward ihm auch am linken Arm zur Ader gelassen. Hierauf legte man den Kranken auf die Bank, besprengte ihn mit Spiritus (Fol. 3 a) und rieb ihn damit, legte ihm einige Mal ein mit Spiritus getränktes Tuch auf den Mund, worauf der Kranke sehr schnaufte, nach und nach die Augen aufschlug und sich heftig bewegte. Einen ihm gereichten Löffel voll Spiritus verschluckte er. Nach einem ihm gesetzten Klystir aus Seifenwasser hörte man ihn heftig stöhnen. Nachdem auch der Rücken mit Spiritus gerieben worden, ward er wieder auf den Rücken gelegt und mit dem Bette zugedeckt, worauf er immer fort stöhnte; man gab ihm nun einige Mal zu riechen, auch wurde das Klystir noch zweimal angewandt und ihm einige Löffel voll Thee von Kamillen und Baldrian eingegeben, worauf er mehreremal strampfte und in einen sehr krampfhaften Zustand gerieth, auch das Stöhnen stärker ward. Auf äußerlich auf die Magengegend angewandte spirituöse Einreibungen, ein innerlich gegebenes beruhigendes Pulver, und auf die Oberarme angelegte Sinapismen, ließen die Krämpfe nach, und das Beibringen eines Klystires, das beim ersten Male, wegen Heftigkeit des Krampfzustandes, nicht beigebracht werden konnte, wurde nunmehr möglich. Es erfolgten darauf sehr starke Stuhlausleerungen. Das Stöhnen beim Athemholen, so wie der weiße Schaum vor dem Munde, dauerten fort, die Pupille war noch erweitert. Während er in einem fort röchelte, gab man ihm von Zeit zu Zeit noch einige Löffel voll Thee, wodurch er in einen starken Schweiß gerieth und an Arm und Beinen zitterte. Er kannte niemanden, obgleich er die Augen überall hinrichtete und die Umstehenden anzusehen schien. Man wollte ihm wieder einen Löffel voll Thee eingeben, welcher ihm aber nicht beizubringen war. Hitze verbreitete sich über den ganzen Körper. Besonders erhöht war die Temperatur des Kopfs. Den Puls fand der Arzt voller und härter, die Venen voller und gespannt, man unternahm daher noch eine Aderlasse am linken Arme, worauf nach Angabe des Centaktuars (Fol. 3 b) das beinahe zinnoberrothe Blut weit mächtiger ausfloß, als beim ersten Aderlaß, der

Kranke sehr stark röchelte und so schwach wurde, daß der Arzt meinte, er werde wohl denselben Tag noch sterben, die Hitze des Körpers, die röthere Gesichtsfarbe und die Härte des Pulses blieben unveränderlich. Der Arzt behauptet dagegen: das Athemholen war weniger geräuschvoll und ward leichter (Fol. 9 b). Auf den geschornen Kopf wendete man fortwährend kalte Ueberschläge an. Patient röchelte noch immer fort, das Röcheln ward immer tiefer, dauerte so ohngefähr bis um 2 Uhr, fing aber schon um halb 3 Uhr wieder an (ohne Zweifel hörbarer zu werden), dem Protokolle des Aktuars zufolge. Der Relation des Arztes aber nach (Fol. 9 b) ließen gegen 2 Uhr Nachmittags alle Zufälle nach, der Puls wurde weicher und langsamer, die Pupille zog sich zusammen und bekam wieder Lichtreiz; die Augenlieder bewegten sich, das Ansehen des Kranken wurde freundlicher, aber der Augapfel immer von einem Winkel des Auges zum andern gezogen. Der Kranke schien wieder Empfindung zu bekommen. Wenn man die Augenwimper berührte, so zwingte er. Jetzt ward es möglich, ihm eine aus kühlendem Salz bestehende Arznei zu reichen. Dieses Befinden war aber nicht bleibend, der Puls bald hart und voll, bald schnell und klein. Die Augen waren bald offen, bald wieder geschlossen, der Athem bald leicht, bald wieder mühsam und stöhnend. Es wurden 13 Stück Blutegel an die Schläfe gelegt, (worauf des Kranken Blick etwas kraftloser wurde) alle 3 Stunden ein Klystir und alle 2 Stunden ein Eßlöffel von kühlenden Medikamenten (aus 1 Quent Salpeter, 6 Quentchen englischem Salze, 4 Unzen Flüssigkeit und 6 Quentchen Kirschsyrup) gegeben, hinter beide Ohren eine scharfe Pustelsalbe eingerieben, um 10 Uhr Abends das letzte Klystir beigebracht. Der Puls ward nun klein und schnell, die Wärme des Körpers gehörig, das Athemholen immer leichter, aber die Lebenskraft schien immer mehr zu sinken. Es wurden Sinapismen an die Waden gelegt, die kalten Ueberschläge fortgesetzt. Der am 17. Morgens den Kranken besuchende Arzt fand ihn in einem sehr erbärmlichen Zustande, das Auge stier, matt und glanzlos, die Pupille un-

beweglich, reizlos, aber nicht erweitert, den Puls schnell und klein, die Lippen blaß, die Wärme des Körpers gehörig. Der Kranke war ganz bewegungslos, hatte die Nacht ruhig gelegen und weder geröchelt noch gestöhnt. Man setzte abermals ein Klystir und legte Senfpflaster an die Waden. Beim zweiten Besuch um 10 Uhr fand der Arzt des Kranken Zustand noch kläglicher, die Augen wie abgestorben bei hippokratischem Gesicht, der Puls schnell und kaum fühlbar. ¾ auf 3 Uhr hatte er sein Leben geendigt.

Bei der am 18. August 1824 vorgenommenen Section wurden am Aeußern des Körpers keine Verwundungen weiter entdeckt, als einige nur oberflächliche nur die Haut betreffende Quetschungen an der rechten Hüfte, so wie einige dergleichen ebenfalls ganz unbedeutende zwischen beiden Schulterblättern, Scrotum und Penis im natürlichen Zustande, letzterer nicht erigirt, wie dies der Fall bei Erhängten, wie der Physikus glaubt, zu seyn pflegt. Am ganzen Rücken und die Beine hinab sah Alles braun und blau aus, wie bei Leuten, die durch Schlagflüsse getödtet wurden. Am Halse keine Spur vom Erdrosseln mehr.

Untersuchung des Schädels und der in ihm befindlichen Theile.

Aeußerlich entdeckte man weder eine Wunde in den weichen Kopfbedeckungen, noch eine Blutergießung unter denselben, noch irgend eine Beschädigung des ganzen Schädelgewölbes. Als man dieß abgenommen, wurde kein Extravasat weder auf, noch unter den Hirnhäuten, noch zwischen denselben entdeckt. Nur die Blutgefäße des großen Gehirns selbst waren sehr stark angefüllt, wie sich dieß auch nachher am kleinen Gehirn zeigte. In den Höhlen des großen Gehirns fand sich etwas mehr Lymphe, als gewöhnlich. Weder in der Masse des großen Gehirns, noch in den in dessen Höhlen enthaltenen Theilen entdeckte man etwas Widernatürliches, auch keine Auswüchse an dem innern Schädelgewölbe, wodurch oft Wahnsinn und Selbstmord bedingt wird. Unter dem Tentorium des kleinen Gehirns zeigte sich mehr Lymphe, als die Höhlen des großen Gehirns enthielten. Auch

war sie hier mit Blut gemischt, welches aber wohl von dem zerschnittenen Sinus herrühren mochte, in deren einen sich auch eine Stelle mit geronnenem Blute, etwa eines Kaffeelöffels voll, vorfand. In allem mochte die Menge mit Blut gemischter Lymphe, wie sie sich unter dem Tentorium cerebelli vorfand, drei Eßlöffel voll betragen. In der Masse des kleinen Gehirns war nichts davon enthalten. Beim Durchschneiden desselben, so wie des großen Gehirns, sah man die Blutgefäße sehr deutlich, eine Sache, die Folge des Zuschnürens der Blutgefäße am Halse ist, wodurch der Rückfluß des Blutes gehemmt wurde, also keine Ursache zu Wahnsinn und Selbstmord, sondern, wie schon gesagt, Folge des Erhängens.

Untersuchung der Bauchhöhle.

Der Unterleib war nicht aufgetrieben. Man fand weder ausgetretenes Wasser noch Blut in der Höhle desselben. Netz und Gedärme sahen etwas mißfarbig aus, besonders waren die dünnen Gedärme, wo sie mehr die Gegend der Leber berühren, stark mit ausgeschwitzter Galle gefärbt, die Gedärme selbst mit dünnem Speisebrei und Luft ausgedehnt, die Blutgefäße des Gekröses stark mit Blut angefüllt. Weder die Wände des Magens noch der Gedärme zeigten Spuren von Entzündungszustand. Beide Nieren waren beim Durchschneiden mit Blut gefüllt, die Milz dagegen weniger. Die Leber war groß, aber oberflächlich entzündet. Kaum sollte man es glauben, daß die Galle so scharf werden könnte, daß sie Magen und Gedärme, wie ein ätzendes Gift aus dem Mineralreiche, zerfräße, so entzündet war die äußere Oberfläche der Leber, besonders in der Gegend der Gallenblase, welche von gelblich grüner Galle strotzte, und gewiß eine obere Kaffeetasse voll enthielt. Gallensteine fanden sich nicht, auch hatte die Leiche kein gelbliches Ansehen. In der Substanz der Leber entdeckte man weder Geschwür, noch Verhärtung. Die Entzündung ging eines Strohhalms dick in die Substanz derselben hinein. Die Magendrüse befand sich in

gesundem Zustande. Die Urinblase war über die Hälfte voll eines hellen, dünnen, nicht, wie bei der Gelbsucht, gelbgefärbten und dicken Urins. Eben so fand sich an den Arterien und der Urinblase nichts Krankhaftes. An den Psoasmuskeln, dem Zwerchfelle, so wie es die Bauchhöhle begrenzt, und dem Bauchfelle, zeigte sich nirgends etwas Widernatürliches, auch keine Verhärtungen im Gekröse, oder in den Netzen.

Untersuchung der Brusthöhle.

So wie das Brustbein losgetrennt war, zeigten sich die Lungen mißfarbig. Man entdeckte weder ergossenes Blut, noch Wasser in der Brusthöhle. Die Lungen wurden losgetrennt, und man fand den linken Flügel stark mit der Pleura und den Intercastalmuskeln verwachsen. Man entdeckte nun in dem Herzbeutel gegen eine obere Kaffeetasse voll Wasser von heller Farbe. Das Herz war gesund, seine Kranzgefäße nicht strotzend voll Blut. Beide Ventrikeln und Kammern aber waren ganz mit geronnenem, schwarzem Blute angefüllt. Eben so waren beide Lungenflügel ganz voll von schwarzem, geronnenem und flüssigem Blute. Man durfte wohl annehmen, daß sie 1 Maaß enthielten. An manchen Stellen sah die Lungensubstanz leberartig aus.

Gutachten des Physikus.

Eine körperliche Ursache, welche Wahnsinn und Selbstmord bedingt, konnte das Messer nicht entdecken. Alles Vorgefundene bezieht sich mehr auf die Wirkung des Instrumentes, wodurch die Blutgefäße am Halse, so wie die Luftröhre zugeschnürt wurden. Ich möchte aber wohl eher glauben, daß die Unterdrückung der Circulation zwischen dem Herzen, den Lungen und dem Gehirn hier so nachtheilig wirkten, als daß es durch behinderte Respiration geschehen seyn möchte. Die Ergießung von Lymphe in die Gehirnhöhlen, und die Ansammlung einer größern Menge derselben unter dem Tentorium cerebelli, deutet darauf hin. Die Entzündung der Leber ist wohl per consensum zu erklären. Nur ist schwer

zu bestimmen, wie dieß in so kurzer Zeit erfolgen konnte, eben so der brandartige Zustand beider Lungenflügel. Wäre das Athemholen nicht wieder in Gang, der Kreislauf des Blutes durch die Lungen nicht wieder zu Stande gekommen, dann würde hierüber kein Bedenken obwalten können. Auf eine frühere Krankheit, auf ein Entzündungsfieber der Organe der Brust- und Bauchhöhle, kann man diesen Zustand benannter Theile auch nicht schieben, da die Gesundheit des Menschen vor dem Erhängen von dessen Wärtern als unbezweifelt angegeben wird. Sollte vielleicht irgend eine Spannung des Rückenmarkes, wo es aus dem Schädelgewölbe heraustritt, und gehinderte Einwirkung des Nervenfluidums, hier als mitwirkend anzusehen seyn, wodurch die festen Theile der Lungensubstanz und die Blutgefäße in Lähmung versetzt wurden?

Gutachten des Geheimehofraths J. H. G. Schlegel.

Τὸ ζῆν τοῦ μὴ ζῆν οὐδὲν ὅλως ἀπέχει.

Zwischen Leben und Tod liegt ein unmerklicher Punkt.

Der Uebergang von des Hirt B's *) Leben zum Tode und somit die Beendigung seines Lebens, richtete sich, wie bei allen Menschen, nach der Ursache des Todes.

Wenn dieser Selbstmörder auch nicht große Furcht vor der ihm wegen begangener Wilddieberei bevorstehenden Strafe haben mochte, so mag diesen an Freiheit gewöhnten Hirten wohl der plötzliche und gänzliche Verlust derselben, erst in einen an Melancholie gränzenden schwermüthigen, mit drückenden beängstigenden Gefühlen verbundenen, dann in einen gereizten Zustand, in den des Zornes, Aergers, Hasses und der Rache versetzt haben, was die größere Absonderung einer scharfen caustischen Galle veranlaßte, bei dem Gefühl der Unmöglichkeit, Zorn und Rache auszuüben oder doch seine Frei-

*) Spätern Nachrichten zufolge ergab sich, daß seine Wohnung der Zusammenkunftsort des auserlesensten Spitzbuben- und Gaunergesindels gewesen. S.

heit schnell genug wieder erlangen zu können, Lebensüberdruß und Verzweiflung, ja zuletzt den Entschluß erzeugte, seiner Qual durch Selbstmord und zwar durch das Erhängen ein Ende zu machen. Daher läßt sich es erklären „daß B. seit mehreren Tagen sehr falsch (Fol. 2 b) (desperat) ausgesehen, einmal einen großen Lärm durch Stampfen mit den Füßen gemacht, seiner außen am Fenster gestandenen Frau zu erkennen gegeben, daß, wenn sie ihn nicht aus dem Gefängniß befreie, er sich das Leben nehmen werde," diese Drohung bald nachher vollzog und dann bei der Section Spuren eines consensuellen Leidens des Gehirns mit der Leber, diese nämlich entzündet, die Gallenblase mit Galle, die Blutgefäße des Gehirns mit Blut, so wie die beiden Herzkammern mit geronnenem schwarzen, die beiden Lungen ganz mit geronnenem und flüssigem überfüllt befunden wurden, weßhalb man mit Gewißheit annehmen kann, daß die Ursache des Todes in der unter solchen Umständen gewöhnlichen — aus

Blutschlag und Erstickung zusammengesetzten — Art des Erhängungstodes

bestand, der bei B's ernstlicher Resignation auf das Leben, bei dem kräftigen, von ihm gar nicht verhehlten, sondern bestimmt ausgesprochenen Vorsatz, zu sterben, nur einer geringen Beihülfe von außen bedurfte. Wer erkennt nicht die Gewalt der Leidenschaften, die der heißen Sehnsucht nach Freiheit rc., welche mitunter für sich ganz allein, ohne Mitwirkung einer äußeren Gewalt, tödten?

Obgleich die mitgetheilten Akten über die Lage und Richtung des anstatt eines Stranges benutzten kleinen halbseidenen Halstuches um den Hals eben so wenig Auskunft geben, als darüber: ob der Kehlkopf zusammengedrückt, ob die Knorpel gebrochen befunden wurden, man sich daher blos mit der allgemeinen Versicherung begnügen muß, daß sich bei der Obduction keine Spur vom Erdrosseln am Halse mehr vorgefunden habe; daher daraus nicht entnommen werden kann, welche Organe am Halse vor andern vom Halstuche gefaßt wurden, in welchem Maaße, ob die Wirkung des Halstuchs zunächst auf den Kehlkopf und die Luftröhre, oder auf die Gefäß-

stämme sich äußerte; so ist man doch berechtigt, Obiges aus dem übrigen Befunde der starken Sugillation an der Kehle nach Fol. 2 a ꝛc. zu schließen. Ueberdem muß hier wenigstens eben so viel darauf gerechnet werden, daß das ganze Gewicht des Körpers den Hals widernatürlich in die Länge dehnte, dadurch eine Spannung des Rückenmarks bewirkte, deren Folge nun allgemeine Lähmung und sodann freilich auch des Respirationssystems unausbleiblich werden mußte; daß das Erhängen oft schon an sich durch Extension tödtet, indem diese die Funktion der Jugularvenen und Carotiden, des Gehirns und Rückenmarks wirklich aufhebt, gänzlich vernichtet.

Daß B. selbst sich den Tod durch das Erhängen gab, ist, alle bisher bekannt gewordene Umstände mit einander verglichen, keinem Zweifel unterworfen, am allerwenigsten wird diese Voraussetzung durch die Fol. 12 b befindliche Aeußerung: „der Penis war nicht erigirt, wie dieß bei Erhängten zu seyn pflegt,“ entkräftet, denn, abgesehen davon, daß diese Erscheinung nicht blos nach dem Erhängen, sondern auch nach ganz andern Todesarten vorkommt, ist es ein großer Irrthum, zu glauben: sie müsse jedesmal bei Erhängten gefunden werden. Aus den zahlreichen, von den Schriftstellern dieserhalb angestellten Beobachtungen, so wie aus der bekannten Anwendung einer bis zu einem gewissen Grade getriebenen Strangulation bei erschöpften Wollüstlingen, bewieß sich zwar das Vorhandenseyn der Erection mit und ohne Ergießung des Saamens. Die Unrichtigkeit der Behauptung aber, sie müsse jedesmal eintreten, erhellet daraus, daß man bei 35 in dieser Beziehung besichtigten männlichen Leichen das Verhältniß derer, welche eine Wirkung der Strangulation auf die Geschlechtstheile darboten, zu dem wo diese fehlte, = 3 : 4 fand.

Es ist mithin auf diese Erscheinung in Hinsicht auf die Bestimmung des Todes durch den Strang nur in so fern ein Werth zu legen, als sie, wenn sie sich neben den übrigen Merkmalen des Strangulationstodes vorfindet, die Gewißheit dieser Todesart erhöhet, nicht aber dazu dienen kann, durch

ihr Vorhandenseyn allein, dafür, oder durch ihre Abwesenheit, dagegen, den Beweis zu führen *).

Die Frage sub 2. betreffend.

Die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der ärztlichen Behandlung im vorliegenden Falle genau genug beurtheilen zu können, findet man nicht nur darin Hindernisse, daß die Akten hier und da sich widersprechen, sondern auch die Thatsachen nicht genau bestimmen. Außer dem schon oben Angeführten gehört hierher:

1) die Angabe der Quantität des dem Kranken genommenen Blutes. Indeß nämlich der Cent-Aktuar Fol. 3 a protokollirt hat: „Es wurde am rechten Arme zur Ader gelassen, so daß ohngefähr ein Maaß Blut von der Stärke eines dünnen Bindfadens heraus floß, wobei B. einigemal schnarchte. Auch ward ihm am linken Arme zur Ader gelassen." — Es floß, nach Angabe des herbeigeholten Arztes, am rechten Arme keine hinlängliche Menge Blut, daher (Fol. 9.) man noch eine Venäsection am linken Arme vornahm, so daß die Menge des gelassenen Blutes ein Pfund betrug.

2) Nach dem Protokoll Fol. 3 b röchelte der Leidende nach dem zweiten Aderlaß immer fort, nach der Krankenge-

*) Bei erhängten Frauen sollten die Gerichtsärzte ihre Aufmerksamkeit auch darauf richten: ob die Vagina und Gebärmutter Blut oder blutigen Schleim enthalten, weil Klose und Büttner diese Erscheinung bei erhängten Frauen fanden, letzterer sie als ein constantes und sehr beweisendes Zeichen für den Tod durch Erhenken und Erdrosseln ansieht (S. Rust's Magazin f. d. prakt. ges. Heilk 18r Bd. 3s Heft. S. 468. Berlin, 1825.), und diese Ergießung, wie bei Männern die Samen-Ergießung, ein Zeichen für den Erdrosselungstod abgeben würde, was um so wichtiger ist, als die sonst nur für beweisend gehaltene Sugillation am Halse, nach neuern Erfahrungen, auch bei Personen, die notorisch sich erhenkt haben, öfters fehlt. — Der angeschwollene Zustand der Geschlechtstheile, welchen Otto (seltene Beob. 2te Samml. Nr. 68.) an 16 erhenkten weiblichen Körpern beobachtet hat, scheint eine Folge von Onanie, und diese die Ursache des Selbstmordes gewesen zu seyn. S.

schichte aber (Fol. 9 b) ward das Athemholen weniger geräuschvoll und leichter.

Da aber, nach des erstern Angabe, die erste Aderlaß allein ein Maaß, d. h. ohngefähr zwei Pfund betrug, so wäre, wenn die zweite auch nur halb so viel betragen hätte, nicht 1 Pfund sondern 3 Pfund Blut entzogen worden.

3) Findet man Fol. 9 die Bestandtheile des angeblich beruhigenden Pulvers nicht angegeben *).

Im Ganzen genommen ist die ärztliche Behandlung nicht unzweckmäßig, ungern vermisse ich aber bei derselben unter andern die Anwendung der Schröpfköpfe auf die Brust und den Nabel, so wie die der warmen Bäder. Auch dürfte wohl die Oeffnung der arteria temporalis und der Vena jugularis externa von größerm Erfolge gewesen seyn, als die an den Armen. Man nimmt zwar an, daß ein dicker Strang die Kehle weniger zusammenzieht als ein dünner, am wenigsten aber, wenn wie hier, ein weiches Tuch zum Erhenken angewendet ward. Dagegen ist es bekannt, daß, wo wie in unserm Falle, der doppelte Zustand des Schlagflusses und der Erstickung vorhanden ist, für gewöhnlich auf keinen glücklichen Ausgang gerechnet werden kann, besonders in den Fällen, in welchen ein zum Henken angewendetes Halstuch über den Kehlkopf hinaufrutscht, die Vene des Halses zusammenschnürt, den Rückfluß des Blutes vom Kopfe verhindert, weshalb denn mehr Blut in dem Gehirn gefunden wird, als bei denen, welche durch einen Strick gehängt worden sind.

Je leichter überdem der Körper des Erhenkten ist, desto größer ist die Hoffnung zur Rettung, denn ein schweres Gewicht bewirkt eine viel festere Zuschnürung des Aufhängungsvehikels; und je vollblütiger der Erhängte war, desto geringer ist die Hoffnung zur Wiederherstellung, weil er mehr Anlage

---

*) Erst nach $1\frac{1}{2}$ Jahre erfuhr ich, daß es aus gr. β Opii puri Calomel. u. rad. Ipecac. aa. gr. jj Sacchar. a. ℈β bestanden hat. Vorher waren stark abführende Mittel, als Kali tartaricum und Natrum sulphuricum angewendet worden.

zum Schlagfluß hat. (In der Folge erst erfuhr ich: daß B. kaum 5 Fuß messen, also nicht groß gewesen seyn mochte. Sein Hals war dünn und stand, hinsichtlich der Länge, mit dem übrigen Körper in einem gleichen Verhältnisse; der Kopf proportionirt, die Schultern regelmäßig, die Brust schön gewölbt, die Gliedmaßen mehr schwach, als stark. (Kein habitus apoplecticus.)

Aus diesen und andern Ursachen werden eine halbe Stunde nach der That Losgeschnittene gerettet, indeß bei vielen kaum 2 bis 4 Minuten nach verübter That Losgeschnittenen alle Rettungsmittel vergebens waren.

So stehen denn auch in Fällen der Art die Erfolge des Strebens der Menschen mit einander im bittersten Contraste. Indeß man z. B. in Florenz einst genöthigt war, die Todesstrafe des Henkens abzuschaffen, weil sich zu oft Erhenkte wieder erholten, was sich einst auch in Deutschland auf einem anatomischen Theater ereignete, hat obiger Arzt in S. sich zwar mit lobenswerthem Eifer bestrebt, den oft erwähnten Erhenkten zu retten, doch ohne diesen Zweck zu erreichen.

M. d. 25. Sept. 1824. J. H. G. Schlegel.

Wenn in Spanien alle zum Galgen Verurtheilte so gehenkt werden, wie die hiernächst Beschriebenen, so dürfte wohl dort nie ein Erhenkter wieder ins Leben zurückkehren.

Zu Valladolid wohnte jemand einer von den spanischen Behörden unter französischer Aufsicht vollzogenen Hinrichtung dreier Spanier bei, die französische Train-Soldaten in ein Haus gelockt und ermordet hatten, und denen die Strafe des Galgens zuerkannt worden war. Die Delinquenten ritten auf Eseln. Unter dem Galgen nahm sie der Henker, der in Spanien als Auszeichnung ein silbernes Leiterchen am Hute trägt, in Empfang, und ließ sie sogleich von den Eseln auf die Treppe steigen, ohne daß sie die Erde berühren durften. Als der Erste auf der dritten Stufe von oben herab angekommen war, drehete ihn der Henker herum und setzte ihn nieder, dann nahm er den Strick und legte ihn dem armen Sünder

um den Hals. Sobald dieß geschehen war, rief er: Ave Maria purissima! setzte sich dem Delinquenten auf die Schultern, und so, auf dem Halse desselben reitend, stürzte er sich mit ihm hinab. Unter dem Galgen stand ein Helfershelfer, der die Füße des Gehenkten packte, und indem er aus Leibeskräften daran zog, die Exekution beendigte. S.

2.

A. B. aus S. im Coburgischen, ein im 40sten Lebensjahre stehender Webergeselle zeigte schon in seinen jüngern Jahren mit Stürmen verknüpfte Geistesverwirrung. Nach beendigtem Raptus war er der ordentlichste, fleißigste und bravste Mensch, wegen seiner Geschicklichkeit bei seinen Meistern beliebt. Als er in seinem 27. Jahre in die Fremde ging, bekam er in Zelle neue Anfälle, so, daß er von da in seine Heimath zurückgeholt werden mußte. Er ward zwar nach vielen angewendeten Mitteln so weit wieder hergestellt, daß er sein Handwerk wieder hätte treiben können; allein er blieb nie ganz von seinen Anfällen befreit und äußerte zuweilen: „er müsse sich einen Schaden thun.“

In der Mitte des Märzes 1805 sprang er in die Itz. Ein in der Nähe befindlicher Mensch, der dieß sah und daß der Kopf noch außerhalb des Wassers war, reichte ihm eine Stange zu und zog ihn glücklich wieder heraus. B. bezeugte nun die größte Reue über seine That, bat Gott und seinen Retter um Verzeihung und versprach so etwas nie wieder zu thun.

Seines Vaters einziger Wunsch war: seinen Sohn möglichst ganz hergestellt zu sehen und da er hörte, daß der Schäfer Heß in solchen Kuren bei dergleichen Personen glücklich gewesen, so gab er diesem seinen Sohn in die Kur — nachdem die Herzogl. Landesregierung zu K. und seine Gerichte solches genehmigt — machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß sein Sohn schon öfters darauf ausgegangen sey, sich ums Leben zu bringen, man also ein wachsames Auge auf ihn haben müsse.

Dieser periodisch tolle Mensch nun ward von seinem Va-

ter am 29. März 1805 auf einem mit einer Lehne und zwei Armen versehenen hölzernen Stuhle nebst dazu gehörigen Bandagen oder Gurten von Trillich und einer eisernen Schelle nebst Ketten, womit derselbe angefesselt war, auf einem Leiterwagen von S. aus gedachtem Schäfer überbracht und in die Kur gegeben. Letztrer band dem Kranken nach abgeschnittenen Haaren, während der Paroxismen Eis auf den Wirbel und auf die Stirn. Das Uebergeschlagene rauchte allemal so sehr, daß der Dampf davon flog. Innerlich aber gab er ihm Wachholderthee. Drei Tage hindurch wurde Patient sehr wohl verwahrt, um seine beiden Hände die Gurte, die Schelle aber an den Fuß gelegt, dieses alles an den Stuhl befestigt und ihm nur eine Hand frei gelassen, während er aß. Als man ihm oben einmal mit der Bandage Luft gelassen, entriß er sich derselben mit der einen Hand ganz, griff sofort nach einem im Fenster liegenden Messer, wollte damit auf den Schäfer zustoßen, der es ihm aber noch bald genug aus der Hand riß.

Des Schäfers Kur schien nach den drei ersten Tagen guten Fortgang zu haben, so daß der Kranke im Hause frei aus- und einging, mit dem Schäfer ganz frei herumspazierte, ohne etwas ungleiches an sich merken zu lassen, sich seinen Brunnen selbst holte, seine Wäsche im Wasser sich selbst auswusch. Allein in der Nacht vom 9. zum 10. April zeigte sich ein — obgleich nicht bedeutender — Sturm. Man legte daher dem Kranken nur einen zwei Finger breiten Gurt von Trillich um den Leib, band diesen hinten auf dem Rücken mit einem dreifachen Knoten zusammen und befestigte die beiden übrigen Theile oben an der Wand an eine eiserne Klammer.

Der Kranke, welcher fast alle halbe Stunden zu essen bekommen mußte, nur nicht Fleisch aß, dem man dreimal täglich, der öfters statt findenden Verunreinigungen wegen, die Posteriora und die Geschlechtstheile, aus welchen viel Eiter ausfloß, mit frischem Wasser abwaschen mußte, verlangte des Nachts gegen 11 Uhr (am 13ten Tage der Kur) abermals zu essen. Man gab ihm ein Schüsselchen voll Dinkel und

zwei Stücke frisch gebackenes Brod, das eine mit Butter belegt. Als es derselbe verzehrt hatte und der Sturm schon wieder vorüber war, äußerte er: er hoffe eine gute Nacht zu halten. Der Schäfer legte sich nun mit seinen Leuten schlafen, hörte aber halb 1 Uhr seine Stubenthüre gehen, ward darüber munter, sprang augenblicklich aus dem Bette, rief: ihr Leute! steht auf, der Patient ist weg! Nach sich verschafftem Lichte ging er zum Haus hinaus, fand aber seinen ihm Anvertrauten nicht, doch sah er wohl, daß derselbe da sein Wasser abgeschlagen habe. Von da sprang er sobald zum Boden hinauf und sah nun seinen Kranken daselbst an einem Querbalken und zwar an dem nämlichen Gurt, den er ihm Abends vorher um den Leib gelegt, jedoch etwas niederknieend und gebeugt, hängen. Er war noch ganz warm, zeigte Leben, schnappte noch, ward augenblicklich abgeschnitten, vom Boden herabgetragen, ins Bett gelegt. Er hatte die Augen offen, zuckte noch mit dem rechten Beine. Doch, obgleich man sich noch ferner Mühe gab, ihn ins Leben zurückzubringen, ihn mit Wasser besprützte u. s. w., verschied er dennoch einige Minuten nachher.

Der Umstand, daß an dem Orte des Balkens, wo B. sich aufgehängt hatte, weder Staub noch Ruß an demselben durch den daran befestigten Gurt abgestreift befunden wurde, obgleich dieß sogleich statt fand, wenn man den Gurt absichtlich darauf hinstrich, machte zwar anfänglich die Inquirenten zweifelhaft, ob des Schäfers Angabe, daß er daselbst seinen Patienten erhängt gefunden habe, die wahre sey. Allein es ward darüber nichts Näheres ausgemittelt.

Die Obducenten fanden den Entseelten Mittags am 11. April im Stalle auf ein Bret gebunden, unter seiner rechten Brustwarze eine alte Narbe einer Hand breit, an beiden Backen Ritze in der Oberfläche der Haut, die er sich im Paroxismus durch Kratzen mit den Nägeln beigebracht haben soll, den ganzen Rücken blau, so wie beide Seiten, die Hände und Beine von den angelegten Fesseln zum Theil von Haut entblößt, die Augen etwas aufgetrieben, das Gesicht aber nicht, am Hals verschiedene rothe Streifen und Flecken, doch nur in

der Oberfläche der Haut, übrigens weiter keine Sugillationen, dagegen undeutliche Spuren und Eindrücke von dem Bande, womit er sich erhängt haben sollte.

Am ganzen Umfange des Kopfes nahm man nicht die geringste Verletzung wahr.

Das Gehirn war in gehöriger Lage und Beschaffenheit, aber die Gefäße des großen und kleinen Gehirns stark mit Blut angefüllt.

Schlund, Luftröhren und Kehlkopf waren nicht beschädigt, nicht aus ihrer Lage gewichen, die Gefäße des Halses etwas aufgetrieben, die beiden Lungen durch und durch schwarz, brandig, sehr aufgetrieben, vorzüglich aber die rechte Hälfte desselben mehr mit Blut angefüllt, als die linke, der Magen in seiner natürlichen Lage ohne Brandflecken, in ihm gekochter Dinkel und Brod mit Magensaft vermischt, die Bauchspeigeldrüse (Pancreas) nebst Leber und Gallenblase gesund, doch letztere leer, die großen und kleinen Därme nicht brandig, aber mit vieler Luft angefüllt, der Mastdarm voll festen Unraths, Nieren und Harnblase gesund, letztere leer, After, Hoden, Saamenstränge und Eichel ohne Verletzung.

Die oben angegebene Schwärze, Brand und Anhäufung von Blut in den Gefäßen der Lunge, des Gehirns und das Blausein an dem Rücken und an den Seiten in Betracht ziehend, schien dem Obducenten die Ursache des Todes eine wirkliche Erstickung oder ein sogenannter Stickfluß zu seyn.

Der Schäfer ward, anstatt der wohlverdienten Strafe wegen Uebertretung des an ihn von seiner Landesregierung zu M. ergangenen Verbotes aller Kuren, zur Bezahlung sämmtlicher dieser Sache halber aufgegangenen Kosten angehalten, unter der Verwarnung, daß derselbe bei erfolgender Anzeige weiterer Uebertretung des fraglichen Verbots mit Zuchthausstrafe werde belegt werden.

3.

G. R., der Sohn eines Bauers, machte als Knabe seinem Schullehrer viel Mühe und Verdruß, wurde von seinem 10. bis 14ten Jahre bei seinem Stiefvater, einem Schäfer,

erzogen, während welcher Zeit man an ihm weder Tiefsinn, noch eine andere Geisteskrankheit bemerkte. Er wählte freiwillig das Schneiderhandwerk, erlernte dieß seit Ostern 1823 zu D. bei einem Meister in einem andern benachbarten Dorfe, von wo aus er seine Mutter und seinen Stiefvater manchmal Sonntags besuchte, daselbst vergnügt, auch mit der Behandlung bei seinem Meister zufrieden war. — Dieser und seine Frau fanden aber, daß der Lehrling immer etwas träg und überspannt sey, kein Sitzfleisch habe und mehrere alberne Streiche machte, z. B. sein Taschenmesser mehrmals an die Kehle setzte, ohne Noth die höchsten Bäume erkletterte, von einem Tisch auf den andern sprang, im Hause herumtobte, wie ein ungezogenes Kind schrie, doch so, als wenn er es aus Freude thue. Einmal aber sprang er plötzlich von seinem Arbeitstische auf und auf den Boden. Seines Meisters Frau eilte ihm, da er zu lange ausblieb, nach, fand ihn auf dem Boden hinter einem Kleiderschranke steckend. Er sah stier in die Höhe und hörte kaum auf sie, als sie ihn hervorgerufen hatte.

Als er kurz vor dem 25. August 1824 mit seines Meisters Pflegetochter allein zu Hause war, bei ihr am Tische saß, that er einen Sprung auf den Tisch, setzte sich ein spitziges Messer an die Kehle und fragte das Mädchen: ob er sich die Kehle abschneiden solle? Sie erwiederte: solche Gedanken dürfe man gar nicht hegen. Hierauf legte er das Messer wieder weg, sagte aber: wenn sie dazu gestimmt, hättte er es gleich gethan. Dann sprang er lachend in der Stube herum.

Er machte überhaupt bisweilen die sonderbarsten Körperbewegungen und stellte sich wie närrisch, war übrigens ein guter Junge, so daß sein Meister und dessen Angehörigen in keinem Stück über ihn klagen konnten; nur daß er für unachtsam und ausgelassen galt und auf jeden Verweis seines Meisters lachte.

Am 25. August 1824 bat er diesen, ihn ins Schneiden gehen zu lassen. Der Meister billigte es und hieß ihm Brod mitzunehmen. So sagte zwar der Meister aus; aber ungleich wahrscheinlicher ist es: daß der Meister dieß dem Lehrling

befohlen, letzterer aber diesen Befehl mit Widerwillen und mit verbissenem Grimm und Groll anhörte und bald den Entschluß zum Selbstmord faßte.

Er ging Mittags fort. Einem bei der Stelle Anwesenden, an welcher ihn sein Meister angestellt hatte, um allein ein Stück Getreide abzuschneiden, äußerte gedachter groß und stark gewordene 16jährige Schneiderlehrling: ehe er das Getreide abschneide, lieber thue er etwas anderes! Er fing zwar an dem Getreide an zu schneiden, lief aber in einer kurzen Zeit dreimal zu einer Wasserquelle, rief dabei auf der Rückkehr einem einen Büchsenschuß davon schneidenden Manne „Adieu!“ zu, machte ihm, die Mütze abnehmend, zuletzt einige Verbeugungen und ward dann von jenem nicht mehr gesehen.

Um 5 Uhr Abends fand ihn die Frau seines Meisters nicht mehr auf dem Acker. Gegen Abend sahen zwar mehrere Männer „des Lehrlings Jacke, Schuhe, Mütze und Sichel“ noch spät auf den Gelegen liegen, steckten sie unter die Gelege und benachrichtigten seinen Meister davon. Gleich nachdem er vermißt worden, ließ man ihn durch 50 Mann suchen; es fand ihn aber niemand, bis am 15. September 1824 Nachmittags, also 21 Tage nach seinem Verschwinden, ihn die Schäferhunde anzeigten. Man fand ihn nämlich in dem Roßbach, einem Wiesengrunde, in einer kleinen, dichten, kaum 5 bis 6 Fuß hohen Buchenhecke, an einem etwas steilen Mittelrain, mehr liegend als hängend, mit dem Gesichte kaum einige Zoll über der Erde. — In diese Hecke hat ihn aber, wenigstens an dem Nachmittage, wo er verschwand, niemand kriechen sehen, obgleich das ganze Feld voll Schnitter und Grummetmacher war. —

Sein Halstuch fand man mittelst einer Schlinge um den Hals und etwa 4 Fuß von dem Erdboden an die zwei Finger dicke Buchenstruppe der Hecke angebunden (der Physikus sagt: um den Hals ein Tuch, welches mit einem Ende an einem schwachen Eichenbaum befestigt, das andere Ende aber zu einer Schlinge gemacht, wodurch defunctus den Hals zugezogen). Der Körper lag bis an den Leib auf der Erde, die Brust aber hing noch frei, indem die Halsschlinge um den

Hals herum gezogen war, jedoch hing sie so tief, daß derselbe mit beiden Händen den Rain berührte. Ob diese Lage beim Aufhängen schon statt gefunden hatte, ließ sich aber nicht mehr bestimmen, denn die Hecke hatte sich etwas krumm gezogen, das Halstuch höchst wahrscheinlich etwas gedehnt, auch bereits alles am Halse befindliche, in Fäulniß übergegangene Fleisch durchschnitten. Der Kopf hing blos noch durch die Halswirbel mit dem Rumpfe zusammen. — An einer andern Stelle der Akten heißt es: die fleischichten Theile des Halses waren durch Fäulniß unkenntlich und zerstört, so daß man den gewöhnlichen Eindruck, welcher am Halse bei Erhängten vorkommt, nicht sehen konnte. Gedachte Schlinge hatte den Larynx und Pharynx comprimirt und schien nur noch an den Halswirbeln zu hängen.

Sein Körper war, so weit man ihn sehen konnte — er hatte blos ein Hemd, eine Weste und leinene Tuchhosen an — glänzend pechschwarz, die Kopfhaare waren theils grau, theils ausgefallen, Kopf und Hals mit Maden besetzt.

Dieser Bursch hatte sich wahrscheinlich selbst aufgeknüpft, denn wäre er aufgeknüpft worden, so hätte er sich — da er überdem für sein Alter groß und stark war — wieder losmachen können, indem er mit den — unverletzt befundenen — Händen die Erde und die Baumstruppe, an der er hing, erreichen konnte, der Rain überhaupt nicht so glatt und steil war, daß er mit den Füßen nicht hätte auftreten können: vielmehr verrieth die ganze Lage, daß er sich vorsätzlich den Tod gegeben, nachdem er mit dem Kopfe in die Schlinge gekrochen, die Beine den Rain hinunter gestreckt und so zum Zuziehen der Luftröhre das nöthige Gewicht erlangt hatte.

4.

Es tödtet sich das niedere Geschlecht,
Das seinen Schandfleck in sich selber rächt.

Der aus dem Zuchthause zu M. entsprungene J. Z. übte seitdem Straßenraub aus, versicherte seinen Cameraden: ehe er sich wieder nach M. bringen lasse — sollte er abermals

gefangen werden — würde er sich lieber umbringen. Daher führe er Gift, Arsenik bei sich. Er schien der Meinung zu seyn: mache man einmal Spitzbubenstreiche, so müsse man viele und große machen, denn Dekonomie wäre in diesem Fache Thorheit*).

Seiner List und Verwegenheit ohngeachtet ward dieser Straßenräuber am 25. December 1824 doch überlistet und an demselben Tage Mittags dem herzogl. Amte zu W. überliefert, in der Frohnveste allein eingeschlossen, mittelst einer Kette und zwei Schellen an den Füßen an einem nach dem Hause innen zugehenden, drei Fuß hohen, mit einem eisernen Gitter versehenen Fenster dermaßen befestigt, daß die Kette durch die Wand ging, so daß er nicht zum Schlosse gelangen konnte. Man ließ ihm nur die nothwendigsten Kleidungen, nahm ihm auch sein Halstuch weg. Statt dessen aber zog er sein Hemd aus, drehte einen dicken Strick daraus, schlang diesen — wie der Befund nachdem lehrte — um einen der eisernen Fensterstäbe, machte eine Schlinge um den Hals und zog diese unter dem Fenster sitzend, den Kopf abwärts drükkend, zu. Abends 4½ Uhr (am 25. December 1824), nicht lange nach der That, schnitt man den Strick ab, wendete Rettungsmittel an, öffnete einige Venen, welche auch ein wenig bluteten. Das Auge fand man geschlossen und starr. Am Halse sah man wegen der Dicke des vom Hemde gedrehten Strickes, und weil das Zuschnüren wahrscheinlich nicht lange gedauert hatte, nur wenig kleine mit Blut unterlaufene Stellen. An dem gesund aussehenden, noch warmen Körper fand man keine Verwundung, keine Verletzung, kurz: bei seinem Tode schnitt die Parze den Faden nicht ab, sondern machte — einen Knoten.

5.

Als V. H—s zu M. noch ein Knabe war, wollte ihn schon sein Vater — böser Streiche wegen — selbst einmal

*) Zannoni's Witzworte. (Raccolta di motti brighelleschi arguti etc. di Zannoni etc. Turin, 1807.)

aufhängen und hatte ihm schon einen Strick um den Hals herum geschlungen; allein zum Glück kam noch ein anderer Mann dazu und verhinderte diese That.

V. H. ergab sich von Jugend auf dem Trunke, ward ein böser, ausschweifender Mensch. Kam er betrunken nach Hause, so zerschlug er Thüren und was ihm in die Hände fiel. Seine brave Frau mußte daher alle Kreuzer, die sie zusammen bringen konnte, zum Ankauf von Töpfen und Schüsseln verwenden, weil er diese in der Betrunkenheit jedesmal zerschlug. Sie lebte dafür stets in Furcht, nicht nur von ihm gemißhandelt — was oft geschah — sondern sogar lebensgefährlich verletzt zu werden, bis sie ihn endlich einmal beim Rügegericht verklagte, worauf er zwar nicht das Betrinken, aber doch das Prügeln seiner Frau unterließ.

Oftmals äußerte derselbe: „Ich habe meine Sache auf nichts gestellt: drum kann mir's auch nicht fehlen!“

Vor einiger Zeit versicherte er: „ich weiß wenn ich sterbe, ich lebe kein Jahr mehr!“

Ohngefähr acht Tage vor seinem Ende besuchte er seine mehrere Stunden weit entfernt wohnende Schwester und klagte derselben, daß seine Geschwister und Schwäger jetzt Holz in H. abtrieben, verkauften, wodurch sie Geld lösten; er dagegen habe nichts, was er verkaufen und wodurch er Geld lösen und bezahlen könnte und wisse gar nicht mehr, wie er sich helfen solle. Sein Vater hatte wirklich ein Testament gemacht und ihn darin bedeutend verkürzt, worüber er sich sehr betrübte.

Am 19. October, seinem letzten Lebenstage, machte er Vormittags seinen Wagen zurecht und lud Dünger auf. Als seine Frau früh in die nächste Stadt gehen mußte, ermahnte sie ihn erst: zu Hause zu bleiben und sich nicht zu betrinken. Jenes befolgte er zunächst, ließ sich aber Branntwein ins Haus holen, wovon er jedoch nur $\frac{1}{8}$ trank, den übrigen stehen ließ.

Zwischen 10 bis 11 Uhr kam er nüchtern und noch ganz vernünftig in ein Haus, um Branntwein zu trinken, wovon er binnen $\frac{1}{2}$ Stunde $\frac{2}{8}$ zu sich nahm, dann versicherte: nun düngen zu wollen. Gegen 1 bis 2 Uhr kam er betrunken

zurück, um noch mehr Branntwein zu trinken, was ihm aber verweigert wurde. Nachmittag, als ihn eine seiner Schwestern hinter einem Glas Branntwein sitzend, aber nicht so sehr, wie sonst, betrunken fand, sagte er zu dieser: „Du sprichst mir nichts zu meiner Frau!“ Hierauf holte er sich in demselben Hause, ohne Vorwissen der Besitzerin, Eier. Jene forderte sie ihm wieder ab, aber er ging damit nach Hause und erwiederte: er wolle sie sich ausschlagen. Sein ihm auf diesem Wege begegnender Sohn merkte, daß er die Taschen voll Eier habe, berief ihn deßhalb, allein er schwur alles, daß er keine Eier habe, lachte aber doch, und ließ sich durch den Sohn einen Tiegel holen, um die Eier auszuschlagen. Während er dieß bewerkstelligte, trat seine Frau (4 Uhr Nachmittags) in die Stube. „Donnerwetter, Frau,“ rief er ihr mit trunkenstieren Augen entgegen, „ich habe Eier, die wollen wir ausschlagen und kochen!“

Die Frau wollte ihm die Eier wegnehmen, weil sie dieselben für die ihrigen hielt. Als er aber gerufen: „Halt! es sind Deine Eier nicht!“ so ließ sie sie ihm.

Nun aber schimpfte und lärmte er, warf Tisch und Stühle um, suchte auch den Ofen einzuschmeißen. Man suchte ihn zu beruhigen, bat ihn, sich eine Stunde nieder zu legen, was er aber nicht that, doch aber sich auf kurze Zeit beruhigte, seine Frau um Essen bat und hinzu fügte: „Liebe Herzensfrau, ich habe gar nichts gegen Dich, Du dauerst mich, daß Du Dich so über mich betrüben und ärgern mußt.“ Indem sie nun, jenen Wunsch zu befriedigen, aus der Stube ging, folgte er ihr auf dem Fuße nach, die Treppe hinunter in den Stall, wo er sich an die Krippe stellte, als wenn er sich erbrechen wollte, was er aber nicht bewirken konnte. Hierauf ging er wieder geradenwegs in die Stube, ohne einmal zu fallen.

Außerhalb derselben beschäftigt, hörte nun die Frau nicht lange nachher einen Fall, bald hierauf einen zweiten, und glaubte erst, er werfe in der Trunkenheit wieder Tisch und Stühle um. Allein als sie in die Stube will, fehlt der Drükker an der Thür; sie hebt daher diese aus und findet ihren Mann, nachdem sie ihn vor weniger als vor ¼ Stunde noch

gesprochen hatte, an einem an der Decke befindlichen Ringe mittelst zweier Gebinde Garn aufgehängt, das Gesicht schwarzblau und aufgetrieben. Sie schnitt ihn mit einem eben in der Hand gehaltenen Messer ab, suchte, um wo möglich die Todesart des Erhängens nicht bekannt werden zu lassen, alles dahin Deutende aus dem eisernen Ringe und von dem Halse ihres Mannes zu entfernen, ein wie ein Strick zusammen gedrehtes Halstuch und jene zwei Gebinde flächsenes Garn. Nun erst rief sie Leute herbei. Man fand ihn auf dem Rücken liegend, ohne Zeichen des Lebens, die Unterschenkel eingezogen, die Füße am Hintern.

Man schüttete ihm Liq. anod. in den Mund, aber ohne Erfolg. Bei der Tags darauf erfolgten medicinisch-gerichtlichen Untersuchung fand man hauptsächlich auf der linken Seite des Halses eine ziemlich starke Strictur mit Blut unterlaufen, die Oberhaut etwas verletzt, die linke Seite vom Halse bis zum Schenkel herunter blau, den Unterleib widernatürlich aufgetrieben.

Dem Fundschein zufolge war das große Gehirn vorzüglich groß, die Blutgefäße daselbst strotzten von schwarzem Blut, die Hirnhäute waren gesund, weder Blut noch Wasser in den Umgebungen und Hirnhöhlen, das kleine Gehirn rücksichtlich der Blutgefäße und ihres Inhaltes von gleicher Beschaffenheit, die rechte — mißfarbige — Lunge zum Theil mit dem Rippenfell verwachsen, das Herz nebst den großen Gefäßstämmen völlig blutleer aber unverletzt.

In der Brusthöhle fanden sich etwa 2 bis 3 Obertassen noch ziemlich flüssiges Blut, welches — wie der Physikus glaubt — aus einem durch den Sturz auf die Erde, oder durch Ausdehnung zerrissenem Gefäß sich ergossen haben mochte.

Der Magen war leer, die Milz etwas mürbe, wie die rechte Lunge.

An den Därmen weder Zeichen der Entzündung, noch des Brandes.

Ob Erection des männlichen Gliedes, ob Spuren von Saamenergießung gefunden wurden, hat der Physikus gar nicht angegeben *).

Doch der bei der Section gewesene Amtschirurg und dessen Gehülfe sagten aus: daß das männliche Glied des ungefähr in seinem 36. Lebensjahre gestandenen Selbstmörders zwar nicht in Erection, aber doch voller und steifer gewesen sey, als man es für gewöhnlich zu finden pflegt.

Wahrscheinlich ist V. H. auf einen Stuhl gestiegen, hat sich mittelst eines zusammengedrehten Halstuchs an den in der Stube befindlichen Ring gehängt, dann den Stuhl mit den Füßen umgeworfen. Aber nachdem das Tuch zerrissen und er herabgestürzt, wodurch der zweite Fall veranlaßt wurde, hat er sich mittelst der zwei Gebinde flächsenen Garnes aufgeknüpft und so seinen Drang zum Selbstmord befriedigt.

6.

Ein auf einem Berge in einem ganz einsam liegenden Hause wohnender Fuhrmann litt im Juli und August 1755 Tag und Nacht an heftigen Schmerzen eines Schenkels, an welchem man nichts sah, als daß er ein wenig geschwunden war. Er klagte dabei Gewissens- und Herzens-Angst, consultirte einen Schäfer, der 3 Wahnsinnigen geholfen, ein Mädchen von einem Bruche, einen Jüngling vom Steine, einen Andern von einem 31 Pfund wiegenden Gewächs zwischen den Schultern, einen Dritten von einem ähnlichen im Nacken, durch die Operation befreit und dadurch sich Vertrauen erworben hatte. Dieser ließ den Leidenden auf die schmerzende Stelle des Schenkels Umschläge von Odermennig (Agrimonia Eupatoria), Königskerze (Verbascum thapsus) ꝛc. machen, dieselben Kräuter auch trocken in Säckchen auflegen, überdem Kienöl (Spiritus Terebinthinae, Ol. Ter. seu Pini),

*) Bei einem Manne, der sich ebenfalls selbst erhängt und einen Bruch hatte, fand man das Scrotum mit Blut unterlaufen, was die Obducenten für ein Kennzeichen eines jeden Erwürgten hielten. S.

auch eine sogenannte Schwindsalbe aus Leinöl, etwas Pech und Kreide anwenden, und alle 3 mal 24 Stunden eine Pille aus fünf Granen Opium purum nebst einem mit Branntwein bereiteten Aufguß von Reinfarn (Tanacetum) und Goldwurzel (Radix asphodili). Doch aus Mißverstand hatte der Kranke dreimal täglich solch eine Opiumpille bekommen, darauf aufgetriebenen Kopf mit Verrücktheit, Brustbeklemmung, Raserei. Er brüllte wie ein Löwe — wie die Akten sagen. —

Durch die nachtheiligen Wirkungen dieser Mittel zurückgescheucht, ging er von diesem Aesculap ab, suchte bei einem andern legitimen, Hülfe, allein auch vergebens. Hierzu gesellte sich des Kranken vorgefaßte Meinung, daß der abgedankte Schäfer sich an ihm rächen könne, weil er seinen Urin habe, Sympathie damit treiben und ihn — wie er es nannte — bremsen würde.

Am 2. September 1755, nachdem er seit 1 Monat jenen Schäfer nicht mehr gebraucht hatte, wiederholten sich die schmerzhaften Zufälle abermals. Patient brüllte laut, versteckte sich auf dem Boden seines Hauses und ward nicht lange nachher am Schornstein auf dem Boden erhenkt gefunden. Der Strick ging am Halse herum, zog sich rechterseits am Ohre hinauf, war am Dachstuhle so angeknüpft, daß zwischen dem Balken und dem Entleibten ein Raum eines Schuhes lang war. Der Todte schleppte die kreuzweis gelegten Beine auf der Erde, von welcher beide Knie eine Spanne weit entfernt waren. Im Gesicht sah er gut aus, hatte Augen und Mund fest geschlossen. Außer dem Munde fand man nichts blau aufgelaufen, bläulich aber die Fingernägel, den Strick fest um den Hals gezogen, der gebildete Knoten hatte neben der Gurgel ein tiefes Loch gedrückt, einen mit Blut unterlaufenen Reif bewirkt. Ueber dem Knöchel befanden sich einige Ritze mit Blut unterlaufen.

7.

Leid bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft Nacht zum Morgen, und aus Mittag Nacht.
Shakspeare.

Die Frau eines Handwerkers litt in ihrem 52sten Jahre anhaltend an Melancholie, (weßhalb ihr Mann sehr behutsam mit ihr umgehen mußte), in ihrem 57sten Jahre an Hüftweh, in ihrem 60sten verfiel sie in ein hitziges Fieber, in welchem die Ischiadik verschwand, nach beendigtem Fieber aber wieder zurückkehrte.

Ihr Mann ward im Juli 1776 durch einen heftigen Rheumatismus eines Schenkels ein Vierteljahr lang aufs Krankenlager geworfen, im Juni 1777 durch Ischiadik. Er verfiel unter den heftigsten Schmerzen in Zehrfieber, das ihm im Juli 1777 das Leben raubte. — Während dieser Krankheit ihres Mannes ermattete die nun 72jährige Frau durch schlaflose Nächte und tiefen Kummer; in den letzten 14 Tagen vor ihres Mannes Krankheit weinte sie häufig, aß und trank wenig. Bald nach dessen Tode wurde sie so furchtsam, daß jede Nacht eine Freundin bei ihr schlafen mußte. Sie legte sich bei zunehmenden Rückenschmerzen und aus Angst über die vorgefundenen Schulden nicht selten schon bei Tage nieder. Am 12. September 1777 Abends sprach sie kein Wort, aber früh am 13. sagte sie: „Nun seh' ich Euch heute nicht wieder." Man glaubte, sie wolle an die Arbeit gehen. Sie aß zwar Mittags 12 Uhr, ward aber dann vermißt und Abends 4 Uhr in einer Dachkammer an einem doppelten starken an einem Balken befestigten Stricke hängend, mit dem Gesicht in die Höhe gekehrt und mit einem Fuß noch auf einem neben ihr stehenden hölzernen Stuhl gestützt, gefunden.

Der Strick ging vom Cervix unter dem Rande der untern Kinnlade rechter und linker Seits hin, endigte sich mit einer Schlinge unter deren vorderem und spitzigem Theile so, daß der ganze Kopf hierdurch zurückgedrückt, der Mund völlig verschlossen und zurückgedrückt wurde. Dennoch ist aber hier-

bei die Luftröhre von dem Druck des Stricks völlig befreit geblieben, so daß diese Frau durch die Nase, wiewohl mit Schwierigkeit, noch hat einathmen können, dagegen ist der Blutumlauf durch den Druck des Stricks auf die Carotiden und Drosselvenen, so wie auf die Vertebralarterien und Venen und Nerven des Halses nach und nach völlig unterbrochen worden.

Außerdem fand man äußerlich am ganzen Körper nichts Widernatürliches.

Von der Schwermuth, in welcher sich diese 72jährige Wittwe selbst tödtete, sagte der damalige Physikus: sie verursacht den Menschen eine solche Bangigkeit, einen solchen Kampf mit dem Teufel und seinem Heer durch eine zerrüttete Einbildungskraft, die die Todesangst übertrifft, und betäubt solchen Personen durch diese Bangigkeit, bei einem heftigen Anfalle der Schwermuth, ihre Beurtheilungskraft dergestalt, daß sie beständig auf ihre Entleibung bedacht sind und oft in der größten Geschwindigkeit auf eine bewundernswürdige Art sich tödten.

Derselbe Gerichtsarzt, welcher erst den 15. September requirirt ward, die Besichtigung vorzunehmen, spricht seinen gerechten Unwillen darüber ꝛc. in nachstehenden Worten aus: „Voll von traurigen Empfindungen über ein Landesgesetz, welches verbietet, einen unglücklichen Menschen, der seines Verstandes nicht mächtig gewesen ist und sich deßhalb erhängt, oder ersäuft, zu retten, wenn er — wie es doch zuweilen der Fall ist — noch zu retten gewesen wäre, und welches sich besser in die Zeiten der Herenprozesse schickte, als in unsere jetzigen (1777), stelle ich, voll Mitleiden über die traurige Todesart der Wittwe, das beste Zeugniß über ihren tadellosen Lebenswandel und ihre schwächliche Gesundheit aus."

Erst nach vielem Deliberiren und nach vielen Hindernissen einen Mann zu der Operation des Strickabschneidens gewinnen zu können, ward sie am dritten Tage endlich abgeschnitten und am fünften Tage beerdigt. Für das Forttragen des Sarges versprach man einem Züchtling Befreiung aus dem Zuchthause; allein er erklärte: lieber Zeitlebens im Zuchthause

bleiben zu wollen, als sich zum Hinausschaffen des Leichnams brauchen zu lassen, wozu sich endlich ein Ehepaar von einem entfernten Dorfe entschloß.

8.

Ein in der Stadt geborner Geistlicher, welchem in seinem 31sten Lebensjahre die erste Pfarre auf dem Lande, und nachdem er dieser 12 Jahre vorgestanden, eine zweite in einer höher liegenden Gegend mit 2 Filialen verbunden, war übertragen worden, bestrebte sich, von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt, die Pflichten desselben gewissenhaft zu erfüllen, verehelichte sich in seinem 32sten Jahre, zeugte 5 Kinder, ward in seinem 41sten Jahre Wittwer, heirathete, 42 Jahre alt, zum zweiten Male, zeugte noch ein Kind, verfiel aber in seinem 44sten Jahre, mitten im September 1795, in eine außerordentliche Schwermuth.

Der Bedauernswürdige wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Es war ihm angst und bange, kleine Fehler kamen ihm als schrecklich große Verbrechen vor, es schien ihm, als wenn er seinen Amtsverrichtungen nicht mehr gewachsen wäre, als ob er nicht werde auskommen können — kurz er befürchtete in allen Stücken das Aergste. Seine bewährtesten Freunde waren nicht vermögend, ihn aufzuheitern, oder ihm Trost einzusprechen. Eben so fruchtlos war der Gebrauch der Medizin. Niedergeschlagen und traurig gab der Unglückliche seine innere Angst durch stetes Händeringen zu erkennen. In dieser heftigen, bis zum höchsten Grad gestiegenen Melancholie suchte und fand er seinen Tod. Am 10. December 1795 früh gegen 5 Uhr wurde er auf dem obern Boden des Pfarrhauses erhängt gefunden.

In einem Nachbarlande litt vor 9 Jahren ein jüngerer Geistlicher an denselben Zufällen und Ansichten des Lebens rc. im höchsten Grade. Meine psychische und somatische Behandlung gelang, in so fern er darnach sechs bessere Jahre verlebte. Doch ein Brief desselben vom 7. Juli 1824 an den Verfasser dieser Abhandlung verrieth einen Rückfall, und kurz darauf erfuhr man, daß auch dieser Landgeistliche sich stran-

gulirt hatte. Auch bei ihm war gleich anfänglich das Vorherrschendste, wie es Shakspeare schildert:

To a sick soul, as sin's nature is
Each toy seems prologue to some great amiss.
(Der kranken Seel, nach Art der Sünden,
Scheint jeder Tand ein Unglück zu verkünden.)

9.

L., eine körperlich starke und plethorische, an Geist und innerer Bildung aber sehr verkürzte Wittwe litt vor mehreren Jahren, bald nach dem Tode ihres Gatten, an Zufällen von Furor uterinus, späterhin an beklemmender Angst, doch nicht etwa wegen Gewissensscrupeln über gesetzwidrige Handlungen, sondern weil sie, ohngefähr seit dem Jahre 1826, beim Eintritt in ihr 45. Lebensjahr, ihr Monatliches verloren und anstatt desselben durch Molimina haemoroidalia bei bleibendem Furor uterinus und zerrüttetem Seelen- und Gemüthszustand, gequält wurde. Als am 2. November 1826 ihre Kinder auf die Kirchweih gegangen, sie daher ganz allein war, bat sie eine bei ihr zur Miethe wohnende Frau (F.) um ihren Besuch. Diese kam auch Nachmittags 2 Uhr zu ihr, doch ohne in der ersten halben Stunde ein Wort aus ihrem Munde zu hören, so daß die F. glaubte, ihrer Freundin sey die Stimme verfallen. Sie sah blaß aus, gebehrdete sich ängstlich, verließ hierauf die Stube, ohne zu sagen, wohin sie wolle. Die F. ging ihr nach, sah sie aus dem Keller kommen, sodann ängstlich im Hofe etwas suchen. Nun kam sie, die Hände ringend, mit den Worten in die Stube: „ach du lieber Gott, was werde ich angefangen haben, wo werd' ich hinkommen! Mein Sohn hat ein Schnupftuch gefunden, da waren Bänder und allerhand Sachen hieingewickelt" — hierauf sich wieder besinnend — „ich hab' es gefunden und es im Kellerloch versteckt, der Verräther schläft nicht, wo werd' ich nun hinkommen? ins ärgste Zuchthaus!" Dann bat sie die F., sie mit der Axt todtzuschlagen. Die F. suchte sie zu beruhigen, gieng mit ihr in den Keller, half ihr suchen, fand aber nichts. Die L. blieb in ihrer Angst, äußernd: „sie

müsse sterben, sie wolle sich ums Leben bringen.“ Sie ward nun von ihrer Freundin in die Stube zurück gebracht, sah jetzt in den Spiegel, sagte: „es will nicht gehen, ich kann nicht ersterben!“ sprang aber, ehe sich's jene versah, in die Küche, wo sie sich eben mit einem Messer den Hals abschneiden wollte. Die F. sprang herbei, wand es ihr aus der Hand. Die L. lief wieder in den Hof. F. wollte ihren Mann holen, bemerkte aber, als sie zur Thür hinaus wollte, daß die L. einen Fingers starken Strick mit beiden Enden an einen Haken des Scheunthors gebunden, den Kopf hindurch gesteckt und sich durch 4 — 5maliges Herumdrehen den Strick so fest um den Hals zugeschnürt hatte, daß sie ganz dunkelblauroth im Gesicht und am Halse geworden; doch drehte sie sich, auf ängstliches, heftiges Zureden ihrer Freundin so vielmal wieder herum, bis sie sich vom Strick losgewunden und den Hals wieder herausgezogen hatte, ja sie nahm sogar den Strick wieder vom Haken herunter.

F. mußte nun die L. allein lassen, um ihren Mann herbeizurufen. Als dieser herbeigeeilt, fand er sie noch in der Scheune, aber darin oben auf einem Balken stehend. Er rief ihr zu: was sie da oben mache? Hierauf stieg sie sogleich auf einer Leiter herab, kam auf ihn zu, ausrufend: „wie bring ich mich ums Leben? Ich bin nun einmal doch weg, ich bin des Teufels!“ — Er redete ihr zu, das nicht zu thun, ihren Verwandten die Schande nicht zu machen und blieb bis ihre Verwandten herbeikamen, welche sie mit sich in ihre Behausung fortführten und sorgfältig über sie wachten.

Am dritten Tage nach jener versuchten Selbsttödtung wurden ärztliche Mittel angewendet, nämlich ein Fußbad von Meerrettig und Salz, Aderlaß am Fuß, Meerrettig an die Waden und Fußsohlen. An die innere Seite der Oberschenkel und auf die Gegend des Kreuzes wollte der Arzt blutige Schröpfköpfe, an die Hämorrhoidal-Tuberkeln Blutegel setzen lassen; die Kranke war aber nicht dazu zu bewegen.

Den Kopf ließ er, um die fehlende Reaktion gegen den Blutandrang dahin zu erhöhen, mit Spiritus Formicarum, Serpylli und Schwefeläther öfters einreiben, innerlich Ex-

tractum Marrubii albi, Taraxaci et Hyosciami mit Tartarus tartarisatus und Tart. emeticus, zum gewöhnlichen Getränk decoct. rad. Graminis, Taraxac. Sassaparill. etc. nehmen, Abends Cremor tartari mit Zucker in Wasser, am 3. Tage eine Abführung von rad. jalappae, Magnes. Calomel, worauf scharfes Wasser mit Schleim und Blut vermischt durch den Stuhlgang abging, die Kranke noch denselben Abend ruhiger ward und ihrem Arzte für die verschaffte Besserung mit Thränen dankte. Durch nachherige Erkältung und unvorsichtige Gespräche Anderer über ihren begangenen Fehltritt, trat einige Tage hindurch wieder periodische Aengstlichkeit, Frösteln ꝛc. ein, welcher Rückfall jedoch durch einige Mittel wieder beseitigt wurde, so daß sie nachher als ganz hergestellt zu betrachten war und schon anfing, von der Erschöpfung, die sie sich durch unaufhörliches Toben und Widerstreben zugezogen, sich wieder zu erholen. Unglücklicherweise aber hatte ihre Mutter dieselbe mit einem Kochlöffel auf die obere Fläche der Hand und zwar auf eine Stelle geschlagen, die schon vorher etwas verletzt gewesen. Dazu gesellte sich späterhin erysipelatöse Entzündung und Geschwulst des ganzen Vorderarmes mit heftigen Schmerzen. Die afficirte Stelle der Hand öffnete sich durch erweichende Mittel, ergoß aber, statt guten Eiters, eine scharfe Jauche. Innerlich gegebene stärkende ꝛc. Mittel unterstützten die Kräfte und begünstigten eine gute Eiterung.

Als am 23. November 1826 sie der Verfasser besuchte, lag sie auf ihrem Bette, stand aber sogleich auf, hatte einen muthlosen, niedergeschlagenen Blick, einen langsamen, kleinen Puls, verrieth in ihren Antworten ein zerrüttetes Gedächtniß und wenig Urtheilskraft.

Indeß man oft auf dem Gesichte eines Denkers seine Gedankenströme beobachten kann, fand ich in den Zügen dieser Wittwe nur eine seelenlose Ruhe und die Bestätigung: daß das Gesicht eine Seelencharte ist.

II.

Selbstmorde durch Erschießen.

1.

Non è ver che sia la morte
Il peggior di tutti i mali
E un sollievo d'e mortali
Che son stanchi di soffrir.
Metastasio.

(Und du sagst, der Hauch des Todes
Sey der herbste aller Schmerzen?
Nein, er ist ein Trost der Herzen,
Die des Leidens müde sind.)

N. N. war von Jugend auf ein Kind guter Art, dritter Sohn seiner Aeltern, still, fromm, fleißig. Sein Vater, ein Landgeistlicher, rieth ihm deßwegen, Theologie zu studiren, schickte ihn erst auf ein Gymnasium, wo er aber seinen Fleiß so sehr übertrieb, daß er die größten Leiden an Leib und Gemüth ausstehen mußte, und man ihm oft die Angst seiner Seele ansah. Er war zuweilen seiner Sinne nicht mächtig, entlief z. B. heimlich ohne gehörige Kleidung, hielt sich in Wäldern auf, wo er erst, nachdem er 2 Nächte daselbst zugebracht, durch eine Bekannte aufgefunden und wieder zurückgebracht wurde; dann aber Handlungen beging, die seiner Sinnesart in gesundem Zustande ganz entgegen waren.

Drei Aerzte erklärten seinen Zustand für eine sehr bedeutende Schwermuth mit Wahnsinn, glaubten den Sitz derselben im Unterleibe in zähen Schleiminfarkten daselbst zu finden. Patient ward nach den, diesen Ansichten gemäß, verordneten Arzneien besser und bezog, auf sein dringendes Verlangen, die Universität, mit dem Vorsatz: Theologie zu studiren, obgleich ihm jetzt sein Vater ein anderes Studium oder einen andern Beruf angerathen hatte.

Nachdem er sich dort fast zwei Jahre lang durch Studiren sehr angestrengt, mußte ihn sein Vater nach Hause kommen lassen, weil sich neue Merkmale seiner — mit Wildheit

verbundenen — Krankheit äußerten. Zu Hause schien er sich besser zu befinden, studirte fleißig, wurde examinirt, predigte zu verschiedenen Malen und machte bei seinem ordentlichen, guten Betragen Hoffnung, daß er der Kirche nützliche Dienste leisten werde. Im Winter 1791 fanden sich einige seiner vorigen Zufälle wieder ein. Der eine Arzt fand am 19. Februar 1791 in dem alten Uebel die Ursache seiner Leiden, es wurden wieder Mittel dagegen angewendet, welche man in solchen Fällen für die besten hielt.

Manchmal hatte der Kranke helle Zwischenräume, manchmal war er außerordentlich schwermüthig, letzteres hauptsächlich dann, wenn Krämpfe im Unterleibe das Blut zu sehr nach dem Kopfe trieben. Nun bekam er Beängstigungen 2c. — Am 24. März 1791 bemerkte man an ihm Aengstlichkeit, am darauf folgenden Tage Mittags, daß sein Kopf glühte; man vermuthete aber, es sey nicht so viel Gefahr da, als vor drei Jahren.

Aus den Liedern, die er am 24. März von dem Vertrauen auf Gott und aus der Materie vom Glauben an Gott noch in einem Buche gelesen, glaubte man auf den Kampf schließen zu dürfen, dem er, von seinen körperlichen Leiden überwältigt, unterlag. Früh gedachten Tages nahm der Kranke Medizin ein und unter dem Vorwande, daß sie bei ihm wirke, ging er Mittags, wo sein Vater predigte, nicht in die Kirche. Seine Schwester blieb zu Haus, ihr Bruder las in einem Buche, verließ dann dieses Zimmer, nicht lange darauf, zwischen 2 und 3 Uhr, hörte seine Schwester einen Schuß, lief in die Studirstube ihres Bruders und fand ihn daselbst todt in seinem Blute liegen.

Der Physikus fand am Schlaf der rechten Seite des Kopfes die äußere Bedeckung vielfältig zerrissen, die Muskeln bloßliegend, hart und verbrannt, ein Schuß hatte das Schlafbein bis in die innere Substanz des — aus einer Oeffnung fließenden — Gehirns durchdrungen. Es war bereits eine tödtliche Blutung erfolgt.

Der Kranke hatte zwei Pistolen, die eine mit groben Schroten, die andere mit Dunst geladen, auf seinem Ti-

sche in der Studirstube liegen gehabt. Letztere fand man losgeschossen.

2.

Der Chirurg ***, einziger Sohn des Amts- und Centchirurg *** in ***, lernte bei seinem Vater Barbieren, Aderlassen rc.; begab sich dann nach Straßburg, kehrte nach ein paar Jahren von da zurück und mochte sich gute Kenntnisse in seinem Fache erworben haben, da er doch mehrere glückliche Kuren verrichtet hat. Sein Vater, ein äußerst heftiger, leidenschaftlicher, übrigens auch nicht ungeschickter Mann, schien auf die größere Geschicklichkeit seines Sohnes und den mehreren Beifall, den dieser fand, neidisch zu werden. Die beständige Uneinigkeit unter beiden, bewog endlich den Sohn, preußischer Soldat zu werden, wobei er aber seine Wissenschaft nicht vernachlässigte und ums Jahr 1789 oder 90 wieder nach *** zurückkehrte; leider! aber dem Trunke stark ergeben war. Die Einigkeit zwischen Vater und Sohn dauerte wieder nicht lange, und so zog letzterer für sich, konnte aber nicht so viel verdienen, als seine Bedürfnisse erforderten, machte Schulden, vereinigte sich jedoch endlich wieder mit seinem Vater, bis er in der Neujahrsnacht 1794 sich erschoß, nachdem er wahrscheinlich brav gezecht, und so im Rausche diesen Schritt gethan hat.

3.

H. L. in M., ein Bauersmann, heirathete eine Person (welche schon außer der Ehe ein Kind gehabt hatte) in der löblichen Absicht, um ihr Kind und durch dasselbe ihr Vermögen zu bekommen. (!!) Am 15. Sept. 1801 gieng er erst zu Bette, nachdem seine Frau, sein Knecht (ein 15jähriger Bursche) und die übrigen im Hause sich schlafen gelegt hatten, bevor er sich aber niederlegte, hörte er das Bett seiner Frau krachen, dann ihre Thüre knarren. Nicht lange nachher sprang seine Frau im bloßen Hemde vor ihm vorbei in ihre Kammer, und als er derselben dahin folgte, traf er, der ein Licht in der Hand hatte, in derselben Kammer, hinter der

Thüre seinen Knecht B. B., ebenfalls im Hemde an, zog denselben, der in großer Angst war, bei den Haaren hinter der Thüre hervor, fragte ihn, was er da mache? ob er sich nicht gleich aus der Kammer entfernen wolle? — Worauf seine, inzwischen aus der Kammer entlaufene und wieder gekommene Frau ihm zurief, sie habe dem Burschen etwas Salat zu essen gegeben, was auch B. zu ihm sagte. — Der Mann vom Hause kettelte nun die Kammer seines Knechts, nachdem dieser in dieselbe gegangen, zu; so wie die seiner Frau unter denselben Verhältnissen, und legte selbst sich dann nieder. —

Als er früh aufstand, gieng er an seines Knechts Kammer, klopfte an dieselbe, rief, er möge ihm aufmachen. Nachdem dieß geschehen, sagte er zu ihm: du, gesteh' mir's, hat sie dich verreizt, oder hast du sie verreizt? Sag' mir's — es soll dir nichts geschehen! — Worauf ihm B. antwortete: Nein! ich habe nichts mit ihr. —

Der Bube schützte jetzt Krankheit vor, blieb allein zu Hause, und als sämmtliche Bewohner desselben sich entfernt hatten, hörte man, gegen 11 Uhr Vormittags, einen Schuß, und fand ihn, durch einen Schuß mit groben Schroten — welcher in die rechte Seite des Kopfes, über dem Ohre, bis ganz durch die entgegengesetzte Seite gieng, den ganzen Hinterkopf zerschmettert, das gesammte Gehirn destruirt hatte — getödtet. —

Der 15jährige Dienstjunge hatte bis dahin einen guten Ruf gehabt. Das ihm angeschuldigte Verbrechen des Ehebruchs mit seiner Dienstfrau war nicht erwiesen — er wenigstens als der verführte Theil zu betrachten, in sofern seine Dienstfrau als liederlich bekannt war, einen leichtsinnigen, sträflichen Lebenswandel führte. — Der unglückliche junge Mensch hatte sich offenbar aus Furcht einer ihm bevorstehenden Untersuchung u. s. w. selbst das Leben genommen. Das visum repertum wurde sehr mangelhaft gefunden — der Physikus bekam wegen seiner Fahrlässigkeit einen Verweis.

4.

Ein Landmann, einige und fünfzig Jahre alt (M. K. in H.), ein guter unbescholtner Mann, war doch von jeher, besonders seit den letzten Jahren, etwas schläfrig, einfältig, tief- und stumpfsinnig in sich gekehrt. Beim letzten Getreideeinfahren stand er öfters im Felde ganz stille und vergaß, was er thun wollte, bis er daran erinnert wurde, daß er dieß und jenes thun müsse, zankte sich auch manchmal mit seiner Frau, that ihr aber nie etwas zu Leide, arbeitete zwar, aber nicht so, wie es seyn sollte; mußte deßhalb oft von seiner Frau zurechtgewiesen werden, wenn der Haushalt bestehen sollte, ließ sich dann manchmal verlauten: „er müsse ja auch nicht da seyn;" welche Aeußerung nicht auffiel, weil man sie für Einfalt hielt.

Am Körper war er ein äußerst gesunder und starker Mann, daher seine Frau lachte, wenn er manchmal sagte: mit ihm werde es nicht lange dauern, und bei einem ähnlichen Gespräche ihm erwiederte: „Du mit Deinem gesunden, rothen Gesicht siehst nicht so aus, als wenn Du vor mir sterben würdest. Er entgegnete aber, an seine Stirn deutend: „da oben sitze es bei ihm." — Am Sonntag, den 24. September 1809 ging er Vormittags in die Kirche; nach dem Essen und vor dem nachmittäglichen Gottesdienste hinaus in den Hof und Garten, wo er aber nicht blieb, sondern wieder in das Haus zurückkehrte. — Nachmittags ging seine Frau mit der Magd in die Kirche, verschloß das Haus, glaubte, ihr Mann habe sich, wie gewöhnlich, schlafen gelegt. Als er aber Abends nicht zu Tische kam, rief man ihn im Hause, weil er aber nicht antwortete, hielt man dafür: er sey in die Nachbarschaft gegangen, oder liege auf dem Heu und schlafe — denn er verschlief oft das Abendessen. Den andern Morgen ward es aber der Frau bedenklich, daß ihr Mann sich nicht sehen ließ; sie suchte ihn, als sie ihn aber nicht fand, meinte sie, er wäre ins Feld gegangen. Mittlerweile schickte sie zum Backen zu, ging, um Rahm zum Kuchen zu holen, in den Keller; aber welcher Schreck ergriff sie, als sie bei

Eröffnung der Kellerthüre Pulverdampf roch, und gleich unten an der Kellertreppe eine Pistole sah. Nachdem sie Leute herbeigeholt und ein Licht angezündet, ging sie hinein, fand ihren Mann todt im Blute liegend, die Pistole nicht weit von ihm — den Lauf derselben zersprungen, das Schloß abgesprengt, den Leichnam vorwärts liegend, dessen Kopf vom rechten Arm bedeckt. Als man sich von dem wirklichen Tod überzeugt hatte, ließ man den Leichnam in der gefundenen Lage, verschloß den Keller, machte Anzeige im Amte. Dieses ließ nun den Keller wieder eröffnen. Die Obduction erwieß fast als gewiß, daß der Verstorbene auf einem Steine im Keller mit dem Rücken nach der Mauer zu sitzend die Mündung der überladenen Pistole auf die Brust gedrückt und durch den Schuß augenblicklich sich getödtet hatte. Das Herz, die großen Gefäße und die rechte Lunge waren zerrissen, Rippen zerschmettert u. s. f.

5.

Pierre Empereur, kaiserlich französischer Kapitän vom Geniewesen, Ritter der Ehrenlegion, von Pont a Mousson, 33 Jahre alt, schickte seinen Bedienten Benancio Aquilar, einen Spanier, am 15. April 1813 eine Stunde von Dettelbach bei Würzburg, wo er im Quartier lag, dahin, um Papier zu holen. Als dieser zurück kam, fand er seinen Herrn voll Blut auf dem Bette liegend und neben demselben seinen entblößten Degen, mit dem er sich hatte erstechen wollen.

Als am 25. April derselbe Bediente mit seinem Herrn im Gasthofe zu M. einquartiert und früh halb 8 Uhr aus seinem Zimmer hinabgeschickt worden war, um das Frühstück zu holen, darauf einen Schuß hörte, schrie er: „das ist mein Kapitän!“ und eilte mit dem Hauswirth nach des Kapitäns Zimmer, welches verschlossen war. Er drückte es auf, bemerkte Geruch von Schießpulver und fand, daß sich sein Herr erschossen hatte. Dieser saß vollkommen und ganz rein angekleidet neben dem Bette am Fenster — dessen eine Scheibe zersprungen war — auf einem Stuhle. Der rechte Arm, auf welchem der zur Seite gebogene Kopf ruhte, lag auf dem obern Theile der Bettstelle, der linke Arm hing gerade herab.

An der linken Hand fand man die Finger gekrümmt und von Pulver schwarz gefärbt, an der rechten einen ziemlich frischen Dintenfleck, den Boden stark mit geronnenem Blute befleckt; auf demselben lag zu den Füßen des Entseelten eine Pistole, an welcher die Handhabe zersprengt, der Lauf aber noch ganz war.

An der Zimmerdecke bemerkte man die Spuren zweier eingedrungenen Kugeln und einigen mit Haaren vermengten Blutes.

Nachdem man den noch warmen Leichnam auf ein Strohlager gebracht und in die Höhe gerichtet hatte, fand man das Gesicht vom Pistolenschusse ganz zerrissen, die ganze Mund- und Gaumenhöhle zersprengt, beide Kiefer, den obern und untern, in der Mitte getrennt, so daß man ganze Stücke herausnehmen konnte. Durch das Keilbein hindurch und hinter der großen Fontanelle, dicht neben der Pfeilnath, fand man einen fingerdicken Gang, welcher sich am Hinterkopfe öffnete. In der Gegend der siebenten Rippe, einen Finger breit unter der Brustwarze, nahm man eine noch nicht ganz verheilte, zolllange, sorgfältig verbundene Stichwunde wahr, Folge des oben erwähnten Versuchs, sich zu erstechen.

Aus allen diesem geht ohne Zweifel hervor, daß sich der Verstorbene mittelst einer Pistole, welche er mit der linken Hand abgedrückt, durch die Mundhöhle mitten durch das Gehirn geschossen und somit sich selbst entleibt hat.

Man fand auch auf dem Tische folgenden offen liegenden schriftlichen Aufsatz vom 15. April (dem Todestage) datirt, welcher die Ursache des Selbstmordes und unter andern Dispositionen die enthielt, daß seine Uhr und sein weniges Geld seinem Bedienten zufallen solle.

„Ne pouvant, dans l'état de maladie où je me trouve, par ma faute, faire aucun service dans ma division, au moment, ou elle va se battre, j'ai du me donner la mort, pour sauver mon honneur.

Helas! Que je desirai faire cette campagne qui va glorieusement s'ouvrir, sous le commandement de l'empereur!

Sur cet indigne lit il me faut donc mourir, oui, mon honneur le veut, tout ensemble et ma gloire. Ah! Combien sont heureux ceux qui peuvent perir des coups de l'ennemi, sur un champ de victoire!

Pierre Empereur, Capitaine du Genie, né a Pont à mousson le 5. Novembre 1780."

Man meldete dieß Ereigniß unter andern auch dem Maire zu Pont a Mousson, durch welchen man erfuhr, daß der Vater des verstorbenen P. Empr. 7 Kinder hatte, von welchen nach und nach 4 unter seinen Augen starben, der 5te machte den Feldzug nach Moskwa mit und ist höchst wahrscheinlich todt, der 6te befand sich beim Feldzug in Spanien und der 7te ist der, welcher sich in M. selbst entleibte.

6.

Am 8. Januar 1818 erschoß sich Nachmittags 2 Uhr zu *** der Feldhauptmann *** auf seiner Stube mit einer Pistole. Man fand ihn hierauf noch auf dem Kanapee sitzend, die Pistole neben ihm liegend. Der Schuß war durch den Mund, das Gaumenbein und linke Scheitelbein durch die Hirnschale und dann in die Stubenwand gegangen, in welcher man 3 Kugellöcher fand. Zwei Kugeln waren von der Wand abgesprungen und lagen in der Stube. Die Hirnschale, die Nasenbeine und die Kinnlade fand man zerschmettert.

Auf dem Tische lag ein von dem Thäter eigenhändig geschriebener Aufsatz, des Inhaltes: „Ewiger Gott! erbarme dich meiner, du kennst meinen Schmerz im Kopf und Genick, er ist nicht auszuhalten, laß mich mein Leben enden. O Gott! meine Sinne stimmen schon vor Schmerz nicht mehr zusammen. Dein bin ich."

Der Unglückliche, ohngefähr 60 Jahre alt, hatte schon lange über die wüthendsten Schmerzen im Kopf und Genick geklagt und die letzte Zeit vor Schmerz nicht mehr im Bette bleiben können, sondern beständig herumgehen müssen.

Seine Krankheit hielt man für Tabes dorsalis, verbunden mit Beinfraß des Hirnschädels.

Schon vor einiger Zeit war er zu mehreren Personen

gegangen, um sich Pulver und Blei zu verschaffen. Am 8. Januar hatte er sich früh 3 Uhr erst niedergelegt, die ganze Nacht auf dem Kanapee zugebracht, über außerordentliche Schmerzen geklagt. Mittags aß er etliche Löffel Suppe, trank ein einziges Glas Wein, hieß die in seiner Stube spinnende Magd in die untere Stube gehen, weil ihm das Schnurren des Spinnrades die Kopfschmerzen vermehrte. Seinen Schwiegersohn beauftragte er, etwas außer dem Hause zu besorgen, entfernte ihn somit, schrieb hierauf am Tisch noch etwas auf einen Bogen. Kaum hatte die Magd die untere Stube erreicht, als sie den Schuß hörte.

Dieser Mann, früher Tuchmachermeister, nachdem Lieutenant beim Landsturm, trieb einst einen ausgebreiteten Tuch- und Materialhandel mit vielem Glück, ward späterhin Freimaurer, zuletzt Feldhauptmann. Er verließ nun aber die Quelle seines Reichthums, seinen Handel. Seine zwar ausgezeichneten aber nicht gehörig ausgebildeten Talente verleiteten ihn zu einem übertriebenen Egoismus, der überall Alles besser wissen wollte als jeder Andere. Durch die Schriften Friedrichs des Großen, Voltaire's und anderer Freigeister hatte er sich ein chaotisches Gewebe von philosophischen Vorstellungen gebildet, in welchem er sich so sehr gefiel, daß er es, als das einzig-richtige System zu seinem Glaubensbekenntniß wählte, was aber auch einen nachtheiligen Einfluß auf seine religiösen Ansichten hatte. Er war übrigens weichherzig, unternehmend, dienstfertig, gastfrei, im Gespräch unterhaltend.

7.

Ein seit 15 Jahren mit der Schwester seiner verstorbenen Frau zusammen lebender, seit etlichen Jahren kränklicher, lange Zeit schon dem Trunke ergebener Förster, klagte zu Ende des Octobers 1820 dieser 68jährigen Schwägerin: sein Kopf sey verwirrt und verrückt, sein Lebensende nahe heran. Einige Tage nachher stand er in dem Wahne: es käme eine zahlreiche Gesellschaft in seine Stube, herrliche Musik machende und schön dazu singende Herren und Damen, jene mit Federbüschen auf dem Kopfe geziert. Er ließ sich mit denselben in

eifrige Gespräche ein, befahl seiner Haushälterin, ihnen Essen und Trinken vorzusetzen. Doch außer ihm selbst sah jene Gesellschaft Niemand. Am 11. November 1820 hielt er derselben aus dem Kopfe eine ordentliche Predigt, darin viel vom Heiland vorkam, und nach deren Beendigung er bedauerte, daß er kein Vermögen habe, um noch studiren zu können, weil er ein tüchtiger Prediger werden würde. Dabei rieb er seine Stirn häufig mit der Hand, war überhaupt etwas zerstört. Gegen 9 Uhr hieß er ihr, zu Bette zu gehen, des Morgens früh aufzustehen und ihm Kaffee zu machen, weil er bald in den Wald müsse und setzte hinzu: es könne seyn, daß sie ihn dann nicht wieder sehe, er bleibe doch bald aus, und dann sollte sie nur den ganzen Wald und alle Gräben durchsuchen lassen; er verlangte noch ein frisches Licht. Nachdem sich die Schwägerin niedergelegt hatte, hörte sie gegen 8 Uhr einen schwachen, dumpfen Knall. Am 12. November, früh 3 Uhr in der Dunkelheit stand sie auf, ging herunter in die Kammer, um ihren Schwager zu wecken, und sah ihn bei einigem Scheine auf dem Bette aufrecht sitzen, die Flinte in der Hand. Da er gar keine Antwort gab, machte sie Licht, und traf ihn nun mit den Füßen auf dem Stubenboden im Bette sitzend, den Kopf vorwärts hängend, die Mündung des Gewehrs am Munde liegend, einen Schuß durch die Stirn. Die Obduction ergab Zerschmetterung der Schädelknochen und Zerreißung des Gehirns.

8.

Am 9. November 1823 erschoß sich Abends 4½ Uhr ein kinderloser Wittwer zu O., einem Dorfe. Man fand ihn nach der That in seinem Hause in der Unterstube auf einem Stuhle am Tische gleichsam sitzend, Rücken und Kopf auf der hinter dem Stuhl befindlichen Bank rücklings liegend, entseelt. Zwischen seinen Beinen stand eine abgeschossene Soldatenflinte und dabei der ausgezogene Ladestock.

Am Halse des Verstorbenen nahm man eine Wunde wahr, welche mit einer zweiten auf dem Kopfe in Verbindung zu stehen schien, und in derselben Richtung oberhalb des Fensters

in der Decke zeigten sich Spuren von zwei eingedrungenen Kugeln, daneben mehrere kleine hellrothe Fleckchen, wahrscheinlich angespritztes Gehirn.

Auf der Bank, wo der Kopf lag, und noch mehr auf den Stubendielen, befand sich eine große Menge (ohngefähr 2 Pfund) geronnenes Blut, dicht unterm Kinn, gerade vor dem Luftröhrenkopf, wo der Schuß eingegangen war, eine runde Wunde, nicht ganz vom Umfange eines halben Kronenthalers, mit schwärzlichem, von anklebendem Pulver herrührenden, Rande, und oben auf dem Scheitel etwas links eine etwas größere auswärts gerissene Wunde in Gestalt eines V.

Nach der Lage des Leichnams, des Gewehrs und des Ladestocks, den beiden Wunden im Kopf und den Kugeln in der Decke läßt sich mit aller Wahrscheinlichkeit folgern, daß K. sich selbst, auf dem Stuhle sitzend, über den er hinlag, erschossen, und daß er das Gewehr mit dem Ladestock abgedrückt habe.

Bei der Obduction zeigte sich Zerreißung der Theile des Halses und Zerschmetterung der Schädelknochen.

Ein Knabe, den man — als nach dem erfolgten Schusse K's Stubenthür verschlossen gefunden ward — zum Fenster einsteigen ließ, um von innen die Thüre zu öffnen, sah den Entseelten noch rücklings auf der Bank liegen, und die Schußwunde unterm Kinn bluten.

K. war 56 Jahre alt, katholischer Religion, ¾ Jahr Wittwer, ehemals Soldat, ging vor 28 Jahren von seinem Regimente ab, erlangte hierauf in D. das Nachbarrecht und heirathete daselbst. So lange seine Frau lebte, war er sehr ordentlich und hatte sein gutes Auskommen, allein seit dem Tode derselben ergab er sich dem Branntweintrinken. — An Verrücktheit litt er nie.

Acht Tage vor seinem Tode war es ruchbar worden, daß A. S. von ihm schwanger sey, auf welche Nachricht er sagte: „entweder solle diese, oder er selbst sterben.“ — Fast zu gleicher Zeit machte auch seine Braut bekannt, daß sie von ihm schwanger sey. Dieß setzte ihn in eine verzweifelte Lage.

An seinem Todestage empfahl er seiner Braut dreimal: einem seiner Pathen zu Weihnachten etwas zu geben, und bestimmte namentlich einen Rock, auf den Fall, wenn er etwa vor der Zeit sterben sollte.

Wenig Stunden vor seinem Tode brachte K. seinen beiden Geschwängerten, welche beide auf seinem Boden Flachs zurecht machten, Branntwein, hatte statt Stiefeln gute Strümpfe und Schuhe an, weil er — wie er beiden Mädchen erwiederte, als sie ihre Bewunderung darüber äußerten — Bräutigam sey und sich putzen müsse. Er wolle sie rufen, wenn sie in die Stube kommen sollten.

1½ Stunde vor seinem Tode gab er noch in seiner Stube an Jemanden Getreide ab, um 4 Uhr einem Andern eine Gelte, nachdem er sich schon eingeschlossen und deßhalb wieder die Thüre aufgemacht hatte. Dann aber schloß er die Thür sogleich wieder ab, ohne jene Mädchen zu rufen und — erschoß sich.

9.

Einem 23jährigen erst ¼ Jahr und zwar glücklich verheiratheten Landmann, W. K. in De., Pathen des unter 11. Erwähnten, der sich ½ Jahr vorher erschoß, den er lieb gehabt und bei dessen Obduction er auch gegenwärtig gewesen, erschien gedachter verstorbener Pathe K. zu Ende des Mai's 1824 einige Wochen nach einander mehrere Male im Traume.

Am 6. Juni 1824 war der junge, gesund scheinende Mann beim Probiren der Feuerspritzen in einem nahen Dorfe (U. K.) behülflich, ging zwar nach Beendigung dieses Geschäfts mit den übrigen Spritzenleuten auch ins Wirthshaus, trank aber wenig Bier und gar keinen Branntwein, wanderte, jedoch ohne eine Spur von Tiefsinn vorher gezeigt zu haben, in sich gekehrt Abends 5 Uhr heim, rief einer im Hausplatze sitzenden Weibsperson zu: „Habt Ihr Euch herausgemacht?“ holte dann im Hühnerhaus seinen Hausschlüssel, schloß auf, verschloß aber auch hinter sich die Hausthür wieder. Gleich darauf hörte man einen dumpfen Knall. Sein Vater eilte

alsbald in dieß Haus, kam bald aus demselben wehklagend heraus und verkündete den Tod seines einzigen Sohnes.

Man fand ihn in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung quer über einen Lehnstuhl. Sein Oberleib war rücklings auf die Wandbank gefallen. Zwischen den Beinen ruhte eine mit dem dabei stehenden Ladestocke abgedrückte Flinte, mit welcher sonst K. mehrmals auf die Jagd gegangen war. K. hatte sich unverkennbar selbst entleibt, indem er das Schießgewehr am Halse unter dem Kinn angesetzt und mit dem Ladestocke abgedrückt hatte.

Die durch den Kopf gedrungene Kugel war in gerader Richtung einige Fuß höher über der Leiche in die Wand gefahren.

Auf der Bank hin und drunter befand sich ohngefähr ein Pfund Blut, das übrige mochte wahrscheinlich in die Spalte der Wand eingedrungen seyn. Die linke Hand fand man vom Pulverdampf schwarz, und noch schwärzer, von dem anklebenden Pulver, die Stelle unterm Kinn, wo der Schuß eingedrungen war. Hier (am vordern Theile des Halses, gerade vor dem Larynx) befand sich eine eines 6 Kreuzerstücks große Wunde. Es waren durch den Schuß ein Theil des Luftröhrenkopfs, die Grundfläche der Zunge, des Zungenbeins und die Gaumenknochen zerstört worden.

Auf dem Scheitel nach dem Hinterkopfe zu entdeckte man eine dergleichen größere, eckigte, mit Gehirn umgebene Wunde. Durch das Einbringen der Finger fühlte man mehrere Knochenstücke.

Aus der Richtung der Wunde und dem Befunde überhaupt geht hervor, daß sich Defunctus jene selbst beigebracht, daß das Gehirn und dessen große Blutgefäße zerstört worden, deswegen das Leben sogleich habe enden müssen, auch auf keine Art und Weise Hülfe möglich gewesen seyn würde. Es gehört daher diese Läsion ohne allen Zweifel unter die absolut tödtlichen. Der Thatbestand des Verbrechens ist hierdurch außer Zweifel gesetzt.

Es scheint mir (S.), als wenn das Ereigniß, daß K. seinem Pathen im Traume erschien, auf letztern, der einen

Selbstmörder und die Oeffnung von dessen Leiche — etwas für ein kleines Dorf Außerordentliches — mit angesehen, einen tiefen Eindruck gemacht, ihn in eine — durch Anhänglichkeit und Sehnsucht zu jenem mit veranlaßte — stille Schwermuth gestürzt, mit Todesgedanken erfüllt, in ihm einen Antrieb zum Selbstmord hervorgebracht, sogar in der Wahl der Mittel zu diesem Zweck, zur Nachahmung verleitet habe.

Daß böses Beispiel zum Selbstmord an sich, wie zur Wahl der Mittel zu diesem Zwecke zu verführen pflegt, lehren außer dem oben genannten Fall, 1) in letzter Hinsicht die oben erwähnten vier Personen in Ilmenau, in so fern sie sämmtlich sich zu Ausführung ihres Vorhabens das Opium erkohren; 2) in ersterer Rücksicht: das Ereigniß in Genf im Herbst 1825, wo sich ein junges wahnsinniges Mädchen aus dem vierten Geschoß eines Hauses herabstürzte, — dort der sechste Selbstmord aus religiöser Verrücktheit seit der Einführung des Methodismus; 3) in beiden Hinsichten aber das kleine Dorf Saint Pierre Montjean, im Walliserlande, wo, als sich daselbst im Jahr 1813 eine Frau erhängt hatte, alle andern sich geneigt fühlten, es ihr nachzuthun.

Wem fällt hierbei Plutarchs Bericht (de virtutibus mulierum) von der Mode, ja von dem epidemischen — einer verpesteten Atmosphäre, zugeschriebenen — Wahnsinn nicht ein, in welchem plötzlich alle Mädchen und Frauen zu Miletus — dem jonischen Athen — da der Krieg die Männer von der Heimath entfernt hielt, von dem unwiderstehlichen Wunsche und Drange, zu sterben, und zwar sich zu erhängen, dermaßen befallen wurden, daß alles Zureden, alle Thränen der Eltern und Freunde nichts fruchteten, viele Mädchen, ihre umsichtigsten Wächter hintergehend, sich erhingen?

Das Uebel wuchs und die Stadt würde seyn entvölkert worden, wenn der Magistrat nicht eine Maßregel ergriffen hätte, welche genügte, diesen verderblichen Schwindel zu verscheuchen. Er ließ bekannt machen, daß jede Frau und jedes Mädchen, das sich erhängen würde, ganz nackt mit dem Strick um den Hals öffentlich zur Schau ausgesetzt werden sollte.

Die Furcht vor dieser Schande wirkte so mächtig auf die zerrüttete Einbildungskraft der Schönen zu Milet, daß keine mehr ans Aufhängen dachte und das Uebel war auf der Stelle geheilt.

Eine ähnliche Beobachtung, wie die Plutarchs von dem epidemischen Selbstmord durch den Strang, machte man im 14ten Jahrhundert — nach Brodäus, Primarose und Bonnet — zu Lyon, wo der Trieb zum Ersäufen epidemisch herrschte. — Die Weiber zu Lyon stürzten sich, des Lebens überdrüßig, haufenweise in die Rhone (zu Primarosa's Zeiten, der die Ursache nicht angiebt). — Etwas Aehnliches war vielleicht: daß im Jahr 1611 alle Nonnen eines Ursulinerklosters zu Marseille, wie die eines Klosters zu Laudun, im Jahr 1630 von der Mutterwuth befallen wurden. S. Histoire médicale génerale et particulière des maladies epidemiques, contagieuses et epizootiques, qui ont regné en Europe depuis le 14. Siècle etc. par Ozanam. Paris 1817—1823.

10.

G. H. R. aus N. verlor, als er im 12ten Jahre stand, seinen Vater, nachdem schon mehrere Jahre vorher seine Mutter gestorben war. An den Beschäftigungen seiner Eltern, die Landleute waren, fand er durchaus keine Freude, dagegen lag er schon als Knabe stets über Büchern, die ihm selbst lieber waren, als die Knabenspiele, an denen er wenig oder fast niemals Theil nahm. Bei dieser entschiedenen Neigung für Unterricht und Geistesbildung war es nicht schwer, das Fach zu bestimmen, zu welchem sich der angehende Jüngling am besten schickte. Glücklicherweise vereinigte er mit der Lust zum Studiren die Fähigkeiten dazu, auch stellten seine Vermögensumstände kein Hinderniß entgegen. Er ward daher auf das Gymnasium nach Meiningen gebracht, wo er sich die volle Zufriedenheit seiner Lehrer erwarb. Nachdem er den Gymnasial-Cursus in fünf Jahren geendigt hatte, bezog er die Universität ***, um die Rechte zu studiren. R. war ein ruhiger, gesetzter Mensch von gutem Charakter und vor-

züglichen Talenten, besuchte die Vorlesungen gehörig, bewies viel Privatfleiß, kam aber nicht selten in Geldverlegenheiten, eine Ursache, daß er im letzten halben Jahre nur ein Collegium belegen konnte und überhaupt bloß für sich studiren mußte, wurde öfters von seinen Gläubigern wegen Schulden für die ersten Lebensbedürfnisse gedrängt, worüber er sich oft verdrüßlich und beunruhigt äußerte. Seine allerdings an ihm bemerkte Neigung zum Trunke abgerechnet, war seine Lebensart höchst sittlich. Er trank in der Regel viel Bier, mitunter auch Branntwein, durch den er sich berauschte. In *** fand sich nun vor Kurzem die Veranlassung zu seinem Unglück. Er war seiner Speisewirthin 25 Thaler schuldig und diese kündigte ihm deshalb den Credit auf; als er hiervon 12 Thaler bezahlt hatte, und die Berichtigung der übrigen 13 Thaler sich verzog, so verklagte sie ihn bei dem Universitätsamte. Obgleich die Schuld gar nicht klagbar war, weil sie nicht in dem Semester, in dem sie gewirkt, angezeigt worden, so machte doch der Beklagte von dieser ihm zustehenden Einrede keinen Gebrauch, denn es war seine Absicht nicht, die Frau um ihre Forderung zu bringen, nur warten sollte sie, weil er sich durch Aufsagung des Credits empfindlich beleidigt glaubte. Bei dem Vorstand mit der Klägerin gestand er daher die Schuld ein, versprach solche zu bezahlen, nur setzte er (nach seiner Erzählung) hinzu, er hoffe, es würden ihm Fristen verwilligt werden. Hierauf aber habe ihm, wie er behauptet, der Richter ins Gesicht gelacht, und ihm den Bescheid gegeben, daß er binnen vier Wochen bezahlen und bis dahin Stadtarrest haben solle. Durch diesen Bescheid und durch die Art, wie ihm, nach seinem Angeben, solcher publicirt ward, fand er sich gekränkt, übernahm sich, aus Aerger darüber, im Trunk, und warf in der Trunkenheit dem Richter die Fenster, oder wie er angab, (weil nur einer von den geworfenen Steinen traf) eine Fensterscheibe ein. Da er dieß Vergehen ohne alle Vorsicht, nicht entdeckt zu werden, ausgeübt hatte, so ward er vernommen, gestand das Vergehen ein, und ward mit der geschärften Relegation im zwei-

ten Grade bestraft. Es war am 18. August 1825, daß dieses Urtheil ihm publicirt wurde, welches an die Herzogl. S. Landesregierung in Meiningen, so wie an alle Universitäten geschickt und in mehrere Zeitungen eingerückt ward.

Der unglückliche Jüngling kehrte darauf in die Heimath zurück. Aber was sollte er nun anfangen, fünf Schul- und zwei Universitätsjahre hatten den größten Theil seines Vermögens gekostet. Nur noch ein Jahr, und er war dann zu seinem Berufe vorbereitet; aber dieß kostbare Jahr war ihm nun abgeschnitten, und Zeit und Geld der vorhergehenden 7 Jahre waren verloren. In dieser unglücklichen Lage faßte er, nachdem er einige Tage von * zurückgekehrt war, auf den Rath seiner Verwandten und Freunde, den Entschluß, sich an seinen Landesherrn mit der Bitte um gnädigste Vermittelung zu wenden, daß die Strafe der Relegation in das Concilium abeundi verwandelt, und ihm gestattet werden möchte, seine Studien auf einer andern Universität zu vollenden. Er entwarf das Bittschreiben, verfaßte es sehr gut, aber ungeachtet der großen Hoffnung, die er auf die Gnade des Herzogs, der gern hilft, wo zu helfen möglich ist, gesetzt hat, befürchtete er, es möchte in Meiningen bekannt werden, daß er einige Tage vorher auf der Wiese zwischen E. und B. berauscht getroffen worden und dieß leicht die zu erbittende Begnadigung vereiteln können. Ein Universitätsfreund suchte ihm diese Besorgniß auszureden, ihm Muth einzusprechen, jedoch vergebens. Vormittags den 20. Sept. mundirte er zwar einen Theil jenes Schreibens, allein bald darauf trieb die Unruhe ihn hinaus ins Freie, und Nachmittags gegen 3 Uhr nahm er einen Augenblick wahr, da er sich allein in der Wohnstube befand, lud ein Pistol mit einem übermäßigen Schuß, drückte solches auf seine Brust ab, und machte damit seinem Leben augenblicklich ein Ende.

Der früh verblichene Jüngling stand in seinem 22. Jahre, war bis dahin gesund an Leib und Seele, hatte das beste Herz und vorzügliche Talente.

Man hält das höchst strenge *sche Urtheil, was den unglücklichen R. als Student getroffen hat und daß man, wie

ihm zu Ohren gekommen, sein Urtheil in kräftigen Ausdrücken, sogar in öffentliche Blätter gesetzt, für den wahrscheinlichen Beweggrund zu dieser That. Dazu kann aber auch ein gewisses Gefühl von Schwäche gekommen seyn, wornach er sich nicht zugetraut haben mag, das Uebel des Trunkes zu besiegen. R. hielt es nicht sowohl für eine Leidenschaft, sondern er suchte es darin, daß er sehr wenig vertragen könne.

Man fand ihn in seinem Blute liegend, ohngefähr sechs Schritte von ihm das gebrauchte Pistol, dieses abgeschossen, den Lauf von dem Schaft gewaltsam getrennt und den Bügel los. In der nahen Kammer, wo er das Pistol von der Wand genommen und geladen haben mochte, fanden sich auf dem Fußboden noch einige Schrote.

Der Funtschein lautet folgendermaßen: Aeußerlich. Der Eingang der Wände am Rande der rechten Seite des ossis sterni, zwischen der zweiten und dritten Rippe, rund und von der Größe eines Zwanzigers (nach dem Protocoll 1 Zoll Durchmesser haltend) — im Umfange der Wunde, rund herum und kaum eine Linie vom Rande entfernt, 8 — 9 Löcher von der Größe der Schroten, handbreit um die Wunde herum, am Halse (dem Protokoll zufolge: auch am Kinn und auf dem rechten Backen) die Haut wie gebraten, von dem versengten Hemde. Der Ausgang der Wunde etwas unter der Mitte des hintern Randes, der linken Scapula, 4 Linien lang, 3 breit. Auch die Weste, die offen gestanden, war vom Hemde aus inwendig versengt. (Das Futter derselben in der Größe eines Laubthalers verbrannt, in der Weste selbst über dem verbrannten Futter ein längliches Loch, jedoch von geringerem Umfang, als die Wunde selbst, mit gezacktem und verkohltem Rande.

Sonst war äußerlich keine Verletzung wahrzunehmen.

Oeffnung des Kopfs. Vollkommen gesunder Zustand des Gehirns und seiner Häute; normales Verhältniß der Feuchtigkeit in den Gehirnhöhlen.

Oeffnung der Brusthöhle. Am Eingange der Wunde die Partie des Pectoralis major sehr zerquetscht und durchbohrt, welche sich zwischen der 2ten und 3ten Rippe an das

os sterni der rechten Seite ansetzt; beide Rippen gebrochen. Die Zerstörung erstreckte sich zunächst bis in den obern Lappen der rechten Lunge — der obere Theil des Herzbeutels zerrissen — der Pfropf von Löschpapier wurde aus der linken Vorkammer des Herzens gezogen — die venae pulmonales, die sich in dieses atrium ergießen, zerrissen, so wie die arteria pulmonalis einen halben Zoll von ihrem Ursprung — selbst die Aorta zerrissen an ihrem Stamme, ehe sie noch den Bogen bildet. Die Herzkammer, zufolge der ungeheuern Verblutung, ganz blutleer, die Substanz des Herzens sonst gesund und unverletzt. Der obere Flügel (Lobus) der linken Lunge ganz zerstört. Sonst gesunde Lungen. In der Brusthöhle wurden noch viele Schrote gefunden.

Unterleib. Der Körper sehr wohl genährt. Netz und Darmkanal vollkommen gesund, so wie Leber, Milz, Niere und Pancreas. Gallenblase normal, der Magen gesund, mit wenig Inhalt; so die Urinblase.

Die den Unglücklichen fast augenblicklich nach dem geschehenen Schusse zu Gesicht bekommen, hatten ihn auf dem Rücken liegend, das Hemd brennend, leblos gefunden, was nach der Wichtigkeit der verletzten Theile nicht anders seyn konnte.

III.

Selbstmord durch Ertränken.

1.

Der Bauer S. zu S. (dessen Sohn, wie der Vater, tiefsinnig war, so daß ihn seine eignen Leute im Hause nicht erhalten konnten, immer vorgab, er müsse fort, er könne nicht mehr bleiben, — von welchen Zufällen er jedoch wieder befreit wurde) litt an einem offenen Schaden an dem linken Arm und an allgemeiner Schwäche, konnte daher nur wenig arbeiten, — der linke Arm war nämlich ganz steif, hatte viele Narben, seit 15 Jahren offene Geschwüre, Fistelschäden, die unter dem, am Leibe steif angewachsenen

Arme in die Brust eingingen. Die Hand schien ganz verwelkt und verdorrt, große Narben waren auch mehrere auf der Brust und auf dem Rücken. —

Dieser Leidende klagte zuweilen nicht bloß über Schmerzen im Unterleibe, sondern auch über die andern, oben näher bezeichneten Stellen, ward schwermüthig, bisweilen ganz verwirrt, ungeduldig und wünschte öfters, daß er nur sterben möge. — Nicht genug, daß dieser Mann, seiner Körperleiden wegen sich höchst unglücklich fühlte, daher sich den Tod wünschte; — daß er, weil er elend und entkräftet war, nicht arbeiten konnte — nein, sein wohlhabendes, sehr geiziges Weib war deßhalb sehr böse auf ihn, hielt ihn nicht gut, sondern behandelte ihn schnöde, ließ ihn nicht an dem Tische mitessen, an dem sie und ihre Kinder aßen, nöthigte ihn jedesmal hinter dem Ofen allein aus einer alten zerbrochenen Schüssel sein bischen Essen zu sich zu nehmen, aus einem besondern Gefäße zu trinken, auch sein besonderes Brod zu haben.

Mitwoch am 10. April 17.. kam er früh zwischen 5 und 6 Uhr zu seinem Sohne, in den Stall, befahl demselben, er solle nur das Vieh noch nicht aufjagen, er selber wolle auf die Wiese gehen und diese wässern. Er that dieß auch, ging dann einen Grund hinauf, wo er mehrere Wiesen hatte, und wo sich ein Teich befindet, auf dessen Damm man ihn hin und hergehen, bald an den Teichen, bald wieder davon sich entfernen sah. Er ward nun von den Seinigen vermißt — gesucht und in jenem Teiche, 2 Schuh vom Damme, durch seine erwachsene Tochter aufgefunden, was diese zu Hause ihrer Mutter, bestürzt, weinend hinterbrachte. Man sah nichts von ihm, als ein Stück Rock und ein wenig die Schuhe — mit dem Kopfe stack er am tiefsten im Wasser. An seinem Halse befand sich ein, 5 Ellen langer fingersdicker Strick, an welchem zwei, zusammen 56 Pfund wiegende Steine befestigt waren. —

Am Hals des Unglücklichen sah man ganz genau die Merkmale des umschlungen gewesenen Strickes, doch ohne Verletzung der Halswirbel. —

Ueber dem rechten Auge war eine offene, ½ Zoll lange Wunde, von der Größe eines 2 Groschenstücks, mit Blut unterlaufen — das cranium selbst aber unbeschädigt. —

2.

A. B. G. zu D., eine 70 Jahre alte, unbescholtene, wohlhabende Frau, Wittwe eines Hufschmidts, welche seit geraumer Zeit immer kränklich gewesen, über kurzen Athem, Schwindel, heftige Gicht, Schmerzen in den Beinen und Händen, im Leibe, besonders in der einen Seite, der ihr vorzüglich des Nachts immer heftig zugesetzt, sehr klagte — äußerte deßwegen mehreremale, sie müsse sich darüber noch einen Schaden anthun, indem sie es ohnmöglich länger aushalten könne. —

Von ihren beiden, in ein und demselben Hause mit ihr wohnenden, verehlichten Töchtern unbemerkt, verließ sie am 12. Juni 1805 Nachts, ihre Haube auf dem Tische zurücklassend, ihr Haus, ward in der Nacht gegen 1 Uhr auf dem Wege von der Stadt nach der Brücke des Flusses zu, von Jemandem bemerkt. Gegen 9 Uhr nahm man nach der Brücke zu niedergetretenes Gras und die Spuren deutlich wahr, wo jemand dicht an der Brücke der Vermuthung nach in das Wasser gerathen war — endlich auch am Wasser zwei Socken und zuletzt die vermißte Frau im Flusse — das Gesicht unterwärts gekehrt, ohne Haube, doch mit dem Mieder und Rock bekleidet — todt.

Man ließ sie sogleich mit aller Vorsicht in ihre nicht weit entfernte Wohnung tragen, entkleiden, ins Bett legen, mit Tüchern und Bürsten reiben, eine Ader öffnen, welche letztere aber nicht einen Tropfen Blut von sich gab — Clystiere geben, und diese Rettungs-Versuche bis Abends 4 Uhr fortsetzen; doch ohne erwünschten Erfolg.

3.

Ein Pachter ward saumseliger Schuldner gegen einen Gläubiger und hielt diesen von einer Zeit zur andern hin. Letzterer verlangte nun mit Ungestüm seine Bezahlung; wor-

auf jener exequirt, endlich ausgepfändet wurde. Als nun am 22. Januar 1806 der Amtsdiener diesen Befehl vollziehen, dem Schuldner das Bett nehmen wollte, legte dieser sich darauf — Frau und Kinder widersetzten sich. Das Auspfänden wurde von Neuem befohlen. Ein Soldat kündigte dem Pachter an, es sey nun der Wagen angekommen, auf welchem seine Mobilien fortgeschafft werden sollten; dieser erwiderte: „er möge nur sagen, wo er zuerst anfangen wolle" — saß am Tische, legte den Kopf auf denselben, stand dann auf, ging zur Thür hinaus; fing dann an zu laufen, die Exequirer hinter drein. — Z. (der Pachter) sprang in den, stark angelaufenen, vorbeifließenden Bach; doch bald darauf zogen ihn die Exequirer wieder heraus, trugen ihn in seine Wohnstube — die Seinigen entkleideten ihn. Als er eine Weile gesessen, fragte er: „was denn mit ihm vorgehe?" — Einer der anwesenden Soldaten erwiederte: „Hieran seye nichts, als sein Hochmuth schuld." — Es begann nun ein Handgemeng zwischen der Gattin des Schuldners und einem der Soldaten; — auch Z. sprang auf, um daran Antheil zu nehmen — ward aber daran gehindert und ihm Wache gegeben. — Es äußerten sich nun bei ihm Zufälle des Wahnsinns, welche der herbeigerufene Arzt für Folgen der Erkältung erklärte. Am 24sten desselben Monats war der Wahnsinn verschwunden, Z. bei völligem Verstande und außer Gefahr. Auf dem Bett liegend antwortete er auf Befragen des Inquirenten: „als der Amtsdiener zum zweitenmale gekommen sey, um ihn auszupfänden, sey ihm beim Erblicken des Wagens, auf welchem seine Mobilien fortgeführt werden sollten, ganz schwarz vor den Augen geworden; — er sey dann aufgestanden, zur Thüre hinausgegangen und wisse nicht, wie er in das Wasser gekommen sey, noch was er sonst in der Verzweiflung gethan habe. Er wäre ganz seiner Sinne beraubt gewesen, könne daher nicht sagen, daß er die Absicht gehabt habe, sich zu ersäufen; — er könne sich nur erinnern, daß er im Wasser eines seiner Kinder habe rufen hören: „ach Vater!" — worauf er sich ermannt und aus dem Wasser wieder in die Höhe gekommen sey. Wer ihn herausgezogen — wisse er

nicht; — der gethane Schritt thue ihm außerordentlich leid — er bereue solchen herzlich und bitte, ihn von der Wache zu befreien.“ Dieß geschah, nachdem er versprochen, seinen Schritt nicht wiederholen zu wollen. — „Gott solle ihn dafür behüten“ — erwiederte Z. — „er danke tausendmal, daß er ihn dermalen gerettet habe.“ — Frau und Kindern ward anbefohlen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben. —

4.

Am 30. Juni 1809 sollte der Leinweber F. in H., wegen eines ihm schuldgegebenen Garndiebstahls, dessen er durch mehrere Umstände überführt war, solchen aber gleichwohl nicht eingestehen wollte, in Haft in die Frohnveste gebracht werden. Er entsprang aber unterwegs dem Amtsdiener und begab sich auf die Flucht, war aber auch nicht wieder handfest zu machen.

Am 4. Juli, Vormittags 8 Uhr, fand man F's Hut auf dem Schlägelgehäus des M. Teiches, und bald darauf, bei gedachtem Gehäus, wo das Wasser sehr tief war, seinen, mit armseligen, schlechten, zerrissenen Kleidern bedeckten Leichnam selbst; das Gesicht ein wenig angelaufen, den ganzen Körper aufgedunsen, die Glieder steif. An dem schweren Cadaver fand man, außer einem röthlichen Fleck über der Stirn, keine äußere Verletzung. Aus der Nase floß ein mit Blut vermischtes Wasser.

Für die vermuthlichen Beweggründe dieser Selbstentleibung hielt man: 1) die schlechten und traurigen Vermögensumstände, 2) die zu geringe Kundschaft, nach verlornem guten Rufe, 3) weil derselbe zu Tagelohnarbeiten sich nicht schickte, diese ihm vielmehr sehr schwer und sauer wurden, konnte er sich unmöglich ernähren und fortbringen, 4) Furcht, daß noch mehrere Dinge zu seinem Nachtheile an den Tag kommen möchten. —

So lange F. unverheirathet war, nährte er sich gut, hatte vollauf Arbeit; als er aber geheirathet hatte, mußte er, außer seinem Handwerk, häusliche und Taglohnarbeiten überneh-

men, und sich sehr plagen. Er ward nun des Diebstahls beschuldigt, und verlor einen Theil seiner Kunden. —

Wegen der bis zum 3. Juli angehaltenen großen Hitze war sein Leichnam sehr stark in Fäulniß übergegangen. — Er wurde ganz am Ende des Todtenackers beerdigt und hinterließ eine Frau mit einem vierjährigen Kinde. —

5.

N. N., der sich in Rücksicht seines äußerst gebrechlichen Körpers, eines Leibschadens auf der rechten Seite und andrer Umstände in einer traurigen Lage, aber doch dabei zuweilen munter befand, sonst ungeduldig und aufbrausend war, ertrug zuletzt seine Schmerzen und Leiden, die ihm sein äußerst kränklicher Körper verursachte, immer mit ziemlicher Gelassenheit und Geduld. Seine Leiden nahmen aber von Zeit zu Zeit, besonders im Mai, Juni und Juli 1808, zu; der Appetit verminderte sich, besonders seit seinem vorletzten Aderlaß. Er klagte oft über seine elende Körperbeschaffenheit und äußerte, daß das Leben für ihn eine Last sey — auch seine Besorgniß, daß er am Ende bettlägerig werden würde. — Am 2. August, bis wohin er seine Geschäfte besorgte und Abends 6 Uhr von seinem, bei ihm zum Besuch gewesenen Bruder Abschied genommen hatte, gab er vor, noch ein wenig spazieren gehen zu wollen — kam aber nicht wieder. Er hatte kurz vorher zur Ader gelassen und trug die Binde noch am Fuße.

Daraus, daß er an demselben Tage sich erkundigt hatte, ob die Löcher in dem Einen Graben tief wären, schloß man, als er am 2ten und 3ten vermißt war, daß er vielleicht aus Lebensüberdruß sich ums Leben gebracht habe. — Am 4. August 1808 fand man auch wirklich am M. Teiche seinen Hut; dann in demselben Teiche seinen Leichnam selbst. Er wurde nun heraus an das Ufer gezogen, unter Dach gebracht, entkleidet, genau untersucht; aber keine äußere Verletzung an ihm gefunden. — Er trug ein starkes Bruchband und eine mit eisernen Stäben versehene schwere Schnürbrust, ohne welche er keine gerade Haltung hatte, weder sitzen,

stehen noch gehen konnte. Sein Rückgrath war so verwachsen, daß es in einer sehr bedeutenden Krümmung nach der linken Seite hinausbog. —

Bei der Section fand man die Milz sehr klein, die Leber groß, die Gallenblase leer, wie auch die Därme; die Lungen wie durch groben Sand verhärtet, das Herz groß, das Rückgrath gänzlich auf die linke Seite getrieben, so daß man nicht im Stande war, mit einer Hand zwischen Rückgrath und Rippen durchzukommen. —

6.

Eine sehr gebildete, achtungswürdige, blos für ihre Familie und ihr Hauswesen lebende Frau lag schon ½ Jahr krank, bekam in den letzten Wochen des Augusts 1817 ungewöhnlich heftige Schmerzen. In der Nacht zwischen dem 3. und 4. September d. J. einen heftigen Fieberanfall — Spuren von Wahnsinn. Ihr älterer Sohn hatte die Wache bei seiner Mutter gehabt, aber geschlafen. Die — obgleich ausgemergelte — Kranke entschlüpfte ihrem Wächter, stürzte sich in den im Garten befindlichen Brunnen, brach das Genick und ward todt herausgezogen. —

Außer den damals traurigen Zeitumständen jenes Hungerjahres wurden die, bei der privatim vorgenommenen Section vorgefundene, aufgetriebene Milz und die in der letzten Lebenszeit gedachter Frau stattfindende außerordentliche Beängstigung, als Ursache ihrer Krankheit betrachtet.

7.

F. in B., die Frau eines Webers auf dem Lande, lutherischer Religion, welche ohngefähr in ihrem 23sten Jahre sich verheirathete und eine Tochter geboren hatte, verrieth schon in ihrem 29sten bis 33sten Jahre falsche Vorstellungen und Irreseyn. Durch erbliche Anlage, Glauben an Hexerei, durch Beten und Lesen in Erbauungsbüchern, ohne gebildet genug zu seyn, das zu verstehen, was sie vielleicht kaum lesen konnte, eilte sie durch falsche — mehr als sämmtliche Leidenschaften auf den inneren Menschen wirkende — Religionsbegriffe einer

völligen Geistesverwirrung entgegen. Das helle Bewußtseyn schwand immer mehr, der Zustand trat ein, welcher sie sich selbst und Alles um sie her in einem Schlaf-Wachen erblicken ließ. Sie verfiel in religiöse Melancholie, äußerte unter andern: sie würde nicht in den Himmel kommen, sondern auf eine Wiese, wo sie Gras fressen müßte.

So lange man sie in ihren unsinnigen Gebeten nicht störte, verhielt sie sich ruhig, wählte besonders den vor ihrem Hause befindlichen Ziehbrunnen zum Gegenstande ihrer Andacht, kniete oft, mit einem Gebetbuche in der Hand, stundenlang vor diesem Brunnen und nannte ihn den Quell des reinen Lebens. Endlich versicherte sie: Gott habe es ihr befohlen, in diesen Brunnen zu springen, welchen vermeintlichen göttlichen Befehl sie auch am 26. Mai 1815 in einem Augenblicke, wo ihr Wächter — indem sie im Bette lag — sich aus der Stube entfernt hatte, wirklich vollzog.

Ein auf Commando eben im Dorfe anwesender Soldat, ein guter Schwimmer und Taucher, war der einzige Mensch, welcher ernstliche Maßregeln ergriff, um sie aus dem, seiner Angabe nach, 22 Schuh tiefen und mit 13 Schuh hohem Wasser angefüllten Brunnen herauszuholen, worüber gegen ½ Stunde Zeit verstrich. Die in den Brunnen hinabgesenkte Leiter, auf der der Rettende — nachdem er vorher ohne dieselbe unter das Wasser vergeblich getaucht hatte — hinabstieg, war auf die Hüfte und Oberschenkel der Ertrunkenen zu stehen gekommen. Sie wurde mittelst eines in ihre unterm Wasser um sie gewickelte Schürze befestigten Hakens herausgezogen.

Ihr Retter sah einst in Dünkirchen und Amsterdam Ertrunkene behandeln und ahmte nun hier nach, was er dort gesehen, nämlich: er hielt die auf Brust und Unterleib liegende Scheintodte an den Füßen — so, daß der Kopf unten hing — so lange in die Höhe, bis eine Menge Wasser aus dem Munde stürzte, worauf der aufgetrieben gewesene Unterleib sogleich zusammengefallen sey, ließ nun die Ertrunkene abtrocknen, in ein Bett legen, streute fingerdick Salz auf die Nabelgegend und die Brust, bedeckte dann die ganze Oberfläche des

Körpers mit erwärmten blechernen und thönernen Stürzen, bis das Salz sich aufgelöst hatte.

Als diese Behandlung gegen eine Stunde war vergebens fortgesetzt worden, und einer der Umstehenden äußerte: „die ist todt und bleibt todt!“ erwachte die Scheintodte, sagte: „Wo bin ich? Ich war bei dem da oben — wo mir's recht wohl war.“ — Sie erholte sich zwar bald wieder, fiel aber in ihre vorige Schwermuth zurück.

Ihr Lebensretter will auch einige Menschen aus dem Meere gerettet haben und glaubt überzeugt zu seyn: daß, wenn man an Ertrunkenen eine sogenannte Gänsehaut auf der Herzgrube wahrnehme, dieß ein Zeichen von noch bestehendem innern Leben sey; fehle dieß Zeichen aber, so seyen alle Rettungsversuche vergebens.

Ein anderes Mal wollte die aus dem Brunnen Gerettete sich nicht selbst, sondern ihre Tochter mit einem Messer ermorden. Als sie aber daran verhindert ward, schnitt sie sich in den Hals und den Unterleib, verlor dadurch sehr viel Blut, bestrich dann die sich beigebrachten Wunden mit Theer und heilte sich selbst, nur daß durch Verletzung der Luftröhre eine Zeit lang noch ein schnarrender Ton übrig blieb, aber auch die vorherrschende Idee: sie solle nicht arbeiten, Gott der Vater und der heilige Geist vertrete sie und Christus sey für sie erstanden.

Als ich diese Unglückliche im September 1823 besuchte, war sie durch das fortwährende Niederhocken so zusammengewachsen, daß die Knie sich dem Kinn näherten. Daraus mag sich bei ihr die Idee entwickelt haben: ihre Beine seyen ihr gestohlen worden. Sie ist nur nothdürftig mit Kleidern bedeckt, ißt und trinkt ziemlich viel, äußert mitunter: „Gute Kleider und gutes Essen und Trinken ist die beste Religion!“ Man glaubte: die Außenwelt mache keinen Eindruck auf sie, ihre Aeußerungen seyen sinnlose Zankworte, ihre Blicke verriethen durchaus keine innere Bewegung. — Ich fand es aber anders, denn indem ich mich ihrem wohlverwahrten Käfig, in welchem sie eingeschlossen war, näherte, fand ich zwar ihren Blick gerade aus starrend, dem Scheine nach matt, in sich ge-

kehrt, unbeweglich, geistlos, ihre blauen Augen bei erweiterter Pupille wie beim schwarzen Staar; aber er mochte doch nicht ohne alle Forschkraft, Reizbarkeit, Thätigkeit und Leben seyn, da sie alsbald einen mit steigender Heftigkeit von Gestikulationen und häufigem Ausspucken begleiteten, anfänglich mir ganz unverständlichen und sinnlos scheinenden Monolog begann, bald aber fast Jedes der Hereinkommenden zum Gegenstande ihrer Bemerkungen machte. — „Die gelbe Schustern (eine dort so genannte, in jenem Augenblicke in meiner Nähe stehende Frau) steckt im Käfig, ich nicht,“ sagte die F. — unverkennbar ein frommer Wunsch, daß jene statt ihrer darin stecken möchte. —

„Wir wollen Dich nach Weimar schicken,“ rief ihr eine neben mir stehende Person zu. „Ich will Dir die Augen ausstechen,“ war die Antwort. — Jetzt fragte ich sie: „Wo ist Ihr Mann?“ Sie antwortete: „Er verreckt einmal, ist schon verreckt, schnell verreckt.“ — Sie hält sich abwechselnd für Gott, Christus, Pilatus, für einen Hauptmann rc. — Während ihres unglücklichen Zustandes hat sie weder je geklagt noch geweint. Sie glaubt sehr verständig zu seyn und erklärt Jeden, der sie für krank hält, für selbst verrückt. Nicht selten sieht sie in ihrem Irrsinn Christum, fordert ihn dann unter den gräßlichsten Blasphemien auf, sich ihr zu nähern, versichert hierauf — unter Ausdrücken teuflischer Schadenfreude und einen solchen Akt handgreiflich bezeichnenden Geberden — ihn jetzt zu ergreifen, zu zermalmen, mit ihren Speisen zu vermengen und mit Wohlgefallen zu verzehren.

Sie hat auf die meisten Menschen den furchtbarsten Grimm; daher sie in ihrem Wahne dem Einen die Augen aussticht, den Hals bricht, den Andern lebendig bratet, den Dritten mordet und schindet. Doch wenn sie die vermeintlich durch sie der Augen Beraubten wieder mit Augen versehen findet, äußert sie voller Verwunderung: „die Augen sind ja wieder gewachsen!“ — Sie scheint zwar weder wild noch gefährlich, ruht aber fast weder Tag noch Nacht, lockt mitunter Kinder an das Gitter ihres Kerkers, ergreift diese und zerreißt ihnen die Kleider, sie biß auch ihren Mann einmal mit Wuth ins Gesicht.

Daß ihr Zustand im Grade der Heftigkeit wechselt, sah ich selbst; denn erst lag sie still auf ihrem Strohlager, Hände, Zunge und Blick waren ruhig. Doch bald hierauf setzte sich die Geistesverrückte in die Höhe, wurde nun unruhig, tobte, schimpfte mit einer männlichen Stimme, klatschte mit furchtbarer Kraft und Schnelligkeit anhaltend in die Hände, was sie nicht selten bis zum Blutigschlagen derselben treibt.

Das Einzigste und Höchste von religiöser — mit Selbstmord endigender — Schwärmerei habe ich wohl dem Publikum unstreitig in Lovat's Selbstkreuzigung und in dem ersten Bande meiner neuen Materialien f. d. Staats A. W. u. prak. Heilkunde in der Selbstverbrennung aus Lebenshaß mit religiöser Melancholie, vorgelegt. Jenes Ereigniß fand bekanntlich in Venedig, dieses in Deutschland, am Thüringer Walde statt. In wie weit in letzterer Gegend verkehrte Religionsbegriffe in jener Zeit disponirende Ursache zu Verstandesverirrungen und mittelbar zu Selbstmord wurden, was auch bei der F. in B. der Fall war — fand ich folgendes wahr: Das Interesse des Landmanns an religiösen Angelegenheiten ist um so größer, je mehr seine Sinne und Einbildungskraft dabei beschäftigt werden. Daraus folgt, daß der Bauer zum Aberglauben mehr geneigt sey, als zum Unglauben. Indeß giebt die Art, wie der Bauer seinen Körper kultivirt, seiner Seele oft eine männliche Stimmung. Am liebsten liest der Bauer die Bibel und besonders das alte Testament, wegen der vielen Geschichten, wegen der rohen Denkungsart, wo er die seinige wieder findet. Daß sie ihm ein verschlossenes Buch demohngeachtet ist, er unendlich viel Mißbrauch damit treibt, versteht sich von selbst.

Charakteristisch ist die bis zur Grausamkeit ausartende Gleichgültigkeit gegen eignes und anderer körperliches Wohlbefinden. — Großen Antheil künstlicher Verbildung, an der schiefen, abergläubischen, mystischen, an Vernunfthaß grenzenden Denkungsart des Bauers haben 1) der wissenschaftliche Zustand, welcher den alten Lehr- und Gesangbüchern zu Grunde liegt. 2) Die kaum ob-

jectiv, geschweige denn subjectiv in den Köpfen so vieler Religionslehrer, in Rücksicht der Offenbarung ihres möglichen Inhalts und ihres Verhältnisses zu dem keiner Offenbarung bedürfenden moralischen Geiste der Religion — in unbestimmten Schwanken sich befindende Wissenschaft.

Der Landmann hat eine gewisse natürliche, ihm selbst nicht ganz klare, mehr stumme und dunkle Hochachtung gegen alles, was Religion heißt. (Versteht man unter Religion haben so viel, als: sie aus Gründen für wahr halten und religiösen Maximen gemäß handeln, so haben wenige Religion, aus Mangel einer zweckmäßigen Anleitung zum Selbstdenken über religiöse Angelegenheiten.) Der noch nicht verbildete Landbewohner hat, gegen die übrigen Stände gehalten, mehr Fähigkeit für ächte religiöse Verstandes- und Herzenscultur und doch für diese letztere so wenig Sinn — jenes aus dem Objecte seiner Beschäftigung, aus der Natur, der Abhängigkeit seiner Hoffnungen von der über die Natur waltenden Macht und dem daraus hervorgehenden Aufblick zur Vorsehung — daher seine religiöse Tendenz.

Das weibliche Geschlecht scheint einen sehr bestimmten religiösen Charakter zu haben, nämlich viel Innigkeit, Lebhaftigkeit und Wärme, bei wenig Licht und Klarheit. Das Gefühl hat hier das Uebergewicht über den Verstand, und Frauen für das Bessere zu gewinnen auf dem Wege der Ueberzeugung, ist sehr schwer. Fast nur dann wird jener Zweck erreicht, wenn das Bessere sich dem Gefühl empfiehlt und sinnlich imposant ist.

8.

G., ein unverheiratheter Bauernsohn, war sehr gebrechlich und zog sich's zu Gemüth, daß er nicht vollbringen konnte, was von ihm an Arbeit verlangt wurde. Er stürzte sich daher in einen Teich bei E., nachdem er sich in Branntwein einen kleinen Rausch getrunken und sich dadurch Muth zu diesem Salto mortale verschafft hattte.

9.

Sag', womit ist zu vergleichen
Der getäuschten Liebe Pein?
Frag' den Garten, dessen Blumen
Schneien in den Frühling ein.

H. H. zu W., einzige Tochter eines Handwerkers, ein 20jähriges Mädchen, entdeckte gegen das neue Jahr 1825 ihren Eltern, daß sie in andern Umständen sey, was sie auch am 1. Febr. dem Ortsgeistlichen anzeigte und einen jungen Soldaten als ihren Verführer angab. Dieser Gewissenlose aber, der den vertrautesten Umgang mit derselben nicht ableugnete, sagte der Unglücklichen, wenn sie schwanger sey, wolle er sich todtschießen. Er leugnete, daß er Vater des Kindes sey — könne und wolle sie nicht heirathen. — Hierauf floh sie der Schlaf, sie ward traurig, niedergeschlagen, betete öfters; — vergebens suchten ihre Eltern sie aufzurichten, zu trösten. — Sie wurde nun auf den 5. März beschieden, vor dem herzoglichen Amte und geistlichen Untergerichte sich zu stellen. Am 4. März, Abends 9 Uhr, saß das Mädchen hinter dem Ofen allein; auch ihr, um 10 Uhr nach Hause kommender Bruder fand sie vor dem Ofen sitzen, ohne Licht, fragte sie, warum sie nicht schlafen gehe? — doch ohne Antwort von derselben zu erhalten. — Frühe am 5. ward sie vermißt, aber ein, am Morgen desselben Tages, zwischen 4 und 5 Uhr, der Werra sich nahender Wanderer, bemerkte, obgleich undeutlich — da eben der Mond von Wolken bedeckt war — an dem Dielenlager, nach der Werra zu, eine Gestalt, die er für die eines Flößers hielt, der schon einbinden wolle; als er aber diesem einen guten Morgen! zurufen wollte, gieng jene Person plötzlich mit 2 — 3 Schritten auf die Werra zu, sprang in die Fluthen derselben, wodurch darin ein Geräusch hörbar wurde; dann ein Schall im Wasser, als wenn mit einem Arm oder Beine drauf geschlagen würde. Er unterschied es nun, daß es ein weibliches Wesen sey, welches eine kleine Strecke unter dem Platze, wo sie in das Wasser gesprungen war, wieder ein wenig auf die Oberfläche des Wassers kam, mit den

Händen gegen die Wellen strebte, zweimal so ächzte, als wenn sie eben ersticken wollte, und dann wieder in den Wellen verschwand. Den Augenzeugen ergriff Grauen und Entsetzen, er gieng weiter, ohne zu versuchen, sie zu retten, da er überdem nicht schwimmen konnte, zeigte aber an, was er gesehen. Man fand die Unglückliche, Hochschwangere, lang vergebens gesuchte, erst am 9. April 1825 am Mühlgerinne, vollständig angekleidet, anhängend, und brachte sie nun, nachdem sie 36 Tage im Wasser gelegen, ans Ufer.

Man fand sie von mittler Statur, kräftigem Bau, den Unterleib hoch aufgetrieben, den ganzen Körper, bis auf das Gesicht, mit Kies und Schlamm überzogen, doch ganz unbeschädigt; das Gesicht angeschwollen, hochroth — aus Mund und Nase ergoß sich eine blutige Feuchtigkeit. Man brachte sie nun auf einem Schiebkarren unter Dach, entkleidete und reinigte sie überall mit der nöthigen Vorsicht von Kies und Schlamm.

Leichenöffnung.

Die Organe des Unterleibes waren in normaler Lage und normalem Zustande, die Leber groß, doch gesund, der Magen mehr ausgedehnt, als in gesundem Zustande, was man der Anhäufung des verschluckten und eingedrungenen Wassers zuschrieb.

Die Länge des im Fruchthälter befindlichen, reifen, ausgebildeten Kindes, weiblichen Geschlechts, betrug vom Scheitel bis zur ausgestreckten Fußspitze 1 Schuh 7 Zoll nürnberger Maaß; der Längendurchmesser des Kopfs 4½ Zoll, der Querdurchmesser 3½ Zoll. Der Kopf war behaart, Nägel an Händen und Füßen sichtbar ausgebildet, die allgemeine Bedeckung des Kindes glatt und ohne Haare; die einzelnen Theile desselben gerundet. Der Kopf hatte sich nach dem Muttermunde gewendet — ein Zeichen der nahegewesenen Geburt. Fruchthälter und Mutterkuchen waren gesund, die Nabelschnur maß 2 Fuß. —

Rücksichtlich der Mutter bemerkte der Obducent, daß bei der einigermaßen auffallenden Größe der Leber, in Verbindung

mit der erhöhten Congestion, nach den organen des Unterleibs, zugleich mit Entwickelung von erheblicheren Fettmassen ein hypochontrischer oder seelenleidender Zustand, dessen materieller Grund offenbar im Unterleib liege, nicht zu verkennen sey, wenn man nicht bemerken wolle, daß Schwangerschaft diesen seelenleidenden Zustand allein schon bewirken könne.

Man nahm an, daß die Unglückliche aus Schaam oder in einem Anfalle von Trübsinn, vielleicht auch weil sie wegen ihres Fehltritts von ihren Verwandten Vorwürfe erhalten hatte, den Tod in den Wellen suchte und fand. — Natürlicher dürfte wohl die Erklärung seyn, daß die Unglückliche, als sie sich verführt, ihrer Unschuld beraubt wußte, noch auf ihres Verführers Treue rechnete. Als sie ihn aber wortbrüchig, treulos fand, stürzte sie dieß in Verzweiflung und in den freiwilligen Tod. —

10.

E. C. *. heirathete, auf Zureden ihres Vaters, als ein 17jähriges Mädchen einen 54 Jahre alten Junggesellen, hing sich aber bald bei der Lebenszeit ihres ersten Mannes an einen andern, der sie nicht lange nach dem Tode desselben während der sogenannten Trauerzeit schwängerte und sie dann heirathete. Mit diesem zeugte sie 4 Kinder, nachdem sie vorher deren zwei ihrem ersten Manne geboren hatte. Ihr früheres Leben scheint ihr Gewissensbisse verursacht zu haben. Die Ernährung der sechs Kinder machte ihr große Sorge bei dem wenigen Ertrage des Handwerks ihres Mannes. Beides mag zu Uneinigkeiten zwischen den beiden Eheuten beigetragen haben.

Im Jahr 1826 in der zweiten Hälfte des Januars bis zu Ende des Februars merkte ihr Mann eine gewaltige Unruhe in ihrem Innern, was er auf Rechnung seines äußerst schweren Haushaltes mit 6 unerzogenen Kindern schrieb, für welche er oft bei der nahrungslosen Zeit kaum Brod zu schaffen im Stande war. Deßhalb hatte die arme unglückliche Frau fast Tag und Nacht keine Ruhe. Sie verrichtete ihre Arbeiten mit größtem Fleiß und Anstrengung. Mit der zwei-

ten Hälfte des Februars vermuthete ihr Mann wirklich ein Kranksein bei seiner Gattin, rieth einen Arzt zu brauchen, was sie aber von einem Tag zum andern verschob, worüber er ängstlich und bedenklich ward. Er will in den letzten zwei Monaten sehr einig mit ihr gelebt haben, nachdem sie ihn früher mit ungegründeter Eifersucht, vorlauten und heftigen Reden öfters zum Unwillen gereizt habe.

Am 26. Februar kam diese Frau nicht aus dem Hause, redete aber Abends vor 7 Uhr ihrem Manne zu, eine krankliegende Nachbarin zu besuchen, was er auch that. In dieser Zwischenzeit bis zu seiner Zurückkunft in seine Wohnung, hatte seine Frau ihre Kinder zu Bett gelegt, gieng weg, ohne diesen zu sagen wohin. Als der Mann nach 8 Uhr heim kam, wunderte er sich, seine Frau nicht zu Haus zu finden, suchte sie mit seinen Kindern allenthalben auch bei einem Brunnen, doch ohne sie zu finden.

Als man aber in einem Bierhause geäußert, daß an diesem Abend ein Gießer (Gießkanne) am Brunnen stehend gesehen worden sey, wurde ein Bürger durch dieses Gespräch aufmerksam gemacht zu glauben, daß sich jemand in den Brunnen könne gestürzt haben, visitirte diesen mit einem Haken, brachte bald eine Weiberhaube heraus, und dann mit Hülfe mehrerer herbeigeholten Leute auf Stangen eine todte, schon ganz erkaltete und steife Weibsperson mit etwas Schaum vor dem Munde aus dem Brunnenkasten.

Man ließ hierauf früh $\frac{3}{4}$ auf 1 am 27. Februar den Leichnam der 39 Jahre alten Frau so geschwind als möglich in ihre Wohnstube tragen, ganz entkleiden, durch den Physikus genau besichtigen und untersuchen. Dieser fand nicht die kleinste Spur von Verletzung oder erlittener Gewalt, dagegen zuverlässige Merkmale des schon früher eingetretenen wirklichen Todes, wendete deßhalb keine Wiederbelebungsversuche an, ließ den Körper wieder bedecken und in eine Kammer legen.

Der Mann dieser Ertrunkenen glaubt, daß diese in einem Anfalle von Melancholie und Geistesabwesenheit jenen unglücklichen Entschluß, sich in den Brunnen zu stürzen, gefaßt und auch ausgeführt habe, daß solche bekanntlich schwach am Geiste

und Verstande, einer ihrer Brüder auch schon einmal ganz verwirrten Gemüths gewesen sey, indeß man früher nie von einer ihr angewandelten Schwermuth gehört hat. Der Unglücklichen wurde eine stille Beerdigung auf dem Kirchhofe gestattet.

11.

S. aus B., ein junger Wundarzt, hatte, amtlichen Zeugnissen vom 1. Mai 1812 zufolge, als feldärztlicher Praktikant in der k. k. Josephinischen Akademie zu Wien die mediz. chirurg. Collegien gehört, sowohl im Studiren einen besondern Fleiß, als auch bei Behandlung innerlicher und äußerlicher Krankheiten den erforderlichen Diensteifer gezeigt, war gehörig examinirt und für tauglich befunden worden, bei der k. k. Armee unter Aufsicht seiner Vorgesetzten als Unterarzt zu dienen und angestellt zu werden.

In Jena hatte er ebenfalls, den Zeugnissen zufolge, Vorlesungen über Medizin, Chirurgie und Entbindungskunst ununterbrochen gehört, auch die praktischen Anstalten fleißig besucht, und also Gelegenheit genug, sich viele Kenntnisse, Fähigkeiten und Erfahrungen zu erwerben, deren er auch nicht wenige besessen haben mag. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich bei der mit ihm unternommenen Prüfung fand, daß er zwar von allem in seinem Fache etwas, aber das bei weitem Meiste nur halb und verworren, nur selten etwas ziemlich vollständig wußte, kurz, daß die meisten seiner ehemaligen Kenntnisse verloren gegangen waren. Dieß blieb mir so lange ein Räthsel, bis ich erfuhr, daß er dem Mißbrauche geistiger Getränke ergeben sey, welche in die physische und geistige Seite seines ganzen Organismus eingewirkt, Ueberreizung und Abstumpfung in ihm hervorgebracht hatten, wodurch sein Gedächtniß an Treue verloren, Abstumpfung eingetreten war und das Ganze seiner Individualität das Gepräge des Verwilderten erhalten hatte. Man stimmte (im Juli 1820) dafür, ihm die Praxis so lange zu gestatten, als er durch ununterbrochene Nüchternheit und untadelhafte Geschicklichkeit beweise, daß er der Erlaubniß zur Ausübung seiner Kunst sich

nicht unwürdig mache. — Doch statt sich zu bessern verschlimmerte er sich in seinen Sitten.

Er betrank sich zuletzt so oft, daß er selten nüchtern, dagegen mitunter im Koth liegend besinnungslos gefunden wurde. Ohne Heimath irrte er umher. In W., wo ihn dieses entehrenden Betragens wegen niemand in den Wirthshäusern mehr aufnehmen wollte, übernachtete er bald da bald dort auf einem Heuboden, stürzte ohngefähr anfangs Februar 1826 von einer Scheune herab auf den Kopf. Die dadurch entstandene Wunde verband er sich selbst, aß und trank an jenem Morgen nichts, war bisweilen wie von Sinnen, begab sich nach dem Landsberg zu und verschwand, ohne daß man wußte, wo er hingekommen war, bis man am 27. März 1826 bei W. in der Werra einen 5 Fuß 2 Zoll großen Leichnam fand, dessen Kopfhaar schon alles ausgegangen war; der röthliche Backenbart stand noch, das Gesicht war etwas gedrückt und rund. Die Hirten zogen ihn heraus, wodurch an manchen Stellen seine Oberhaut verletzt und abgestoßen wurde, und brachten ihn ans Ufer.

Man hielt ihn für einen Mann von circa 40 Jahren, er mochte ohngefähr drei Wochen im Wasser gelegen haben. Der ganze Körper war in Auflösung und Fäulniß übergegangen, der Leib, stark aufgetrieben, verbreitete einen aashaften Geruch. Auf dem Stirnbein und der Pfeilnath fand man eine vernarbte Wunde und zwei bis auf die Hirnschale durchgehende frische gequetschte Wunden, nebst mehreren in der Nähe derselben, und mehrere nach dem Hinterhauptsbein sich erstreckende Sugillationen der Kopfbedeckung — wahrscheinlich Folgen von jenem dem Wassertodte vorher gegangenem Sturze von der Scheune, der ihm wahrscheinlich eine Betäubung zugezogen und im Zustande des Deliriums ihn zu dem Entschlusse veranlaßt hatte: seinen Tod im Wasser zu suchen.

Welche unselige Folgen das Betrinken hat, ist mehr als zu bekannt und bei Medizinalpersonen doppelt strafbar. Der Verunglückte hatte sechs Jahre sich dem Studium der Heilkunde gewidmet, aber auch fast eben so viele dem Bacchus,

was mir erst nach seiner Prüfung bekannt wurde. Nun aber konnte ich mir es erklären, warum der angeblich gelehrte junge Mann im Examen die auffallendsten Beweise von Unkunde und Seichtigkeit in fast allen Zweigen der theoretischen und praktischen Heilkunde gab, eben so viel Mangel an gehörigen Kenntnissen, als an Gegenwart des Geistes an den Tag legte, und in den unentbehrlichsten Kenntnissen seines Faches solche Unkunde bewies. Möchten doch die Deutschen mit solchen Trunkenbolden, die nur dazu dienen, das leichtsinnige Aufopfern manches Menschenlebens zu befördern, verfahren, wie die Neu-Griechen, denen das viele Trinken verhaßt ist, die einen Betrunkenen so verachten, daß sie ihn wie einen Ehrlosen aus ihrer Gesellschaft verbannen. Dr. Elster sah (S. die Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons im Morgenblatt vom 19. December 1825) in Argos einen betrunkenen Griechen, der in seiner Trunkenheit Excesse begehen wollte, steinigen. Er blieb für todt liegen und ein jeder Vorübergehende spie ihn an.

Auch die Keier zeichneten sich, wenigstens in jener früheren und glücklichen Zeit, als ihr Gemeinwesen noch ganz nach einheimischen Sitten und Gesetzen verwaltet ward, durch die von einem Aristides eingeführte gesetzliche Sitte aus, daß den Jünglingen und Mädchen bis zu ihrer Hochzeit kein anderes Getränk als Wasser erlaubt war.

Möchten doch auch hierin die Deutschen von den ehemaligen Bewohnern von Keos lernen, und — den Wein betreffend — Epictet's Worte beherzigen: „Der Weinstock trägt dreierlei Trauben; die eine bringt Vergnügen, die andere Trunkenheit, die dritte Schmach und Schande.“

IV.

Selbstmord durch Kehlabschneiden.

1.

P. M., ein armer, ehrlicher 56jähriger Mann, hatte eine Frau und drei Kinder, keine Wohnung, ernährte sich größten-

theils durch Betteln, half zuweilen auch den Landleuten mit arbeiten und wurde zu Ende des Jahres 1764, nachdem er von einem Baume auf den Kopf gestürzt war, tiefsinnig. Nicht selten rief er, die Hände zusammen schlagend, den Seinigen zu: „O Frau, ich muß fort, wie wird es Euch armen Kindern gehen!"

Am 4. August 1764 kam er mit Frau und Kindern, wie er öfters gethan, nach M., bat einen Bewohner dieses Dorfes, ihn zu beherbergen. Es ward ihm hierauf ein Stall zum Nachtlager angewiesen.

Als die Frau ein wenig geschlummert hatte, richtete sie Nachts 11 Uhr sich wieder auf, sah ihren Mann zu ihren Füßen sitzen, fragte ihn, was ihm sey? Er sprang auf, holte seine Barte (ein kleines Beil) aus ihrem Korbe und brachte sich damit einen Schnitt in den Hals bei. Die Frau entriß ihm die Barte und rief die Hausfrau. Den nächsten Morgen besuchte ihn der Ortsgeistliche im Stalle, fand ihn in einem erbarmenswürdigen Zustande, redete und betete mit ihm. Sobald er den Geistlichen hörte, hob er die Hände in die Höhe und gab, da er nicht reden konnte, durch Kopfnicken zu verstehen, daß er den Pfarrer verstanden habe.

Der Centchirurg fand die Wunden unheilbar. Der unglückliche Kranke konnte weder Speise noch Trank zu sich nehmen, mußte also dem Durst- und Hungertodte entgegen sehen.

Am 9. August des Nachts sprang er in den Brunnenkasten; die Frau zog ihn wieder heraus und brachte ihn auf sein Lager in den Stall zurück. Doch die Angst trieb ihn wieder heraus in das Dorf, er schleppte seinen halb verbluteten und verhungerten Körper ohngefähr hundert Schritte weit, blieb dann vor einem Bauernhofe liegen und verschied.

Der Gerichtsarzt fand erst den Schnitt an der Kehle anderthalb Zoll tief, die Gurgel und auch einen Theil des Schlundes durchschnitten, dann den Einschnitt oben an der Zungenwurzel über dem Luftröhrenkopfe, also die ganze Gurgel durchschnitten, so daß man eine Wunde von 4 Zoll Länge, 2 Zoll Breite und 2 Zoll Tiefe wahrnahm. Der Unglückliche soll bis an sein Ende den Gebrauch seines Verstandes behalten,

durch Deuten und Zeigen sich über seine jammervolle Lage verständiget haben.

2.

E. K. in B. war Zeitlebens ein roher, gottloser Kerl, lebte mit seiner Frau, die von gleichem Alter war, in beständiger Unruhe, betrug sich auch nie gegen seine Söhne friedlich, schlug diese barbarisch, warf mit Aexten nach ihnen, schoß sogar einmal nach dem Einen. Als er sich bei dem Einen seiner Söhne eine Zeitlang aufgehalten hatte und nun, in seinem 79. Lebensjahre, sich zu seinem zweiten Sohne begeben wollte — dieser ihn aber anders nicht bis an sein Ende verköstigen mochte, als wenn er ihm eine Wiese 2c. vermachte; so suchte er sich, des Lebens überdrüssig, am 13. Februar Abends 7 Uhr, im Bette, mit einem scharf gemachten Taschenmesser die Kehle abzuschneiden.

Er hatte sich vier Stiche am Halse beigebracht; — den ersten oben am Luftröhrenkopf — doch da das Taschenmesser zuschnappte, war es nicht durchgedrungen, sondern abgegleitet — den zweiten, dritten und vierten Stich auf der linken Seite des Halses; so, daß man von der Kehle ein Stückchen getrennt, und sie selbst entblößt sah. Die Wunde fand man 2½ Zoll tief, 2 Zoll breit; das Bett, worin er die That vollzogen hatte, mit mehr als 4 Pfund Blut angefüllt und überzogen.

Da das Ereigniß von seinen Kindern und andern Leuten im Hause war verschwiegen, nicht angezeigt worden, so war so viel Blut verloren gegangen, daß man den dadurch höchst schwach gewordenen Kranken dahin führen mußte, wohin man ihn haben wollte; doch konnte er — was zu verwundern — dabei noch leise sprechen.

Der Puls blieb bei dem 3., 5., 7., 10., 20., 30. Schlage aus; je mehr aber Pulsschläge ausbleiben — schloß der Physikus — desto schlimmer steht es um den Kranken, desto stärker ist der defectus spiritum.

Obgleich Patient mit den nöthigen innerlichen und äußerlichen Mitteln versorgt ward, intermittirte der Puls bei dem

zweiten Besuche des Physici noch. Es stellte sich Wundfieber ein; der Puls wurde zuletzt intermittens und durus zugleich, und blieb so bis zum 20. Februar — dann änderte sich der Puls, die Hitze nahm ab, und, anstatt daß vorher dem Eiter sich Blut beimischte, folgte jetzt eine gute Suppuration. Obgleich der Arzt vor dem 20. Februar geäußert hatte: man vermuthe täglich, daß Patient sterben würde; — so ließ sich von Tag zu Tag mehr Besserung wahrnehmen, so daß die Wunde am 7. März sich geschlossen und der Kranke wieder ziemliche Kräfte gesammelt hatte, der aber am 15. März doch noch plötzlich starb. —

3.

Gegen Ende des Februars 1806 war W. S. zu W., ein 52jähriger lediger Mensch, an welchem man noch nie eine Spur von Tiefsinn bemerkte, aber auch eben so wenig Klugheit, — heimlich in der Nacht um 12 Uhr aufgestanden, an seines Nachbars Haus gegangen und pochte an; — dieser machte ihm auf und sah, daß er mehrere Kleidungsstücke in den Armen hatte. S. redete seinen Nachbar mit den Worten an: „Ich bin der Herr Christus; aber nicht ohne Mangel. Es hat mir geträumt, ich solle gehangen werden; — gerichtet ist doch besser, als gehangen. Du bist Metzger, hast große Messer — hau' mir den Kopf ab." — Dabei zitterte und bebte er. — A. redete ihm zu, wieder nach Hause zu gehen — was S. auch that. — A. meldete es des Morgens S's Familie.

Man ließ dem wahnsinnigen S. alsbald zur Ader; worauf man weiter nichts mehr an ihm bemerkte. Da er aber am Morgen des 22. Märzes nicht aufstand, rief ihm seine Schwester zu. Nun machte er die zugeriegelte Thüre auf. Seine Schwester entdeckte jetzt, daß er sich die Kehle entzwei geschnitten hatte, und sein Bette voll Blut sey — ein Rasiermesser lag neben der Kammerthüre. Sein Vater fragte ihn nun um die Ursache des vorgehabten Selbstmordes; es war aber nichts weiter aus ihm zu bringen, als: die Schüler wären vor seinem Hause gewesen und hätten gesungen — man

habe ihn nach W. bringen und daselbst an den Galgen hängen wollen. Blos um dieß abzuwenden, habe er sich die Kehle abschneiden wollen. — Man empfahl nun den Unglücklichen der Obsorge der Seinigen ernstlichst; es wurden zwei geschickte Wundärzte herbeigeholt; aber dem Publikum suchte man weiß zu machen, S. habe sich nur in die Hand geschnitten.

Der Physikus fand in den muskulösen Theilen des Halses eine ohngefähr 4 Zoll breite Wunde, den Larynx und in specie die cartilago thyreoidea von vorn nach hinten über die Hälfte durchschnitten; doch nach hinten, an beiden Seiten einige Linien breit unverletzt; wodurch Larynx und aspera arteria zusammengehalten wurden. Ganz hinten am Oesophagus, den Schildknorpel wieder gleichsam durchbohrt. Der Oesophagus mochte nicht unverletzt seyn; denn als man dem Kranken etwas Milch trinken ließ, lief diese sogleich aus der Wunde wieder heraus. Da aber doch keine beträchtliche Pulsader verletzt war, so hoffte man, den Unglücklichen bei einer guten innerlichen und äußerlichen Behandlung wieder herstellen zu können.

Am 23. März wurde nun S., nachdem man alle Anwesenden entfernt hatte, vernommen. Das Resultat seiner unverständlichen und verworrenen Aeußerungen, war dieses: er sey dabei gewesen, als ohngefähr vor 30 Jahren ein Verbrecher an den Galgen gehangen wurde. Die Leute hätten damals gesagt: daß derjenige, welcher am nächsten an demselben gestanden habe, auch an den Galgen komme. Er sey nun ganz nahe an ihn gedrückt gewesen, als er von der Erde in die Höhe gezogen worden. — Dieß sey ihm im Kopfe herumgegangen. Vor einigen Wochen habe ihm in der Nacht geträumt, daß der Schullehrer mit den Schülern vor der Thüre sey, er abgeholt, nach W. geführt und dort gehangen werden solle. Er sey dann in der Nacht aufgestanden, zu seinem Nachbar A. gegangen und habe ihm dieses erzählt. Dieser hätte ihn dann wieder in sein Haus zurück gebracht und ihm solches ausgeredet. Vorgestern Nachts habe ihm abermals geträumt, daß er geholt und gehangen werden solle. Die Schü-

ler hätten vor seinem Hause ein närrisches Lied angestimmt, und, da er sie singen gehört, hätte er das Barbiermesser aus dem Bettstrohe, wo solches gesteckt habe, genommen — sey aufgestanden und habe sich damit in die Kehle geschnitten. Hierauf hätte er sich wieder in das Bette gelegt. Heute sey seine Schwägerin gekommen, habe ihm gerufen — worauf er dann aufgestanden sey und ihr die Thüre aufgemacht habe. — S. wußte nichts davon, ob er das Barbiermesser ins Bettstroh gesteckt, oder wer es sonst in dasselbe gethan habe; doch daß es in demselben gewesen sey — habe er gewußt, in der Angst es aus dem Bettstroh genommen und sich damit in die Kehle geschnitten.

Man hatte sich überzeugt, daß S's attentirter Selbstmord Folge eines melancholischen Gemüthszustandes, dieser gethane Schritt ihm also nicht zu imputiren sey. Dessen Vater und Angehörigen wurde ernstlich bedeutet: denselben in beständiger Aufsicht zu halten, damit er sich und Andern bei weitern Anfällen von Schwermuth nicht wieder schaden möge.

4.

Ein Weber litt in seinem 18ten Jahre immer so sehr an Beängstigung und Bekümmerniß, daß er nicht schlafen konnte, sondern des Nachts mehrere Stunden herumlaufen mußte. Er ging eine Zeitlang zu seinem Beichtvater, welcher ihm zusprechen und beruhigen mußte, viel mit ihm betete und dadurch wieder herstellte. Hierauf blieb er lange gesund. In seinem 27sten Jahre verheirathete er sich. Einige Tage vor der Hochzeit klagte er weinend einem seiner Freunde, daß er gar keinen Trieb zu seiner Braut habe. Seit der Hochzeit war er größtentheils kränklich. In seinem 31sten Jahre und zwar im Januar 1810 befiel ihn die ehemalige Angst, er aß wenig, manchen Tag gar nichts, blieb größtentheils für sich und ganz stille, fand an nichts Interesse. Als ihn sein Freund mit in die nächste Stadt nahm, klagte er über stechende Schmerzen, bald in den Schultern, bald in der Brust, bald im Rükken. Sein Arzt hielt es für Hämorrhoiden. Da aber alle dagegen gebrauchte Mittel nichts halfen, wurden Haus-

mittel angewandt, z. B. Rhabarbar bis zum Abführen, doch ohne Nutzen. Vom Monat Januar bis April klagte er oft über Müdigkeit und Angst, las Sonntags und in der Woche in der Bibel oder in einem Gebetbuche, hatte lange nichts zu arbeiten.

Anfangs April 1810 bekam er starkes Herzklopfen und so heftige Angst, daß er nicht wußte, wo er war. Am 18. April trank er 4 bis 5 Gläser Wasser, Bier überhaupt nur außer dem Hause und selten über ein Maaß. Am Charfreitage fastete er (was er vor 13 Jahren, bei seiner Wiedergenesung angelobt hatte) und was ihm sehr sauer ankam. Zu seiner fast 4 Jahre mit ihm verheiratheten und einig mit ihm lebenden Frau sagte er: er müsse sterben, er sey verdammt, er solle wider Gott streiten und könne doch nicht. Sie wollte ihm dieß aus dem Sinne bringen und beredete ihn, am ersten Osterfeiertage zu seiner Schwester zu gehen, was er auch that, bei derselben aber kaum 10 Worte sprach, 4 bis 5 Mal aus der Stube in den Hof ging und wegen des schlechten Wetters wieder in das Zimmer zu gehen genöthigt werden mußte.

Am 22. April sah ihn jemand Abends 5 Uhr spazieren gehen. Langsam schreitend betrachtete er tiefsinnig blos und allein seine Hände. Als er eine Stunde nachher heim kam, gab er vor, ein wenig Kuchen gegessen, auch ein Glas Most getrunken und daher keinen Hunger zu haben, aber schläfrig zu seyn. ¼ auf 9 Uhr legte sich seine Frau nebst ihrem einzigen dreijährigen Knaben nieder. Ihr Mann saß bei brennendem Lichte auf einem Stuhle vor dem Bett und versprach jener, sich auch nieder zu legen. Darüber schlief sie ein, glaubte im Schlafe ihren Namen rufen gehört zu haben, erwachte nun und hörte etwas dem ähnliches, als wenn ein Krug auslaufe. Griff im Dunkeln nach der rauschenden Stelle und — faßte ihren Mann, glaubte, er habe einen Blutsturz, doch als Licht ins Zimmer kam, fand sie jenen bis auf das Hemd ausgekleidet auf der Stubendiehle sitzend, gegen einen Stuhl gelehnt, vor ihm viel Blut liegend. Als sie hierauf ihm Liquor unter die Nase hielt, schlug er die Augen noch einmal auf, ächzte

einige Male, schlug mit den Händen auf die Schenkel, zuckte noch ein wenig und regte sich nachher nicht mehr.

Als er in die Höhe gerichtet war, bemerkte man einen Schnitt an seinem Halse, indem man ihm die Halswunde mit einem Tuch verband, floß das Blut aus Mund und Nase. Sein Barbiermesser lag ganz blutig, hinten übergedrückt, so daß der Rücken an der Schale lag, neben ihm an der Stubenbrücke.

Am letzten Sonnabend sagte er noch zu seinen Freunden: wenn ich unter Menschen bin, so werde ich doch andern Sinnes, bin ich aber allein, dann kehren meine vorigen Gedanken wieder zurück. In seinen letzten Tagen äußerte er seinem Schwager: es sey ihm immer, als wenn jemand hinter ihm wäre, der von ihm verlange, sich an Gott zu versündigen, gegen Gott zu streiten, aber um keine Stube voll Gold thue er dieß.

Bei der äußern Besichtigung am 23. April fand man weiter keine Verletzung oder von der Regel abweichende Stelle als a) eine große, zwei Zoll lange, horizontal von der linken zur rechten Seite laufende tief eindringende Halswunde und b) drei Linien über derselben eine ¾ Zoll lange leichte Hautwunde.

Die erste große eindringende Wunde war dicht unter dem schildförmigen Knorpel, zwischen diesem und dem ringförmigen Knorpel oberhalb der etwas angelaufenen glandula thyreoidea in die trachea gegangen, diese war an dem obersten Theile von vorn nach hinten zu halb, die arteriae thyreoideae ganz durchschnitten.

Da die Obducenten mit dieser an sich (per se) tödtlichen Wunde die nächste Ursache des Todes vor Augen hatten, so hielten sie die Eröffnung und weitere Untersuchung nach den 3 Cavitäten für überflüssig, schlossen daraus, daß gedachter Weber wahrscheinlich in einem Anfalle von Melancholie, zu welcher er seit einigen Jahren geneigt gewesen seyn soll, durch einen Schnitt von der linken zur rechten Seite — weil das Ende der Wunde oder der Einschnitt auf der linken Seite schärfer und reiner

war, als auf der rechten — sich selbst entleibt habe.

Aus den gesammten actenmäßigen Verhandlungen über diesen Mann geht die historische Gewißheit hervor, daß derselbe von Jugend auf melancholischen Temperaments gewesen, wozu mehrere krankhafte Zufälle gekommen, durch welche Zerrüttung seiner Geistes- und Körperkräfte derselbe (keineswegs aber aus Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen) unwillkührlich dahin gebracht worden, seinen Tod, welcher wahrscheinlich bald von selbst erfolgt seyn würde, auf eine gewaltsame Weise selbst zu bewirken, wobei also keine Zurechnung Statt finden konnte.

In diesem Falle und in ähnlichen verdamme man die That an sich, aber man beklage den Thäter, besonders da Kränklichkeit des Gemüths und des Körpers den Selbstmord herbeigeführt hat.

5.

Die 34jährige Wittwe eines Schuhmachers war immer sehr nachdenklich und zur Melancholie geneigt, fürchtete eine Bettlerin zu werden, obgleich sie ungleich mehr Vermögen, als Schulden hatte. Psychische und physische Einwirkungen, besonders Reue über ein verkauftes Grundstück und die seit 9 Monaten zurückgebliebenen Katamenien verursachten ihr Beängstigungen, weßhalb sie am 23. März 1817 Blut ließ, doch nur in geringer Quantität, weil sie ohnmächtig wurde. Am 24. März nach 9 Uhr Abends legte sie sich mit ihrer 17jährigen Tochter, mit welcher sie in einem Bette schlief, nieder, ohne daß diese an der Mutter Thun und Wesen etwas Auffallendes, oder sonst jemand vorher eine Gemüthsveränderung an ihr wahrnahm. Als aber die Tochter früh 6 Uhr erwachte, erblickte sie zu ihrem großen Schrecken ihre Mutter auf dem Fußboden im Blute, auf der rechten Seite neben einem großen Blutfleck, mit zusammengezogenen Beinen liegend.

Allen Umständen nach hatte sie sich mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten, dann das Messer von sich geworfen und war auf dasselbe gefallen.

Sie hatte sich sechs Schnitte beigebracht, in die Luftröhre, den Kehlkopf und den Zwischenraum zwischen Luftröhrenkopf und Zungenbein. Das auf der linken Seite statt gefundene Durschneiden der Arteria thyreoidea und Carotis externa mochte besonders die Verwundung tödtlich gemacht haben.

6.

Ein Maurer (gegen 44 Jahre alt, verheirathet, aber kinderlos, ein starker Branntweintrinker), stand am 28. October 1825 früh halb 6 Uhr auf, kleidete sich an, bat seine Frau Feuer anzumachen, um mit ihrer Hülfe Laternen zu reinigen. Als sie jenes gethan und aus der Küche in die Wohnstube zurückkam, fand sie ihren Mann der Länge nach im Alkoven zwischen der Wand und dem Bette — einem Zwischenraume von 3 Schuh — auf dem Bauche liegend, laut stöhnend und stark Athem holend.

Indem zwei Männer ihn aufhoben und aufs Bett legten, floß eine Menge Blut auf den Fußboden, von der Gegend des Kopfes, welcher auf beiden Händen lag. Da auch sein Mund blutig war, hielt sie es für einen Blutsturz, dergleichen er schon mehrmals erlitten.

L. gab nun durch Zeichen zu verstehen, wie er zu liegen, und daß er zu uriniren wünsche, zu welchem letztern aber es nicht kam.

Der nun, ohngefähr 7 Uhr, herbeigerufene Arzt fand ihn im Bett liegend, Blut im Gesicht und sprachlos, glaubte auch, L. habe einen Blutsturz gehabt, fühlte den Puls, verschrieb die deßhalb nöthigen Arzneien und gieng wieder nach Hause. Als man aber dem Patienten die Arznei zu geben versuchte, wollte er sie nicht zu sich nehmen, bließ vielmehr gegen solche mit dem Munde und biß die Zähne auf einander, so daß man auch keine Arznei in seinen Mund hatte bringen können.

Als sich hierauf L. mehrmals gedreht und gewendet, so daß man fürchtete, er falle aus dem Bette, bemerkte ein Wärter bei einer Wendung des Kopfes nach der rechten Seite zu und etwas rückwärts eine bisher durch das Halstuch bedeckt gewesene Wunde am Halse, was nun erst nach 2 Stunden

der wieder gerufene Arzt erfuhr, der ihn aber nun todt fand. Unter dem Kinn entdeckte man nun einen 3 Zoll langen Einschnitt, nach der rechten Achsel zu sehr mit Blut besudelt, das Hemd an Hals und Brust geöffnet, mit frischem Blut getränkt, am Ende des Betts; in der Nähe der Füße des Leichnams, ein mit Blut gesättigtes schwarzseidnes Halstuch.

Unter dem Bette, auf einem Kästchen, fand man sein, mit Blut beflecktes, geöffnetes Rasirmesser.

Die vorgefundene Schnittwunde war 3 Zoll 2 Linien lang, 1½ Zoll breit und 1 Zoll 3 Linien tief. Nachdem diese Wunde durch einen perpendiculären Kreuzschnitt in die Haut vergrößert worden war, fand sich, daß der musculus latissimus colli ganz durchschnitten und von da der Schnitt zwischen dem Zungenbein und Kehlkopf so weit eingedrungen war, daß von dem rechten musculis sternocleidomastoideus nur die obern Fasern einige Linien breit leicht eingeschnitten, die rechte vena jugularis externa aber ganz durchschnitten war. Ferner fand man ganz durchschnitten beide musculos sternochyoideos, den rechten und linken, und ganz durchschnitten den rechten musculus omoideus, den linken nur zur Hälfte. — Von den beiden musculus hyothyreoideis war der rechte ganz, der linke bis auf eine geringe Faser durchschnitten. Von den Arterien die rechte arteria laryngea superior, ein Ast aus der arteria thyreoidea ganz durchschnitten — der Schnitt reichte aber nicht bis zur unverletzten arteria carotis.

Die Luftröhre war bis an die hintere Wand durchschnitten, so daß der Kehldeckel (Epiglottis) ganz nach oben ohngefähr 1½ Zoll von dem obern Rande des Larynx entfernt war, wogegen die linke arteria laryngea unverletzt gefunden wurde.

Die anwesenden fünf Aerzte und Wundärzte erklärten, daß die vrrliegende Schnittwunde nicht absolut lethal gewesen, sondern nur durch die länger als 5 Stunden währende Verblutung den Tod herbeigeführt hätte. Wäre die angegebene durchschnittene Arterie zeitig genug unterbunden worden, so würde man den Tod haben abwenden können.

Nach durch- und abgesägter Hirnschale fand man zwi-

schen den Häuten und dem Gehirn 2 Eßlöffel voll Wasser; sämmtliche äußere Gefäße der Hirnmasse sehr mit Blut angefüllt. — Als eine Seltenheit fand man einen in der glandula pinealis vorgefundenen sandsteinartigen Körper, etwa von der Größe einer Linse*).

Der rechte Lungenflügel war an die pleura oder das Brustfell fest angewachsen, auch der Herzbeutel mit dem Herz innig verwachsen, in dem Herzbeutel kein Tropfen liquor pericardii**). — Letzteres nach der Aeußerung aller anwesenden Kunstverständigen ein höchst abnormer Zustand. Das Herz war sehr schlaff, in der rechten Herzkammer befand sich

*) Steinchen oder Sand in der *Glandula pinealis* (Conarium, Zirbel, Zirbeldrüse) sind keineswegs ein krankhafter, oder widernatürlicher Zustand dieses Hirntheils, sondern sie finden sich bei allen Menschen, ohne Einfluß auf die Gesundheit oder Geisteskräfte zu haben. Schon Brunner hielt sie für beständig in jedem Gehirn, und besonders Sömmering hat es bewiesen, daß sie sich bei jedem Menschen, wenigstens vom vierzehnten Jahre an, als eine natürliche Beschaffenheit dieses Theils finden. Blumenbach (Institutiones physiologicae. Goettingae, 1821. p. 190. 191.) sagt: „Physiologorum nonnulli observationibus pathologicis permoti sunt, ut hancce illamve partium encephali pro ipsissima animae sede et quasi regia haberent; quam quidem alii in glandulam pinealem etc. etc. posuere. Carthesianae hypothesi pondus aliquid accedere videbatur sectionibus mente alienatorum, quibus pinealis glandula calculis obsessa reperta est. Verum curatior observatio docuit, non in mente captis solum, verum et in sanissimis hominibus tantum non omnibus, inde a 12 mo circ. anno (vix unquam vero in brutis) idem conarium margaritaceis quasi arenulis obsideri.“ Dr. David Craigie, Lehrer der Anatomie u. Physiologie zu Edinburg, (The Edinburgh Medical and Surgical Journal. October 1822.) fand diese sandartige Masse bei Subjekten von 8 bis 10 Jahren. — Man vergl. auch Hempel's Anatomie. 2r Theil. S. 429. Göttingen, 1823.
S.

**) Es folgt ja eins aus dem andern! S.

ohngefähr ein, in der linken aber zwei Eßlöffel coagulirtes Blut.

An dem Magen befand sich kein Mangel, die Milz dagegen wurde sehr morsch gefunden, so daß man sie zwischen den Fingern zerdrücken konnte.

In der rechten Niere fand man eine mit Wasser angefüllte Höhle, welches einen krankhaften hydropischen Zustand verrieth. —

Es ist kein Zweifel, daß L. sich selbst durch einen Schnitt in die Kehle entleibt, und zwar im Zustand der Melancholie und Unwillkühr, worin er sich, nach Aussage mehrerer glaubhafter Personen und nach dem allgemeinen Gerüchte in hiesiger Stadt überhaupt, schon eine geraume Zeit befunden hat, welches aus der krankhaften Beschaffenheit verschiedner innerer Theile seines Körpers, besonders aus dem im Gehirn befindlichen Wasser und dessen Druck auf dasselbe, dem mit dem Herzen so innig verwachsenen Herzbeutel, dem Wassersacke in der rechten Niere, als dem Anfange der Wassersucht, morschen Milz ꝛc. leicht zu erklären ist.

Ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Jahr vor seinem Tode erzählte, nach einer überstandenen Krankheit, L. Jemandem, es sey ihm auf einem Spaziergange, den er vorher nicht gekannt, ein schöner, gut gekleideter Mann begegnet, mit ihm gegangen, habe ihm vorgestellt, er (L.) führe doch ein lästiges, elendes Leben auf dieser Welt. Er (der fremde Unbekannte) rathe ihm, um dieses los zu werden, könne er nichts besseres thun, als sich an einen Baum, den er ihm bezeichnete, aufzuhängen. Indem ihm nun dieser Vorschlag sehr gefallen und er, denselben auszuführen, großes Verlangen gefühlt habe, sey seine Frau dazu gekommen, jener Mann verschwunden und er hätte ihn dann nie wieder gesehen. —

Daß jener angebliche Mann nicht wirklich außer ihm (L.), sondern nur in seiner Phantasie existirte, versteht sich von selbst. Es sollte nichts mehr

und nichts weniger sagen, als: es war ihm (L.) zu Muthe, als müßte er sich erhängen.

Auch Professor Engel, Lessings Zeitgenosse, lernte auf einer Reise nach Mecklenburg in einer kleinen Stadt einen ähnlichen Mann kennen. Er ließ nämlich den dortigen Barbier rufen und sich einseifen, ohne den Mann anzusehen. Beim Rasiren bemerkte er aber das sonderbare Verfahren, daß der Barbier ihm die linke Hand bloß vor das Gesicht hielt und nach jedem Zuge mit dem Messer einen Kreis um sich schlug. „Warum rasiren Sie so?" — Ich mag meine Kunden nicht anfassen. — „Warum nicht?" — Mir ist immer zu Muthe, als müßte ich dann ihnen und mir selbst die Kehle abschneiden. — Engel hatte wirklich die Entschlossenheit sitzen zu bleiben, indem er ein gleichgütltiges Gespräch anfieng, aber als er fertig war, sprang er auf und rief lachend: „den Schrecken sollen Sie mir bezahlen!" — Er hielt Wort und benutzte den hypochontrischen Barbier zu einigen sehr komischen Theaterscenen, in einer Operette, wenn ich nicht irre (S. Ztg. f. d. eleg. Welt, v. 30. Aug. 1825). — Ob jener Barbier sich noch durchs Messer in die andere Welt befördert, ist mir unbekannt. —

7.

P. D., ein unverheiratheter Kaufmann, machte, als er von seinen Reisen in seine Vaterstadt zurückkam, ziemlichen Aufwand. Seine Familie schalt darüber, was er sich sehr zu Gemüthe gezogen haben soll. Er schnitt sich mit einem Tranchirmesser, das er dreimal hatte schleifen lassen, die Kehle ab.

Glaubwürdige Personen versicherten, daß, wenn er im tiefsten Schlaf gelegen und man zu ihm gesagt: Aufblühn? er allemal geantwortet habe: „Staub werden."

8.

Ein Wollenweber, seines Alters 43 Jahre, geraume Zeit schon melancholisch, auch in Schulden steckend, fuhr am 22. Juni 1751 ins Holz, blieb den ganzen Tag außen.

Man schickte ihm jemanden nach, der ihn in sich gekehrt gehend fand, ohne Holz gesammelt zu haben.

Am 29. Juni desselben J. hatte er einen Termin auf dem Rathhause, da ihn ein Jude wegen einer Geldschuld für Wolle verklagt hatte, und wer sollte es nicht wissen, daß das Geld der Verstand der Kaufleute und das Blut der Juden ist? sie also ihre Schuldner mit der größten Härte unbarmherzig verfolgen.

Indeß nun früh zwischen 7 und 8 Uhr des Webers Frau nach ihrem Curator gegangen war, um ihn mit aufs Rathhaus zu nehmen, ihren Mann also allein gelassen hatte, schnitt sich dieser mit einem Scheermesser die Kehle ab. Er hatte hierauf noch so viel Kraft, auf die Füße zu treten und sich von dem Kellerloch, wo er die That begangen, in seine Stube führen zu lassen. Man fand die Wunde am Halse ziemlich groß und ganz hoch oben, den Stich aufwärts, die Zunge durchstochen, so daß man mit den Fingern dadurch bis in den Mund fahren konnte. Der — einen Finger lange — Schnitt lief nämlich unter der Zunge nahe vor dem Anfange der aspera arteria hinter dem Kinn zwerch über, zwischen den Kinnbacken hin, wodurch nicht nur einige Aestchen der venarum jugularium et arteriarum carotidum, sondern auch Submaxillardrüsen nebst den Zungenmuskeln verletzt waren. Nach einer angestellten Aderlaß floß wenig Blut, was dem starken vorausgegangenen Blutverlust zugeschrieben ward. Man stillte an der Halswunde das Blut und verband sie. Gleich anfangs fand man im Munde Blut, das auch, begleitet von Luft, Speichel und Getränke ꝛc. aus der Wunde drang. Deglutition und Nutrition war nun gehindert, so wie die innere und äußere Anwendung balsamischer Wundmittel — wie der Wundarzt am 1. Juli 1751 meldete und deshalb den Kranken von Gefahr und schweren Zufällen nicht frei sprach. Er starb auch wirklich am 5. Juli früh halb 6 Uhr.

Ein Consistorialrescript von demselben Datum sagt hierüber: „Man hätte zwar wegen der zeither mehrmalen vorgefallenen Selbstmorde allerdings Ursache gegen dieses abscheuliche Laster nach Kaiser Carls des V. peinlichen Halsgerichts-

ordnung strenge zu verfahren: man wolle aber, da der Entleibte einen stillen Wandel geführt, ordentlich zur Kirche und h. Abendmahl gegangen, seinen Beichtvater über seinen melancholischen Zustand öfters consulirt, auch seine Unthat durch gegebene Zeichen herzlich bereuet, — geschehen lassen, daß er zwar bei dunkler Nacht mit zwei Laternen in der Stille auf den Gottesacker gebracht, jedoch Andern zum Abscheu und Exempel an der Stätte der Hingerichteten, sogenannten armen Sünder eingescharret werde. Die Diaconi sollen diesen abscheulichen casum tragicum öffentlich pro Concione rügen und die christliche Gemeinde vor dergleichen ernst und nachdrücklich warnen.

9.

Ein etwa 40 Jahre alter, armer, kreuzlahmer Mann, der nur mit Hülfe seiner Frau, mit ausgespreizten, stets dem Zusammenbrechen nahen Beinen, bettelnd, mühsam das Land durchzog, so oft er konnte, sich durch Branntweintrinken sein Elend vergessen zu machen suchte, schnitt sich im Jahr 1820 im Dorfe St. die Kehle ab.

Der Dorfwundarzt fand aber, daß die Querschnittwunde nicht ganz durch die Luftröhre gedrungen war, vereinigte, unter dumpfem Brüllen des Kranken, die Ränder der Wunde mittelst eines breiten Fadens, durch die blutige Nath, indem er die Nadel von innen nach außen, nicht durch den Knorpel, sondern durch den häutigen Zwischenraum stach. Um die dadurch in Berührung gebrachten Ränder der Luftröhrenwunde in derselben zu erhalten, bog er den Kopf des Unglücklichen vorwärts, daß das Kinn auf der Brust lag und in dieser Lage der Verband befestigt wurde. Nach vier Wochen war er geheilt und in seine Heimath nach Ehringsdorf bei Oberweimar gebracht.

V.

Selbstmord durch Vergiftung.

Die zwanzigjährige gesunde und starke Tochter eines armen Taglöhners zu S. war Sonntag Abends mit einem jungen Menschen, der, nach Angabe ihres eignen Vaters, erlaubte Absichten auf sie hatte, auf einem Spaziergange bis zu Mitternacht ausgeblieben. Ihr Vater zeigte seine Unzufriedenheit darüber, gab ihr einen Verweis. Dieß that er früh beim Aufstehen, am 5. März 1806, nicht nur abermals, sondern stellte ihr auch vor, wenn sie sich nicht besser bei ihm betragen wolle, müsse sie sich nach einem Dienstherrn umsehen. — Er war dabei aufgebracht, gab ihr eine Ohrfeige und mit den in den Händen habenden Beinkleidern einige Hiebe auf den Rücken.

Die Tochter ging nun fort, fragte bei einer ihrer Bekanntinnen nach Mäusegift, gab vor, sie habe viele Mäuse in ihrem Hause. Der Vater begab sich, nach zugeschlossenem Hause, außerhalb demselben an seine Arbeit. Abends 4 Uhr traf man seine Tochter sich erbrechend; ihr Vater brachte sie nun bei eintretender Nacht in sein Haus — die größte Verwirrung und Beängstigung bemächtigte sich ihrer, der Puls verschwand, der Tod nahte, das Gesicht, so wie die andern Gliedmaßen wurden blauroth.

Der herbeigekommene Wundarzt schloß auf ein genossenes mineralisches Gift, ließ der Leidenden Oel mit warmer Milch vermischt beibringen. Früh 7 Uhr den 6. Mai verschied sie, nachdem sie sich noch einigemale erbrochen.

Bei der Obduction fand man 1) die äußere Bedeckung des Körpers größtentheils blau, eben so den Unterleib — diesen zusammengezogen; 2) das Netz und den ganzen Darmkanal entzündet; 3) im Magen ein Stück schwarzen Arsenik, ohngefähr zwei Quent und mehrere kleine Stückchen; den Magen besonders da entzündet, wo das größere Stück Arsenik gelegen hatte.

Wo die Unglückliche Arsenik herbekam, ist ungewiß — wahrscheinlich aus dem nahen Blaufarbenwerke; denn obgleich seit der Zeit, da der Herzog von *** dieses Werk besaß,

kein Arsenik mehr gesammelt wurde — so existirte doch in vorigen Zeiten ein Arsenikfang, der zwar abgebrochen ist, in dessen zum Theil noch stehenden Mauern aber sich allenfalls noch etwas Arsenik befinden konnte. Diese Anstalt selbst war damals (1806) in einem verschlossenen Gebäude, was jedoch während dem Schmelzen und der andern darin statt findenden Verrichtungen nicht fortwährend zugehalten werden konnte. Ob daher jene Unglückliche den Ort zufälligerweise erfahren und den Arsenik selbst geholt habe — was ebenfalls sehr leicht möglich seyn kann — wird freilich unentschieden bleiben. Seit der Existenz des Werkes übrigens ist nie ein Unglück mit Arsenik vorgefallen.

Da aber an den Mauern des alten Arsenikfangs Arsenik befindlich — dieser an den äußern Theilen der Mauern dergestalt ausgeschlagen war, daß man davon dergleichen abkrazzen konnte, so hatte man zwar diesen Ort verschlossen, man konnte aber doch durch den Hof gehen. Aus jener Ursache hat man vorhin auch in der Farbenmühle keine Hühner halten können.

Schändlich ist's, daß niemand dem bedauernswürdigen Mädchen reelle Hülfe zu verschaffen suchte, denn es geschah weiter nichts zu ihrer Rettung, als daß der Amtschirurg ihr Abends 4 Uhr Oel und Milch gab und den darauf folgenden Morgen ein Weib der Sterbenden rieth, Sperlingskoth in Ziegenmilch gekocht einzunehmen. Doch dieser Rath wurde nicht befolgt, da die Unglückliche schon mit dem Tode rang.

VI.

Selbstmord durch Bauchaufschneiden.

1.

Eine jetzt gegen 50 Jahre alte Frau im Dorfe S. schnitt sich 1814 in einem raptus melancholicus mit einem Rasirmesser den Bauch ohngefähr einen halben Schuh breit auf, so daß die Eingeweide hervortraten und die Wunde durch die blu-

tige Nath vereinigt werden mußte. Sie lebte noch 1826, war vollkommen wohl, gab mir als Beweggrund zu dieser That an: sie habe sich dadurch von einem schmerzhaften Gefühle im Unterleibe befreien wollen, veranlaßt durch — Monate lang ohne Schwangerschaft zurückgebliebene Menstruation.

2.

Eine Bürgersfrau in S. bemerkte in ihrem 30sten Jahre, nachdem sie sieben Kinder geboren, die Katamenien regelmäßig geblieben waren, sie aber von ihrem oft betrunkenen Manne in die eine Seite einen Tritt oder Schlag bekommen hatte, eine schmerzhafte Empfindung daselbst. Sie versicherte, so schnell sich ein Mühlstein umdrehe, — so komme es ihr vor — drehe sich schnell, heftig, fühlbar schmerzhaft Etwas in ihrer Seite Tag und Nacht herum.

Ohngefähr zwei Jahre hatte sie bei diesem sonderbaren Schmerz, meistens sitzend, durchlebt, als sie in der Verzweiflung mehrere Male ausrief: sie müsse sich das Leben nehmen. Man ließ sie daher in der Regel auch nie allein. Als sie sich aber doch einmal unbeobachtet und allein sah, suchte sie ihres Mannes Rasirmesser auf, entwischte damit auf den Boden des Hauses und brachte sich einen Schnitt, eines Fingers lang, auf der leidenden Stelle bei. Ihr bald hierauf sie daselbst blutend findender Mann und dessen Tochter sahen aus der Wunde eine Partie Därme, einer Faust groß, heraushängen; ein Wundarzt brachte sie zurück und vereinigte die Wunde mit einer blutigen Nath. Die Kranke verlor gleich nach beigebrachtem Schnitt das Gefühl eines im Leibe schnell sich in einem Kreise herumdrehenden, Schmerzen erregenden fremden Körpers; sie schien sich zu erholen, starb aber einige Monate nach diesem Ereigniß.

VII.

Selbstmord durch Herabstürzen von der Höhe.

Als am 4. November 1740 früh nach 7 Uhr der Landknecht einen eines Excesses wegen auf dem über 80 Fuß ho-

hen Thurme zu *** fast zwei Jahre in Ketten und Banden gesessenen Inquisiten eine halbe Stunde vom Kloben abgeschlossen, damit derselbe sich reinigen, baden, waschen und kämmen könne, nachdem er das Gefängniß zugeschlossen, unter andern — Schnupftabak, den der Gefangene sehr liebte, geholt hatte und noch ehe eine halbe Stunde verflossen, zum Gefängniß zurückgeeilt war, um seinen Gefangenen wieder an den Kloben zu schließen, sah er, nach kaum geöffneter Thür, daß der Inquisit schon mit dem Kopfe und ganzem Leibe zum Fenster hinaus und nur noch mit dem einen Fuße im Fenster war. Er sprang zwar schnell herbei, um ihn beim Fuß zu ergreifen, doch anstatt desselben behielt er nur dessen umgetreten gewesenen Schuh in den Händen und nahm durch das Fensterloch wahr, wie sein Arrestant zuerst auf's Thurmdächlein und hernach auf die Erde und Steine fiel.

Allen Umständen nach zu urtheilen hatte der Gefangene, ein Offizier, — der vorher die blühende Welt um sich her gesehen und wie die Sonne mit heiterm Frühlingsstrahle Berge, Wiesen und Thäler vergoldete, nun im Spätherbst die durch den brausenden Nordsturm entblätterte, verödete Flur erblickt, und gesehen, daß das Leben aus der Natur entfloh, jetzt in sich selbst hinein schauend, nur Qual und Pein, sein Herz zerrissen, seine Wünsche und Hoffnungen in Todeswunsch verwandelt, sich von Welt und Menschen gekränkt, unter Tausenden allein, verlassen und sich nur stark genug zum Selbstvernichten gefühlt — besonders um einer Strafe zu entgehen, und weil das Leben überdem bei verlorner Freiheit keinen Werth mehr für ihn hatte, vorsätzlich sich von dem Thurme gestürzt, ward daher nicht als ein melancholischer und sinnloser, sondern als ein wirklich wohlbedächtiger und vorsätzlicher Selbstmörder behandelt.

Nach der Glossa des allgemeinen sächsischen Landrechts ad Artic. 31. libr. II. mußte der vorsätzliche Selbstmörder wo nicht verbrannt, doch wenigstens durch den Schinderknecht unter dem Galgen verscharrt werden. Die verschiedenen Meinungen zweier hoher Personen hierüber veranlaßten, daß die

Leiche des Unglücklichen noch nach fünf und zwanzig Tagen unbeerdigt war.

Daß man noch heutzutage auch in andern Ländern, z. B. in Dänemark, wo der Selbstmord ebenfalls große Fortschritte macht, durch öffentliche Beschimpfung Einhalt zu thun sucht, lehrt folgende Inschrift des Polizeichefs von Niborg, die er auf das Grab eines Selbstmörders setzen ließ:

„Hier liegt der Selbstmörder Jacob Hansen, welcher am 26. März 1826 auf die Hoffnungen auf Gott Verzicht leistete. Leser, gedenke deines Schöpfers in deiner Jugend, ehe die Tage des Unglücks dich erreichen!"

Diese Gallerie von Selbstmördern ist zwar an sich klein, doch groß genug, um mehrere Gattungen kennen zu lernen, nämlich Selbstmord als Folge von Krankheit oder organischer Zerrüttung des Körpers, die zunächst wieder auf die Seele zurück wirkt, von Schmerz (Kopfaffectionen), von Congestionen, schwarz-galligter Constitution, von Furcht vor Strafen, von Lebensüberdruß, Spielsucht, Furcht vor Vorwürfen, aus Liebe, häuslichem Verdruß, Trunksucht ꝛc.; — eine Menge ursächlicher Umstände, eine große Mannichfaltigkeit von materiellen und geistigen Einflüssen, deren Vereinigung oft allein jene Geistesstimmung herbeiführt, welche dem Selbstmorde günstig ist. — Der Mensch befindet sich erst in dem Zustande des schmerzlichsten Kummers, der größten Traurigkeit, oder befürchtet ein großes Uebel, wird zugleich aber auch durch den hoffnungslosen Gedanken beängstigt, weder das gegenwärtige Uebel entfernen, oder dem bevorstehenden Schmerze vorbeugen zu können, noch Kraft genug zu besitzen, diesen Schmerz zu ertragen, und wird dadurch in die allerpeinlichste Gemüthslage versetzt, die man Verzweiflung nennt. Gemüthliche oder leibliche Ursachen bestimmen zuletzt die Selbstmörder zur Vernichtung ihrer Persönlichkeit, welche Handlung in beiden Fällen mit Ueberlegung, oder im Wahnsinne vollzogen wird; — meistentheils eine willkührliche, mit freier Ueberlegung beschlossene und bei vollem Bewußtseyn ausgeführte That, die unter

den zurechnungsfähigen Verbrechen, welche der feige und lasterhafte Mensch nur immer begehen kann, als das größte und verabscheuungswürdigste betrachtet werden muß. Lenhossék hält sogar den in einem dem Wahnsinne nahen Zustande von Gemüthsstörung befindlichen Selbstmörder nicht für schuldlos, sofern er sich diesen Zustand durch seine Handlungen und Lebensweise selbst zugezogen habe.

Obgleich weder das römische, noch das canonische Recht, noch die Carolina den Selbstmord für ein Verbrechen erklärt, die Römer, unter den Kaisern, ihn besonders dann zuließen, wenn der Bürger dem Kaiser oder dem Staat seine Gründe zum Selbstmord vorgetragen und dieser sie genehmigt hatte; so bleibt doch das Axiom begründet: wer in den Staat eintritt, verpflichtet dem Staat seine Kräfte und handelt rechtswidrig, wenn er ihm diese durch Selbstmord eigenmächtig raubt. Sonst strafte man den versuchten zurechnungsfähigen Selbstmord — v. Feuerbachs Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts zufolge — mit geringer Gefängnißstrafe, Verweisung oder Verdammung zu öffentlichen Arbeiten auf kurze Zeit; den vollendeten, an dem Leichnam des Selbstmörders mit dem Eselsbegräbniß, wenn die That wegen eines Verbrechens oder sonst aus schimpflicher Ursache begangen war; ließ aber den Selbstmörder aus Wahnsinn oder Schwermuth still an der Mauer des Kirchhofs verscharren.

Wenn man auch nicht bei jedem Selbstmord psychische Ursachen voraussetzen darf, welche den Willen des Mörders beschränken; so wäre es doch zu wünschen, daß gerichtliche Aerzte und Richter die Momente einer strengen Aufmerksamkeit würdigten, welche bei Vollführung eines Selbstmordes concurriren. Daß besonders Physici, wenn auch nicht immer aus Unkunde, doch oft aus Indolenz, entweder sich nur mit der zunächst in die Augen fallenden verletzten Stelle beschäftigen und mehrere Cavitäten ganz ununtersucht lassen, oder, ohne zu beweisen, daß sie jeden Theil mit Sachkenntniß untersucht haben, dem Richter ꝛc. mit den oft nichts sagenden Worten: „die und die Theile waren normal," ein Blendwerk vorma-

chen, Ignoranz oder Eilfertigkeit zu verbergen, ist für die genauere Beurtheilung des Ganzen höchst nachtheilig und — nach Umständen — strafbar.

Leider ist in den meisten dieser Fundscheine auch unbeachtet geblieben: ob das ganze Gehirn, oder einzelne Theile desselben geschwunden, ob die Schädelknochen an der eingesunkenen Stelle sich verdickt hatten; die Schwere derselben größer war, als gewöhnlich — beides, nach Gall, die eigentlichen physischen Ursachen des Selbstmordes.

Bei weiblichen Selbstmördern hätte der Uterus, bei allen unter andern das Intestinum jejunum und die Harnblase berücksichtigt werden sollen, weil das Int. jejunum fast bei allen, die ein Opfer des akuten Lebenshasses und des darauf folgenden Selbstmordes wurden, in einem mehr oder weniger entzündeten Zustande — (wenn es auch Roloff nicht als ein constantes und allein beweisendes Zeichen für den Erhenkungstod betrachten will) — die Harnblase bei Selbstmördern aber gewöhnlich zusammengezogen — gefunden wurden.

Auch anzugeben: wie die Hoden und das Scrotum beschaffen, ist deßhalb wichtig, weil man bei einem Selbstmörder jene in eine sandartige Masse, dieses in ein pergamentartiges Wesen verwandelt fand.

Nach Schulz (über den natürlichen Selbstmord) mag in zweifelhaften Fällen, wo äußere Verhältnisse eine geschehene Selbstentleibung nicht wahrscheinlich machen, und Verdacht einer Ermordung durch Andere eintritt, Zusammenschrumpfung des Hirns, mit gleichzeitiger mehrerer Dicke der Hirnschädelknochen, als hinzukommendes Moment zu Ausmittelung der Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes nicht zu übersehen seyn.

Ein Selbstmörder hatte verhärtete dicke Gekrösdrüsen, einen fungus durae matris, verwachsene Gedärme, Blasenwürmer in dem plexu choroid. des Gehirns und in verschiedenen Muskeln. Bei einem andern fand sich eine große Verbindung zwischen dem nervo splanchn. und phenico.

Man hat mehrmals bei Selbstmörderinnen eines der Ovarien von Blut strotzend und geschwollen gefunden. — Eine überaus vernünftige, moralisch gute, in jeder Hinsicht liebenswürdige, nicht mehr junge Frau, Gattin eines von ihr innigst geliebten Mannes, und Mutter einer ganzen Reihe von Kindern, trieb dennoch Onanie, und gestand mit leiser, zitternder Stimme ihrem Arzte: „Ich kann es nicht lassen, bis ich todt bin." Einige Stunden nachher hatte sie ihrem Leben ein Ende gemacht. In der Leiche fand man organische Zerrüttungen im Eyerstocksysteme.

Die mehrsten weiblichen Selbstmorde fallen in die Zeit des ersten Eintritts und des endlichen Aufhörens der monatlichen Periode.

Uebermäßiger Samenverlust durch Ausschweifungen aller Art, besonders Onanie, in beiden Geschlechtern, verrückt bei Vielen den Verstand. Viele Selbstmorde haben darin ihren Grund (s. S. 100, 182 von S. G. Vogel's Beitrag zur gerichtsärztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. 2te Aufl. Stendal, 1825.). Der 20ste Theil der in der Salpetrière zu Paris aufgenommenen Verrückten waren Freudenmädchen.

Zu den wichtigsten nichtphysischen Ursachen des Selbstmordes unsrer Zeit gehört unter andern auch das Verarmen durch eigene, oder fremde Schuld. — Nur die Armuth, nicht die Verarmung macht Völker und Individuen besser!

Wenn man die kläglichen Umstände sieht oder die Bedrängniß, die Ueberschuldung und Hülflosigkeit manches Hausvaters genauer kennt, möchte man sich manchmal wundern, wie ihm noch an der Fristung eines solchen Lebens gelegen seyn kann. Die tägliche Erfahrung giebt aber den Unterschied oder den Punkt, worauf Alles ankommt, an die Hand. Ein solcher Unglücklicher sucht wenigstens sich und den Seinigen einen guten Namen zu hinterlassen, das einzige Immobiliarvermögen, worauf keine hypothekarische Schulden haften, das Erbe, des-

sen sich seine Nachkommen doch erfreuen werden, und zu dem sie kein beneficium inventarii brauchen.

Im zweiten Fall aber, wenn nämlich Einer nicht darauf bedacht ist, sich und den Seinigen einen guten Namen zu hinterlassen, ist ein solcher Unglücklicher gewiß schon zu tief gesunken, scheut sich vor Verbrechen und schämt sich vor entehrenden Strafen nicht. Die Infamie hält die Meisten vom Geständniß zurück; ist dieses aber einmal da, so denkt der Verbrecher sich nach und nach mit Gelassenheit, daß er seine Ehre verloren hat, spricht davon und tröstet sich nur mit vergleichendem Maaßstabe: die Selbstentleibung würde nunmehr zu spät seyn und Selbstentleibungen im Gefängniß möchten daher in der Regel mehr vor als nach dem Geständniß vorfallen.

Im Verhältniß wird es auch unter den Selbstmördern mehr Personen männlichen als weiblichen Geschlechts und unter erstern mehr ledige, als Familienväter geben, wenn nicht Krankheiten vorausgehen.

Unter den moralischen Ursachen, welche den Selbstmord veranlassen, nehmen die unglücklichen Ehen und der daraus entstehende eheliche Zwist einen der ersten Plätze ein.

So hat sich zu Leaken (in Belgien) am 20. Mai 1833 ein sehr bejahrter Pachter, der einige Monate früher eine junge Frau geheirathet, aufgeknüpft. — Mit der Liebe ist's wie mit den Blattern. Je später man damit befallen wird, desto schlimmer endigt sich die Krankheit.

Es kehrt dieselbe Liebe in Aller Herzen ein,
Doch bringt sie Einem Wonne, dem Andern bitt're Pein.
So ruft dasselbe Glöcklein vom Kirchenthurm herab,
Den Einen zum Altare, den Andern in das Grab.

Man schrieb diesen Selbstmord häufigem Verdrusse zu und brachte der Wittwe etliche Male nach einander eine Katzenmusik. — In Koblenz stürzte sich im Sommer 1834 ein junger Mann vom dritten Stock auf die Straße und starb am 9. Tage nachher an den Folgen des Sturzes. Das Bemerkenswertheste bei der Sache war aber, daß der junge Mann gerade den Tag zuvor geheirathet hatte. Ob ihn wohl schon eine eintägige Ehe zur Verzweifelung gebracht

hatte? Es wäre ein interessantes Kapitel im Buche der ehelichen Schicksale, wenigstens ein Beweis, daß Hahnemanns Entdeckung noch nicht allgemein genug bekannt ist, denn der zu Folge (Allgem. Anzeiger der Deutschen Nr. 194 v. J. 1825) darf, wer mit dem Gedanken des Selbstmordes umgeht, nur an einem Fläschchen riechen, worinnen ein Quintilliontheil Gran Blattsilber mit Milchzucker abgerieben ist. Solch ein Selbstmörder athmet alsbald Heiterkeit der Seele, kommt auf bessere Gedanken binnen einer Stunde, wird ruhig, lebenslustig und sein Vorhaben verabscheuend geworden seyn. — Wenn demnach Jeder im Hause so ein Fläschchen hat und er sieht Jemand, dem der Kopf nicht recht steht, darf er ihn nur, nolens volens, daran riechen lassen, und alle Gefahr ist verschwunden.

Daß der Selbstmord, dieses zur physischen und psychischen Charakteristik der jetzigen Menschheit gehörende Zeichen der Zeit, dieses frühere Absterben des innern Lebens vor dem äußern, der eigentlichen Lebenslust vor dem Lebensakt — seither bei erwachsenen und älteren Menschen mehr, als ehemals, an der Tagesordnung war, ist kläglich genug.

Daß aber sehr junge Leute, selbst Kinder, Hand an sich legten, ist grauenvoll. So zählen die Listen von Berlin, nach Caspers Angabe, vom Jahr 1812—1821 ein und dreißig Kinderselbstmorde auf und darunter 12jährige Kinder, die sich aus Lebensüberdruß, oder aus Furcht vor einer kleinen Züchtigung das Leben nahmen.

Eine höchst achtungswerthe Dame vom Stande erzählte mir (S.) ohnlängst, daß, ohngefähr im J. 1810, ihrem damals dreizehnjährigen Bruder, wegen Unfolgsamkeit, die eben in seiner Hand befindliche Gerte von seiner Mutter genommen und ihm damit ein leiser Schlag gegeben wurde. Dadurch aufs Höchste empört, lud derselbe — was ihm überhaupt schon verboten worden war — auf der Stelle ein Schießgewehr. Indeß der ungleich jüngere Bruder dieß eben der inzwischen weggegangenen Mutter melden wollte, schoß

der ältere, dreizehnjährige, sich durch den Kopf. — Dasselbe that in einer Stadt derselben Gegend (im mittlern Deutschland) ein Schulknabe von gleichem Alter, nachdem er von seinem Lehrer einen Verweis und eine kleine Züchtigung bekommen hatte — Belege zu Göthe's Behauptung in seiner Lebensphilosophie: der Mensch ist Mensch, und das Bischen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Grenzen der Menschheit einen drängen.

Mit Recht machte schon Asmus das Sterbenwollen der Kinder in dem Gedichte „der Knabe" lächerlich*).

Wenigstens daß heutzutage der Meister den Lehrjungen nicht mehr scheel ansehen, der Lehrer dem Schüler den gerechtesten Verweis nicht geben dürfe, weil sie sonst gleich sich umbringen, lehren die oben erwähnten Ereignisse**). Vollends

*) Als eine Satyre auf den Selbstmord — um diesen lächerlich zu machen — ließ im J. 1789 ein lustiger Kopf in London folgendes gedrucktes Avertissement austheilen: „Thomas Touchwood kündigt an, sich am letzten November auf Subscription zu erschießen. Da sein Leben weder ihm selbst, noch seinen Freunden nützlich, so ergreift er dieses Mittel, um ihm eigenen Werth zu geben, und hofft, daß die Neuheit seines Vorhabens Unterstützung des Publikums finden wird. Mit einer Pistole wird er sich durch den Leib, mit der andern durch's Gehirn schießen, und den Tod auf eine Art vorstellen, wie es noch nie öffentlich geschehen ist. Der Auftritt geschieht genau um 9 Uhr. Damen werden ersucht, ihre Plätze zu bestellen."

**) Nur zwei Vorzüge besitzt der Mensch vor den Thieren. Der Mensch kann lachen und — sich um's Leben bringen, meint der confiscirte Eulenspiegel, welcher in seiner Art Recht behält, wenn man folgendes von Bonafont erzähltes Ereigniß nicht zu der Klasse der Selbstmorde der Thiere rechnen will. Es wurde nämlich ein französischer Husar in einem 1809 an der Donau stattgehabten Gefecht von einer Kugel getödtet und fiel zu den Füßen seines Pferdes hin. Das edle Thier, in der Meinung, daß sein Herr schlafe, blieb ruhig bei ihm liegen und schien den Schlummer Dessen beschützen zu wollen, der es im Leben mit

gar Liebende, wenn die Eltern nicht auf der Stelle ja sagen, machen sich ein wahres Vergnügen daraus, sich einander umzubringen.

Aus allen diesem erhellet, wie hochwichtig es ist, auf ein Mittel zu sinnen, einem so fürchterlichen Wüthen gegen sich selbst zu steuern, einem Wüthen, das den Naturgefühlen, der Sittlichkeit und Religion gleichermaßen Hohn spricht. Philosophen und Aerzte haben darüber gedacht, selbst tief nachgegrübelt. Wo ist der Mensch aber aufzufinden, wie der Herausgeber des Freimüthigen richtig bemerkt, der im Wechsel seiner Stimmungen, selbst im Wechsel einer oder einiger aufruhrvollen Stunden, in seinem Innern jedesmal gebieten könnte? Höchst wünschenswerth wäre es, daß von Seiten des Staates zu Verhüthung des Selbstmordes die

---

Sorgfalt und Liebe gepflegt hatte. Es schlug und biß nach andern Husaren, die sich des Pferdes bemächtigten wollten. Einer von diesen, der einen empfindlichen Tritt von dem zur Wuth gereizten Thiere empfangen hatte, wollte eben mit seinem Säbel darauf loshauen, als der Kaiser Napoleon zufällig vorbei ritt. Von dem Hergange der Sache unterrichtet, überzeugte er sich von dem Widerstande, den das treue Thier jedem Versuche, es hinweg zu bringen, entgegensetzte, und von der seltenen Anhänglichkeit, die es für seinen todten Herrn äußerte. Napoleon befahl dem Husaren: das Pferd ruhig zu lassen und trug dem Sergeanten eines nahe befindlichen Postens auf, darüber zu wachen, daß das Pferd unangefochten bleibe und über das Ende dieses seltsamen Ereignisses genauen Rapport zu erstatten. Dieser lautete am folgenden Morgen wörtlich: „Das Pferd hat die Nacht bei seinem Herrn zugebracht. Als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir es zu wiederholten Malen um den Leichnam herumgehen und denselben von oben bis unten beriechen. Wahrscheinlich hatte es dadurch die Ueberzeugung von dem Tode seines Herrn erlangt, denn, nachdem das arme Thier plötzlich ein klägliches Gewieher, was jedoch mehr Geschrei war, nach allen Seiten ausgestoßen und dadurch seinen Schmerz ausgedrückt hatte, richtete es seinen Lauf nach der nahen Donau, stürzte sich hinein und tauchte vor unsern Augen unter.

gez. Gillér, Chef des Postens."

Quelle desselben möglichst beschränkt würde durch 1) bessere Erziehung zu Hause und in öffentlichen Schulen, Strenge dabei mit Milde verbunden, und auch besonders 2) durch Verhüthung des scheinheiligen Fanatismus, denn noch im März 1826 erzählt die Kirchenzeitung aus Berlin mehrere neue Beispiele von Wahnsinn, als Folge des dort immer mehr überhandnehmenden Pietismus und der religiösen Schwärmerei, vor welchem das Ministerium zu warnen sich bewogen fand, 3) durch Ausbildung der Vernunft und des Verstandes, 4) durch Behandlung mit der zartesten Schonung, so daß neben den moralischen einem klugen Seelsorger wohl zu Gebote stehenden Mitteln (wie oben bei dem unter IV. 1. erwähnten Kranken recht brav vollführt worden seyn mag) — die nöthigsten physischen und psychischen eines Arztes hauptsächlich beachtet werden, 5) durch möglichste Verhinderung der Spiel- und Trunksucht und 6) des Lesens solcher Romane, Trauerspiele, in welchen der Selbstmord als eine rühmliche Handlung, als Heldenthat angepriesen wird, in der schönsten Gestalt erscheint, 7) durch Beibehalten entehrender Strafen für besonnene Selbstmörder, 8) Aufsicht über tief- und wahnsinnige Menschen.

Um die oben erwähnte häufige, moralische Ursache des Selbstmordes — einen ehelichen Unfrieden, eine unglückliche Ehe — zu vermeiden, ist freilich nicht genug die größte Vorsicht, in moralischer und physischer Hinsicht, zu empfehlen. Glückliche Ehen sind aber höchst wünschenswerth, denn sie sind die wichtigste Grundfeste des Staats, der öffentlichen Ruhe und Glückseligkeit, sie gewähren die reinsten, gleichförmigsten und am wenigsten aufreibenden Freuden, die häuslichen, indeß der Hagestolz wie ein ausgestorbener Stamm einsam und verlassen dasteht und nur zu spät einsieht, daß Luther recht hat, wenn er sagt:

Es ist kein besser Ding auf Erden,
Denn Frauenliebe, wem's mag werden.

und daß schon Euripides die ewige Wahrheit eben so schön aussprach:

Τῶρ γὰρ πλούτων ὅ δ᾽ ἄριστος
γενναῖον λέχος εὑρεῖν.
(Der Schätze größter auf Erden ist:
Finden ein edles Weib.)

Wem sollte der Heldenmuth, die Aufopferung, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit unbekannt seyn, welche in der Vorzeit manche Frau ihrem Manne bewiesen, z. B. Arria in Bezug auf ihren Gemahl Pätus und tausend andere. Wie viele heldenmüthige Aufopferungen findet man nicht in der französischen Revolution und in den Kriegen, welche sie zur Folge gehabt hat, wo die Gattin für ihren Gatten sich der größten Gefahr ausgesetzt, ja sogar das Leben aufgeopfert hat!

Geordnete Neigungen und das Gefühl von Pflicht sind kräftigere Beweggründe zu einem hochherzigen Benehmen, als leidenschaftliche Liebe, so glühend diese auch sein mag, weil sie sowohl unwillkührlich, als selbstsüchtig ist und leicht vorübergeht. Sie blüht bei den Meisten nur so lange in idealischer Schönheit, als sie ihren Gegenstand noch nicht erreicht hat. Mit der Verwirklichung ihrer Wünsche steigen ihre Götter vom Himmel nieder und werden Menschen und dann sehnen sie sich oft nach dem verlorenen Paradies zurück.

Man kann allerdings den Selbstmord für einen nur momentanen Wahnsinn halten, der den Familienvater die Pflichten gegen Gott, die Seinigen und sich selbst, den geliebten Sohn ꝛc., die Achtung und Neigung gegen würdige Eltern, den Christen überhaupt, die heiligsten Gebote in einem solchen Grade vergessen läßt! — Ganz zu billigen sind die Ansichten: daß bei jungen Leuten dieses betrübende Zerfallen mit den Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit theils aus sinnlicher Uebersättigung, theils aus Mangel an Empfänglichkeit für wissenschaftliche Bestrebungen hervorgeht, die ein ganzes Menschenleben so reich und herrlich ausfüllen.

Es ist im Grunde solchen Eltern und Erziehern beizumessen, welche nach einer bequemen Ansicht, den Ernst des Lebens dem kindlichen und Jugendalter ganz entfremden und ihre

Zöglinge nur nach bald übersättigender Sinnenlust begierig machen. Diese Unglücklichen finden dann keinen festen Haltpunkt in sich; die ausgenossene Außenwelt wird ihnen zum Ekel, und die Saat zum Zwispalte des eigenen Gemüths ist gestreut und treibt die giftige Frucht. Wer wahrhaft begeistert ist für eine Wissenschaft oder Kunst, und in wem zugleich das Gefühl der Liebe zur Menschheit früh geweckt und genährt wurde, dessen Geist wird immer frei bleiben von der schrecklichen Versuchung einer falschen Stunde!

Der durch Tages Last und Hitze Niedergebeugte sucht sich in den arbeitsfreien Stunden zu erheitern und zu zerstreuen, sich den leichten Sinn zu bewahren und unter Stürmen und Widerwärtigkeiten des Lebens wo möglich lieber dem Demokrit, als Heraklit neben den Grazien und Musen, auch dem Komus zur schicklichen Zeit, zu huldigen, denn der Regel nach (kann man mit Jean Paul annehmen) ist „Niemand schläfrig zum Todesschlaf. Jedes hat noch Lust ein Stündchen aufzubleiben. Alles will gern leben.“

Freilich ist's traurig genug, daß so viele Menschen Ausnahme von jener Regel machen, zu wenig Muth und Kraft und zu viel Irreligiosität und Geringachtung der höhern Gesetze der Natur und eines höhern Richters beweisen, um das Unglück zu ertragen, im Kampfe der Welt nur Feigheit darbieten und blos Muth genug haben — gleich den Fuß jenseits des Grabes ins andere Land zu setzen.

Zu beklagen ist allerdings, wer unverschuldete Ungerechtigkeiten aller Art ertragen muß, ohne Aussicht einer Aenderung; wen Unmuth, dieser schlechte Leiter, mehr rückwärts bringt, als vorwärts, wer dann in Schwermuth versinkt, wo die Welt nur als ein eintöniges Gemälde, Grau in Grau, erscheint, wo die wenigen lichten Punkte nur dazu dienen, die dunkeln desto greller darzustellen; wenn der arme Unglückliche zuletzt mit sich selbst zerfällt, dem Beobachter endlich nur der furchtbare Anblick eines Menschen sich darbietet, der völlig in sich entzweit, eine Beute der Verzweiflung wird.

Mit dem willkührlichen groben, oder feinen Selbstmord (Autochiria, Suicidium), — der absichtlichen, durch keine Pflicht der Aufopferung gebotenen, Beschleunigung seines Todes auf einmal, oder nach und nach durch ein schädlich erkanntes, von keiner Pflicht abgenöthigtes, Verhalten, durch welche Lebensweise der sinnlich ausschweifende, leichtsinnige und leidenschaftliche — wie es der überfeine Weltton bezeichnet — geschwind lebende — Mensch seine Gesundheit zerstört und seine Lebensdauer verkürzt und moralisch strafbarer erscheint, als der wirkliche von der Last des Lebens ohne seine Schuld zu Boden Gedrückte, von der Schwermuth überwältigte, die ihm unerträgliche Bürde von sich werfende Selbstmörder — darf der unwillkührliche Selbstmord nicht verwechselt werden.

Auch einen solchen unfreiwilligen Selbstmord*) hab' ich in A. P. ohnweit Ilmenau — meinem ehemaligen Wohnorte — erlebt. S. Schlegels Material. 9. Samml. S. 148 bis 154.

Daß der Tod als Beschluß eines langen, reifen und endlich schwach gewordenen Lebens, dessen Zweck schon ganz erfüllt worden, kein Unglück, sondern eine Befreiung sey, galt bei den Alten für einen männlichen und gesunden Gedanken (S. das zu Stuttgart und Paris in Fol. 1826 erschienene Prachtwerk: Brönsted's Reise in Griechenland. Erstes Buch S. 63, 64, 65, 66.) Eine strenge Sitte der Keier (Bewohner auf Keos) fordert — den ältesten Nachrichten des Heraklides zufolge — daß sehr alte Leute beiderlei Geschlechts, die für Thätigkeit und Genuß des Lebens unfähig, nur seine Last fühlten, sich selbst durch Gift tödteten, um ihrer Nachkommenschaft Platz zu machen. — 3 — 4 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung und 3 Jahrhunderte nach Christi Geburt ward die Sitte der Keier beibehalten. Heraklit schreibt ihre Entstehung dem gesun-

*) Ein Metzger hatte sich Nachts, im Delirium des Nervenfiebers träumend, sein Schlächtermesser in die Brust gestoßen.

den Klima zu, wodurch die Individuen sehr alt und somit die Einwohner zu zahlreich wurden. Sobald die alten Leute der Keier zu fühlen anfingen, daß ihre geschwächten Körper- und Geisteskräfte ihnen nicht mehr verstatteten dem Vaterlande nützlich zu seyn, luden sie einander wie zu einem Gastmahle oder einem festlichen Opfer ein, kamen zusammen und leerten bekränzt den Schierlingsbecher. (Aeliani Var. Histor. III—XXXVII).

Diese Sitte, wie sie Heraklides, Valerius Maximus und Aelian erzählen, findet der Verf. zwar allerdings sehr unchristlich, aber keck und aus recht antiker Anschauung des Lebens entstanden. Der sinnige Menander lobt sie als eine würdige und männliche Sitte. Er läßt sich darüber so vernehmen:

„Der Keier Sitte scheint mir edel, Phanias,
Wer nicht kann glücklich leben, wirft das Leben weg.“
(Καλὸν τὸ Κείων νόμιμόν ἐστι, Φανία·
Ὁ μὴ δυνάμενος ζῆν καλῶς, οὐ ζῇ κακῶς.)

Verschieden von dem gewöhnlichen Selbstmorde — bei welchem der Mensch aus Mangel an Achtung vor seiner Vernunftwürde oder aus Verzweiflung an derselben, mit seiner Vernichtung sich zugleich entehrt, sich dieser Würde beraubt, die Pflichten gegen andere vernünftige Wesen und gegen den Gesetzgeber und Regierer alles Lebens verletzt — ist der freiwillig — um diese Würde zu behaupten, und für Ideen zu sterben — gewählte Tod (Mors voluntaria).

Er kommt vor, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte und die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit demselben seyn würde, oder im Gegentheil durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Die Pflicht, das Leben zu erhalten, hört auf, wenn der Mensch durch eine äußere Gewalt genöthigt wird, etwas seiner Würde Widersprechendes zu thun oder zu dulden. Dieser Selbstmord entspringt nicht aus sinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verschuldetem Zwie-

spalt im Innern, nicht aus Wahn, oder einem verzweifelnden Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln, das Leben höhern Zwecken zu opfern und die Würde der Menschheit durch den Tod zu behaupten.

Daher gab es wohl unter den neueren großen Weltbegebenheiten nichts Erhabeneres und Erstaunenswürdigeres, als dieß — allen die Würde des Menschen Fühlenden — große Schauspiel in Griechenland, wo eine edle, hochherzige Nation die Ketten der schändlichsten Tyrannei zerbrechen, frei werden, oder ehrenvoll sterben wollte*), wo dieses Heldenvolk, den aus grauer Vorzeit herüber hallenden Zuruf des Euripides:

„Eins ermahn' ich nur: daß willig du im Leben Sclaverei
Nie erduldest, da vergönnt ist allzeit ein freier Tod!"

vernehmend, zeither ganz im Geiste dieses ihres philosophischen Tragikers handelte. Als daher die von ihren Peinigern, den Türken, tiefgereizten, durch ihre unüberwindliche Heimathsliebe bekannten 90,000 Bewohner des blühenden Eilandes Chios, nach dem unglücklichen Aufstande gegen ihre Tyrannen im J. 1822 durch diese entwaffnet, bis auf 900 ermordet oder in Gefangenschaft geführt, mitten unter den Todten und auf noch zuckenden Sterbenden, ihre Frauen, Mädchen und Knaben geschändet und dann mit Dolchen durchbort worden waren, — dieses große Mordfest jedem gebildeten Europäer Schaamröthe in die Wangen und Thränen in die Augen, in die der Feinde der Griechen aber den Ausdruck der Verklärung und des wollüstigsten Genusses, zumal bei der Aussicht, daß nun auch die übrigen des Aufruhres schuldigen Inselbewohner ausgerottet würden, — fachte dieß bei den Griechen Verzweiflung, blutige Rache und Heldenmuth an. Nachdem man nun in Ipsara und Hydra berathschlagte, wie man ihre Henker züchtigen wolle, und man endlich die Ueberzeugung ge-

*) Und wer sollte nicht mit dem Improvisator Sgricci ausrufen:
„Ed a cui resta una tomba non è vinto!"

wonnen hatte, daß die Kanonen der Griechen vom schwachen Kaliber in offener Seeschlacht nichts gegen die großen türkischen Kriegsschiffe, deren Kanonen viel weiter trugen, ausrichten könnten, war der Entschluß gefaßt, das kühne, große Wagniß zu versuchen, in der Dunkelheit der Nacht, Brander an die bedeutendsten feindlichen Schiffe zu hängen und sie so in die Luft zu sprengen. Aber welch gefährliches Unternehmen war es, mit einem kleinen Schiffe, das ein Kanonenschuß in Brand stecken konnte, sich mitten unter die feindliche Flotte zu wagen, hier seine Beute auszusuchen und, wenn es gelungen war, sie in Brand zu stecken, sich auf einem kleinem Boote, dem einzigen Mittel der Flucht, der Rache des blutgierigsten Feindes auszusetzen! Konnte man hoffen, den Muth, die Geschicklichkeit und die Geistesgegenwart, die zur Leitung eines solchen Wagstücks nothwendig waren, in einem Menschen vereinigt zu finden?

Konstantin Kanaris aus Psara, ein rechtschaffener, bescheidener, einfacher Seemann, der nie Händel gesucht, nie ehrgeizige Zwecke verfolgt hatte, war unbekannt und unbeachtet geblieben, bis die Stunde der That und der Gefahr kam und er sich mit gottergebener Selbstaufopferung erbot, den Brander zu führen und den Kapudan Pascha in die Luft zu sprengen, mit einer Festigkeit und ruhigen Entschlossenheit, die ihm Vertrauen bei Allen erweckte. Ihm ward die Führung des einen Branders übergeben, die des andern dem Georg Pepinis aus Hydra, mit ihnen weihten sich noch 41 Matrosen dem wahrscheinlichen Tode. Ehe sie sich einschifften, ward feierlicher Gottesdienst gehalten, der Patriach Anthemos von Alexandrien segnete die beiden Schiffe ein, die sämmlichen Anführer der griechischen Flotte begleiteten in feierlichem Zuge die heldenmüthige Schaar an den Strand und unter dem Zuruf ihrer am Ufer stehenden Kameraden, Weiber und Kinder, begleitet von den Segenswünschen der unglücklichen chiotischen Flüchtlinge segeln sie am Abend des 18. Junius 1822 mit den letzten Strahlen der Sonne aus dem Hafen von Ipsara. Die Blicke der Zurückbleibenden folgen ihnen, verlassen sie erst

mit der völligen Dunkelheit der Nacht und finden sie am andern Morgen zu ihrer Bestürzung noch wieder in der Richtung der nördlichen Vorgebirge von Chios. Eine Windstille nämlich hatte sie am Weiterkommen gehindert und unter ihrer Mannschaft Schrecken verbreitet, zumal wie sie zwei türkische Fregatten ansichtig wurden, die am nördlichen Eingange des Meerarmes zwischen Chios und Kleinasien Wache hielten. Sie wollten Kanaris bereden, umzukehren und das Unternehmen aufzugeben; er aber antwortete ihnen: „wer sich fürchtet, werfe sich ins Meer und kehre nach Ipsara zurück. Ich werde bleiben. Die Windstille darf euch nicht schrecken, sie hält unsere Feinde fest, wie uns, und übrigens werden wir um 10 Uhr Wind haben.“ Dieß wirkt, sie bleiben, und Muth und Vertrauen zu ihrem Führer kehren völlig zurück, wie um 10 Uhr wirklich ein frischer Südwind sich erhebt und die beiden Brander gegen den Eingang des Kanals von Chios treibt. Aber hier wird er ihnen entgegen und sie sind gezwungen, zu laviren. Dieß machte sie nicht irre, mit ungeheurer Dreistigkeit zogen sie die türkische Flagge auf und fuhren vor den beiden Fregatten vorbei und in den Kanal hinein, indem sie bei hellem Tage im Angesichte der ganzen feindlichen Flotte hin- und herfuhren, und sich hüteten, zu schnell vorwärts und an ihr vorbei zu kommen. Die Türken glaubten nicht anders, als daß es Handelsschiffe von Smyrna oder Alexandrien wären, gewöhnten sich bald an ihren Anblick, blieben in ungestörter Sorglosigkeit und merkten selbst dann nichts, als der eine Brander einem ihrer Schiffe so nahe kam, daß ihm zugerufen werden mußte, sich entfernt zu halten. Darauf wandten sich die Brander gegen das feste Land und kamen bei einbrechender Nacht dem Feinde fast ganz aus den Augen; niemand dachte mehr an sie; selbst die beiden Fregatten, müde vom Kreuzen, warfen Anker, so wie es Nacht wurde. Kanaris hatte während des Tages Zeit und Muße gehabt, sich die Stellung der ganzen Flotte und besonders den Ankerplatz des Admiralschiffs, das eine halbe Stunde weit vom Lande an der Spitze der Linie lag, genau zu merken.

Der Mond war im letzten Viertel und erhellte die Nächte

nicht mehr. So wie die Sonne untergegangen war, kamen die Unterbefehlshaber der Flotte beim Kapudan Pascha auf dem Admiralschiffe zusammen. Er hatte gerade die Nachricht von einem Siege der Türken auf der Insel Kandia erhalten und diese Siegesbotschaft sollte gefeiert werden. Das ganze Schiff war an Masten, Tauwerk, Mastkörben, Borden und Stückpforten mit bunten Lampen erhellt, Zinken, Trommeln und Trompeten ertönten auf dem Verdecke, die köstlichen Weine von Chios und Cypern flossen reichlich, Gaukler und Tänzer machten ihre Künste und Alles überließ sich einer barbarischen Lustigkeit.

So mochten noch nicht vier Stunden der Nacht vergangen seyn — da kehrten die beiden Brander zurück. Ein mäßiger Landwind schwellt ihre Segel. Kanaris und Pepinis geben ihre Befehle mit Winken, lautlos gehorcht das Schiffsvolk, sie fahren neben einander her, führen selbst das Steuer und halten gerade auf die beiden Hauptschiffe der feindlichen Flotte, Pepinis auf die Kapitana-Bey (das Schiff des Unteradmirals mit der Kasse der Flotte), Kanaris auf das Admiralschiff von 80 Kanonen selbst. Sie kommen heran, nichts merken die sorglosen Türken, Kanaris fährt mit Blitzesschnelle mit seinem Bogspriet gerade in das Tauwerk des feindlichen Bogspriets hinein, schlägt seine Enterhaken in die Ankerbalken und Borde des Admiralschiffes, versichert sich, daß sie gehörig gefaßt haben und festhalten, dann läßt er seine Mannschaft in's Boot steigen, legt das Feuer an und springt erst in dem Augenblicke, wo es ausbricht, selbst nach. Nun fährt er um das Admiralschiff herum und unter den Fenstern der Kajüte, wo der Kapudan Pascha mit den Seinigen schwelgt, ruft er mit einer Donnerstimme: „Das Kreuz siegt!" Eisiger Schrecken ergreift die Türken, im Umsehen steht das Tauwerk und das ganze Vordertheil ihres prächtigen Schiffs in Flammen, und wo noch eben übermüthig frecher Jubel erschallte, da hörte man jetzt nur den Schrei des Entsetzens und die Flüche der Verzweiflung. Alles stürzt nach den Booten, sie werden überfüllt, schlagen um und begraben in den Wellen, wer eben den Flammen entronnen zu seyn glaubte. Der Ka-

pudan Pascha, durch einen herabfallenden Feuerbrand am Kopfe verwundet, flieht von dem Vordertheile, das er vergeblich zu löschen versucht, nach dem Hintertheile seines Schiffes und will hier den Tod erwarten, aber dem meineidigen Würger ist es nicht beschieden, den Heldentod zu sterben; die Seinigen reißen ihn mit sich fort in ein Boot und haben eben abgestoßen, da stürzt ein brennender Mastbaum um, fällt gerade auf das Boot, zerschmettert es und zerschlägt dem Kapudan Pascha das Rückgrat; Schwimmer fangen ihn auf und bringen ihn noch lebend an das Gestade von Chios.

Auch Pepinis hat unterdessen seinen Brander an die Kapitana-Bey angehängt, aber nicht so gut befestigt, wie Kanaris, sie macht sich daher los und löscht das Feuer, ehe es allgemein wird, der Brander aber stößt im umgelenkten Laufe auf ein anderes Schiff, entzündet es, die Ankertaue verbrennen und nun treiben beide hell auflodernd in den Kanal hinein.

Das Feuer auf dem Admiralschiffe verbreitet sich reißend, von Mast zu Mast, von Verdeck zu Verdeck, die geladenen Kanonen gehen von selbst los, so wie das Feuer eine nach der andern erreicht, brennende Trümmer fliegen umher und keine Barke wagt sich herbei, um die Besatzung zu retten, denn auch das Meer ist durch den stärker gewordenen Wind unruhig geworden; endlich dringen die Flammen in die Pulverkammer und das Schiff fliegt mit einem fürchterlichen Knalle in die Luft, in demselben Augenblicke, wo der Kapudan Pascha am Ufer des von ihm verheerten Chios unter Haufen von griechischen Leichen seine schwarze Seele aushaucht.

Mehr als zweitausend zweihundert Menschen waren auf dem Admiralschiffe gewesen, sie kamen fast alle um, unter ihnen sechshundert gefangene chiotische Mädchen, glücklich, der Schande zu entgehen und zu sterben, in dem Augenblicke, wo ihr Vaterland triumphirte.

Bei den weitleuchtenden Flammen der feindlichen Schiffe hatten sich die Barken von Kanaris und Pepinis glücklich gerettet und schlugen nun zusammen unter Dankgebeten

und Jubelliedern den Rückweg nach Ipsara ein. Jeder von ihnen hatte ein großes Pulverfaß an Bord und ein geladenes Gewehr dabei. Mit diesen hätten sie sich in dem Augenblicke in die Luft gesprengt, wo sie von den Feinden erreicht worden wären. Aber ihre Vorsicht war überflüssig, denn die türkischen Schiffe, aus Furcht vor den umhertreibenden Feuermassen, hatten die Ankertaue gekappt und trieben zerstreut umher, jeder dachte nur an die eigene Rettung und allmählig löste sich die ganze Flotte auf. Es dauerte mehrere Jahre, ehe die türkischen Seeleute von dem Schrecken vor den griechischen Brandern zu sich kommen konnten.

Mit ängstlicher Erwartung harrte ganz Ipsara auf die Rückkunft der Tapfern, die nun schon mehr als 24 Stunden abwesend waren. Ein Theil lag unter den Waffen, ein anderer lag in den Kirchen auf den Knieen und erflehte vom Himmel für die kühnen Landsleute Sieg und Rettung. Wohl hatte man in der Nacht, nach Chios zu, den hellen Schein bemerkt, allein man wagte noch nicht zu hoffen, da erblickt man am Morgen des 20. Junius zwei kleine Fahrzeuge, die auf die Insel zusteuern, ein günstiger Wind treibt sie schnell näher, neben der Flagge des Kreuzes weht das verabredete Siegeszeichen; sie sind es! Alles stürzt an das Ufer, die Kanonen donnern, die Glocken läuten, die ganze griechische Flotte flaggt, die Menge jubelt. Kanaris steht in seinem Boote, die Linke am Steuerruder macht er mit der Rechten Zeichen des Siegs, er landet mit den Seinen; wie sie aussteigen, werden sie von ihren Landsleuten mit besorgten Blicken gezählt; dreiundvierzig waren ausgezogen, alle dreiundvierzig kehren wieder. Wie eine Fluth bewegter Wellen strömt Alles auf sie zu, sie als Sieger, als Befreier zu begrüßen; aber Kanaris winkt schweigend, daß man ihnen Platz mache, sie legen ihre Schuhe ab, ziehen in die Kirche, danken dem Höchsten für ihren Sieg und ihre wunderbare Rettung, und empfangen aus den Händen des Bischofs von Myrine das heilige Abendmahl. Darauf entzieht sich Kanaris den Glückwünschenden und Neugierigen und eilt in seine niedere Woh-

nung zur harrenden Gattin, die ihn auf ihren Knieen empfängt und seine siegreiche Hand mit Küssen bedeckt. Am Abend dieses glorreichen Tages endlich geht er zum Hafen und erzählt den Anführern der Flotte in schlichter Schiffersprache die Art und Weise, wie ihm das kühne Wagstück gelungen war.

Während der Eroberung und Zerstörung von Ipsara durch Mehmed Chosrem Pascha, am 3. des Heumonats 1824, hatten in der Verzweiflung viele der tapfern Bewohner in ihren Wohnungen, ehe sie zum Gefecht geeilt, Frau und Kinder mit ihrer eignen Hand erwürgt, um sie der Knechtschaft der Türken zu entreißen. Mädchen und Weiber durchstachen sich selbst, oder zerschmetterten mit Flinten sich das Haupt, um der Schande zu entgehen. Die in der Bergveste St. Nicolas eingeschlossenen Ipsarioten, als sie sich überzeugten, der Menge der stürmenden Türken unterliegen zu müssen, sprengten sich und die eindringenden Türken in die Luft. Dieser glorreiche Opfertod der Ipsarioten in St. Nicolas kostete den Türken 3—4000 Mann.

Eben so weihte der Rest der tapfern Besatzung von Missolunghi am Palmsonntage 1826 freiwillig sich dem Tode, die jüngsten muthigsten Frauen derselben fielen fechtend an der Seite ihrer Männer, welche zum Schluß dieses Trauerspiels sich mit mehrern tausend Türken durch eine angezündete Pulvermine in die Luft sprengten und demnach mit dem allgemeinen Losungsworte endeten, mit welchem sie den Kampf für ihre Freiheit begannen:

Ζήτω ἡ πατρίς,
ἐλευθερία ἢ θάνατος!
(Es lebe das Vaterland,
Freiheit oder Tod!)

Zweite Abtheilung.

Die Beweggründe des Selbstmordes stehen nicht immer mit dem Gewicht der That im Einklang. Oefters gelangt der Mensch mit voller Lebenslust zu einem bedeutenden Alter, und plötzlich wandelt sich diese Liebe zum Daseyn in den gewaltsamen Entschluß um, es zu vernichten. So — erzählt Dr. Mark in seiner Denkschrift über den Selbstmord und die Betrachtungen über denselben im Allgemeinen — tödtete sich Vatel, weil die Seefische nicht angekommen waren; so stürzte sich vor mehreren Jahren ein Mann von reifem Alter in die Seine, weil er, ein beeidigter Weinküfer, sich über die Qualität einer Burgundersorte getäuscht hatte, und den Spott seiner Collegen fürchtete. So machte ein Freudenmädchen den Versuch, sich zu vergiften, weil einer ihrer ehemaligen Liebhaber ihren Gruß auf der Straße nicht erwiedert hatte. Alle diese Individuen waren in ihrem Leben stets lustig und leichtsinnig gewesen. — Man hat daher Unrecht, wenn man sowohl von dem fröhlichen Charakter eines Menschen, als von seinem glücklichen bürgerlichen Verhältnisse die Behauptung ableiten wollte, daß eben diese Charakter, eben diese Verhältnisse den Gedanken des Selbstmordes ausschlössen. — Sehr oft geschieht es, daß gerade die Freuden und Genüsse des Reichthums eine plötzliche Abstumpfung, einen plötzlichen Ekel erregen, die nur in der Vernichtung ihre Abhülfe suchen.

Im Jahre 1834 erhängte sich der 13jährige Sohn eines Schreiblehrers in London, weil er Tags zuvor

bei der Taufe seines Bruders, zur Strafe wegen eines kleinen Vergehens, seine Sonntagskleider nicht hatte anlegen dürfen.

Im Jahre 1829, nachdem auf der Pariser Börse ein gewisser Richebraque sich erschossen hatte, kam ein Kaufmann, der Zeuge dieses Selbstmordes gewesen, nach Hause, und erzählte das Ereigniß seinem Portier. „Richebraque hat Recht gethan,“ antwortete er; „und zum Beweis will ich es ihm gleich nachmachen.“ Mit diesen Worten lief er aus dem Hause und ward später todt aus dem Wasser gezogen. — Nachahmungssucht und böses Beispiel verleitete diesen, so wie einst den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in England beliebten Schriftsteller Budgell. Dieser führte, nachdem im Jahre 1719 erfolgten Tode seines Protektors, des berühmten Addisson, ein sehr wüstes Leben, wodurch er sich und seine Finanzen zu Grunde richtete, bis er endlich, seines Daseyns überdrüssig, sich 1736 in die Themse stürzte und in den Wellen ertrank. Auf seinem Schreibtische fand man nachstehende, von ihm eigenhändig niedergeschriebene Worte: „What Cato did and Addisson approvd, cannod be wrong.“ (Was Cato gethan und Addisson gebilligt hat, kann kein Verbrechen seyn.) Diese sonderbare Meinung erinnert an eine ähnliche eines Venetianers, der sich in Petersburg befand und über die dortige Kälte ganz außer sich war, schimpfte was er nur konnte und wußte auf das rauhe Klima. Mitten in seinen Schmähungen kommt ein Freund zu ihm, erzählt ihm, daß ein Fremder sich so eben in den öffentlichen Bädern eigenhändig das Leben genommen habe, und äußerte, es ließe sich doch überhaupt nichts zur Entschuldigung eines Selbstmordes sagen, und dieses Verbrechen würde auch im Himmel gewiß keine Gnade finden. „Ich bitte um Entschuldigung,“ — erwiederte der Venetianer, — „Gott kann nicht so ungerecht seyn, einen in Petersburg begangenen Selbstmord zu strafen.“

Ein Mädchen in Paris, wo man etwa ein Drittheil mehr unverheirathete als verheirathete Selbstmörder zählt, und wo die gewöhnlichste Todesart — den Recherches statisti-

ques sur la ville de Paris 1830 zu Folge — das Ertränken ist, vergiftete sich mit der größten Ruhe vor den Augen ihres Geliebten mit Schwefelsäure, weil er eine andere heirathen wollte.

Ein im April 1830 in Paris ankommender junger Mann erfuhr kaum, daß sich seine Geliebte daselbst an einen andern verheirathet habe, als er sich sogleich erschoß.

Ein Lebensüberdrüssiger hatte, um sich von dem irdischen Elende zu befreien, vierundzwanzig Gran essigsaures Morphin verschluckt. Um den Wirkungen dieses fürchterlichen Giftes entgegen zu arbeiten, gaben die Aerzte dem Patienten zufällig (denn der Bericht sagt ausdrücklich, daß das Resultat au grand étonnement de ces Messieurs zum Vorschein kam) zehn Stunden nach der Vergiftung eine Quantität ganz starken Kaffee und eine Mischung von Weinessig mit Wasser, und verrichteten einen Aderlaß am Arme, wodurch der Unglückliche dem Leben wiedergegeben wurde.

Ein französischer Rekrut ging über die Brücke zu Oleron, die der Teufelsbrücke nichts nachgeben wird, und da er gerade an Amputation *rc.* denken mochte, nahm er sich vor, durch eine rasche, kühne That allen diesen kleinen Unannehmlichkeiten des Soldatenlebens zu entgehen. „Lebt wohl, Freunde und Kameraden!" — rief er, stürzte sich in den Fluß hinab und ward nicht wieder gesehen. (Bergk's Allgem. Modenzeitung. Januar — März 1830.)

Am 11. Juni 1829 gegen Mittag stürzte sich zu Paris ein Perückenmacher von dem Dache eines Hauses herab. Ehe er dieses vollzog, gab er sich drei bis vier Dolchstiche, und hatte die Vorsicht, mehrere Male zu rufen: „habt Acht, habt Acht!" Als die Straße leer war, machte er das Zeichen des Kreuzes und stürzte sich herab; er blieb auf der Stelle todt.

In demselben Jahre stürzte sich daselbst ein armes, von einem Pariser Studenten verlassenes Mädchen aus einem Hause aus dem vierten Stockwerke auf die Straße herab. In dem Jahre 1829 ist dieß bereits das vierte Opfer der studirenden, grausamen und hartherzigen Herren. — Auch ein kaum 14jähriges Mädchen stürzte sich in Paris wegen

unglücklicher, leidenschaftlicher Liebe zu einem 17jährigen Jünglinge aus einem Fenster der fünften Etage auf die Straße herab und blieb auf der Stelle todt.

Im Frühjahre 1830 besuchte ein Taglöhner in Paris einen seiner im 5ten Stocke wohnenden Freunde, sprach freundlich mit ihm über dieses und jenes, bewunderte die schöne Aussicht am Fenster, und plötzlich stürzte er sich selbst zum Fenster hinaus. Nach zwei Stunden war er todt.

Zu Besançon sah man am Morgen des 17. Juli 1826 den 26jährigen Sohn des dasigen Präfecturraths Bruand frisch und gesund auf der Straße, und am Abend desselben Tages verbreitete sich die Nachricht von seinem plötzlichen Tode, den einige einem Blutsturze, andere einem Selbstmorde zuschrieben. Der unglückliche Charles Bruand ward allgemein bedauert und in der Stille an einen von der Stadt etwas entfernten Orte beerdigt. Nach einigen Tagen sprach man, er habe einen heftigen Streit mit seinem Vater gehabt; man fand mehre Maaßnehmungen seines Begräbnisses verdächtig, und nannte ihn als Ursache seines Todes. Es kam zu gerichtlicher Untersuchung, der Leichnam wurde ausgegraben und ungeachtet des Kalks, mit dem er bedeckt worden, war an ihm ein Dolchstich sichtbar, der durch das Herz in die Leber gedrungen war. Am 26. Juli, während man noch Zeugen abhörte, schloß sich der Präfecturrath auf seinem Zimmer ein, machte seinen letzten Willen, und erschoß sich.

Der französische Zeitungsschreiber, welcher von Algier aus die Afrikanische Zeitung schreiben sollte, mag nicht viel Hoffnung zu Siegesberichten gehabt haben. Er hat sich schon vor der Einschiffung nach Algier in Toulon (im Mai 1830) die Adern geöffnet, und sich so ums Leben gebracht.

Ein Dienstmädchen zu Crapone, Departement Haute-Loire, war von musterhafter Aufführung. Da kam das Jubiläum mit seinen Ceremonien und religiösen Uebungen und verrückte ihr den Kopf. Den Tag vor Himmelfahrt errichtete sie in dem Hofe ihrer Dienstherrschaft einen Scheiterhaufen, stellte sich darauf und zündete ihn an. Als die Hausfrau die Flamme gewahr wird, ruft sie Hülfe, aber zu spät,

das arme Mädchen ist schon halb verbrannt. Man schafft sie ins Hospital nach Lyon, und dort ist sie am 28. Mai 1827 nach fürchterlichen Leiden gestorben. Vor ihrem Hinscheiden sagte sie, sie habe einen Befehl vom Himmel bekommen, sich am Himmelfahrtstage zu verbrennen. Den Tag vor ihrem Tode stand sie auf und sang Missionslieder.

Bei dieser religiösen Schwärmerei ging, wie bei der 1646 geborenen La Mothe Guion, der Wille unter in der Liebe (in heiliger Apathie), der Verstand im Glauben, das Gedächtniß in der Hoffnung.

Wie höchst verderblich auf den Glauben und die Sitten Frau v. Krüdener durch ihre religiöse Schwärmerei und prophetischen Predigten auf die Bewohner der Gegend von Schaffhausen gewirkt hat, beweist folgendes Opfer unglücklicher, schwärmerischer Verirrung. Ein früher ganz unbescholtener und arbeitsamer Bauersmann, Andreas Spyr von Oberlingen, war im Juli 1817 durch die Predigten der prophetischen Dame verrückt geworden. Er verschenkte bedeutende Summen an sich arm stellende Bettler, und hatte aus den Prophezeiungen die fixe Idee aufgefaßt, es würden bald große Strafgerichte und bei den damaligen starken Regengüssen die Sündfluth einbrechen. Zu dem Ende rüstete er einen Kahn aus, und suchte sich auf diesen mit seinen bekehrten Freunden zu retten. Seine Familie brachte ihn mit Hülfe eines Arztes in ein Irrenhaus zu Zürich, wo er sich auch ruhig verhielt und als geheilt entlassen wurde. Aber zu Ende des Jahres 1818 verfiel er in einen neuen Irrwahn und am 1. Januar 1819 schnitt er sich den Hals ab.

In London entleibten sich im Jahre 1829 drei Deutsche, ein junger Wundarzt aus Berlin, ein junger Weinhändler von Cölln und im Monat Juli eine junge Hannoveranerin, alle drei aus Verzweiflung über Geldmangel. Der Vater der letzteren, ehemals Hofkochtmeister in Hannover, lebte in den letzten Jahren mit seiner Familie zu Bern, hatte 6 Töchter, wovon die jüngste mit einem Englischen Officier entfloh, der sie nachher heirathete; zwei von den Schwestern aber nahmen sich die Sache zu Her-

zen, daß sie sich in die Aaar stürzten und ertranken. Einige Zeit nachher starb der Vater, und da man hierauf einen Theil des Jahrgehalts, den er von seinem Hofe genoß, einzog, kamen die drei übrigen Töchter nach London, um den König um die Fortsetzung des Ganzen zu bitten, oder wie andere versichern, um gewisse Ansprüche geltend zu machen, über deren Beschaffenheit Niemand im Reinen zu seyn schien. Die Frauenzimmer sollen gut erzogen seyn, d. h. sie verstehen einige Sprachen, Musik, Zeichnen ꝛc. und haben aller Wahrscheinlichkeit nach eine Menge Romane gelesen. Wenigstens hatten sie sich fest in den Kopf gesetzt, sie seyen vornehme Personen, wollten nirgends als in den vornehmsten Gasthöfen wohnen und dort nach dem höchsten Style leben. Da sie aber keine Mittel hatten, das vornehme Leben zu bestreiten, und die erträumten Summen vom Hofe auch ausblieben, mußten sie endlich ins Gefängniß. Aus diesem rettete sie die Wohlthätigkeit eines Sheriffs; mehrere andere Herren, unter andern auch der Graf Münster, interessirten sich für sie, der König selbst schickte ihnen 50 Pfund zum Reisegeld; aber die theuern Gasthöfe waren das Sieb der Danaiden; das Geld war verzehrt, ein Wirth nach dem andern trieb sie aus dem Hause, und sie schienen endlich so berüchtigt geworden zu seyn, daß sie fast nirgends Unterkommen zu finden hoffen durften.

Alle drei dieser sonderbaren Schwestern pflegten Dolche bei sich zu führen und drohten, bald sich selbst, bald eine die andere zu erstechen. In der Mitte Juli aber ließen sie sich gegen Mitternacht mitten in den Fluß rudern, und stürzten sich alle drei zugleich ins Wasser. Der Bootsmann nach Hülfe rufend, hatte das Glück, eine zu erfassen, während die andere sich an einem Ruder festhielt, das man ihr entgegenstreckte. Auf diese Weise rettete er beide, aber die dritte ertrank, ehe man zu Hülfe kommen konnte. Die Ueberlebenden wurden anfangs in eine elende Hütte gebracht und von da in ein Armenhaus; — ein warnendes Beispiel für die, welche im Leben Romane spielen wollen, und für die Eltern und Erzieherinnen, welche alles gethan zu haben glauben, wenn sie einem Mädchen die äußere Bildung gegeben, die man leider al-

lein in der Gesellschaft zu suchen und zu schätzen scheint, und die sie zu Puppen karrikirt. Wären diese Mädchen nicht vom falschen Hochmuthe verleitet worden, so hätten sie bei den Geschicklichkeiten, die sie besaßen, leicht genug erwerben können, ohne um Gnadengehalte betteln zu müssen. Aber es ist nicht allein in Deutschland so schlecht mit der Frauenerziehung beschaffen, es ist in England eben so, ja mit wenigen Ausnahmen in dem an den höheren grenzenden Theil des Mittelstandes noch schlimmer, nur ist das Londoner Frauenzimmer von Natur weniger zum Romanhaften geneigt. — Das Todtenschaugericht kam nach längerer Berathung zum Schlusse, daß Hermandine B. sich in einem Anfalle von Geisteszerrüttung entleibt habe. Ein Herr Dickinson, welcher die Schwestern, seitdem sie zum zweiten Male im Schuldgefängnisse gewesen, oft gesehen hat, gab an, daß der hochfahrende Geist der ältesten Schwester an all ihrem Unglücke schuld gewesen sey; daß die beiden jüngeren gern Unterstützung angenommen hätten, oder in Dienst gegangen wären, wenn jene es gelitten hätte.

Als diese Frauenzimmer den letzten Schritt begingen, sollen sie so arm gewesen seyn, daß sie kaum so viel übrig hatten, um ein Boot zu miethen. Bei allem Tadelnswerthen verdient ihre treue Liebe gegen einander Lob. So wie sie sich im Tode nicht von einander trennen wollten, wollten sie es auch im Leben nicht. Denn es war eigentlich nur eine von ihnen wegen ihrer Schulden eingekerkert, und die beiden andern folgten ihr nicht nur freiwillig, sondern erzwangen es auch durch Drohung, sich zu erstechen, wenn man sie trennen wollte, so daß man sie gegen die Gefängnißordnung bei ihr im Kerker schlafen ließ. Die, welche sie gesehen und gesprochen haben, sind alle der Meinung, daß sie sich früher oder später auch entleiben werden.

Im Februar 1830 machte in London der durch häusliche Verdrießlichkeiten herbeigeführte Selbstmord des Lord Graves einen sehr ungünstigen Eindruck. Der Globe fügt hinzu: so erhaben auch der Rang des Urhebers jener Catastrophe ist, so wird er dennoch den Verfolgungen nicht entgehen, welche

in England die Rechte Hymens und die Ehre auch der geringsten Unterthanen beschützen.

Deutschland betreffend, waren im Januar 1830 die vielen Selbstmorde unter dem großherzoglichen Militär der Garnison zu Darmstadt eine höchst auffallende Erscheinung. Man war dabei um die Todesart gar nicht verlegen. Halsabschneiden, Vergiften, Erhängen, Ersäufen, Erschießen, und alle diese Mittel, dem Leben ein willkührliches Ziel zu setzen, wurden benutzt, wie gerade die Gelegenheit sie darbot. — Die Hauptquelle derselben soll mehrentheils in einer durchaus vernachlässigten religiös-moralischen Erziehung zu suchen seyn, die das Individuum in den Militärstand mitbringt, wenn schon es hier gerade der tiefsten moralischen Eindrücke bedarf, um nicht im Beisammenseyn mit hundert andern, gleich ungebildeten Menschen zu immer größern Ausschweifungen, und durch diese endlich zu Vergehungen und Verbrechen verleitet zu werden, deren Bestrafung es dann, nach geschehener Entdeckung, durch den Selbstmord zu entgehen sucht. Dieser Fall ist der häufigste, und veranlaßte noch am 29. Januar 1830 einen Soldaten, sich zu erhängen. Der Versuch aber gelang ihm nicht ganz. Er wurde noch zeitig genug herabgeschnitten und durch ärztliche Bemühung wieder zum Leben gebracht.

Im Juni 1829 wähnte ein Schneidergeselle zu Frankfurt a. M. seine Geliebte treulos, begab sich mit geladenem Pistol Abends unter ihr Fenster, und endete à la Werther. Vielleicht hat er das Gedicht von H. Heine gelesen, in welchem der Geist eines Schneidergesellen erzählt, daß er mit Nadel und Scheere seinem Leben und Leiden ein Ende gemacht habe, und wollte eine eben so treffende als schlagende Kritik liefern.

Es ist seltsam, daß die meisten Selbstmorde in Frankfurt a. M. immer kurz nach einer Zeit der Vergnügungen und des Wohllebens sich ereignen, wie es mit diesem gleich nach den Pfingstfeiertagen, der Schlaraffenzeit solcher Leute, der Fall war. Sie glauben den Wein des Lebens in vollen Zügen genossen zu haben und die Neige der Werketagsthätigkeit ekelt sie nun an. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, jemals

eine Zeit erlebt zu haben, wo in Frankfurt a. M. so viele Selbstmorde statt fanden, als im Juni und Juli 1829. Die Zahl der Individuen, welche auf diese Weise während des Juni dem Leben und dessen Freuden und Leiden willkührlich entsagten, wird ohngefähr auf vierzig angegeben (in einer einzigen Woche zählte man derer drei), was allerdings auf eine Bevölkerung von nicht viel mehr als 40,000 Seelen etwas sehr Bedeutendes ist. Forscht man nach den Motiven dieser unglücklichen Erscheinung, so kann man sie im Allgemeinen zuletzt nur in der Zerrüttung des Geistes und Gemüthes finden, worauf, nach der Meinung der Physiker, die trübe Witterung einen entschiedenen Einfluß geäußert hat.

In Schweinfurt erschoß sich im September 1829 an einem Sonnabend Vormittags ein Handlungscommis, Namens Ludwig Aulbeer, aus Schweinfurt gebürtig, ein solider, braver junger Mann von 23 Jahren. Die Veranlassung zu diesem Selbstmorde soll phantastische Liebe zu einem gleichfalls als solid bekannten 17jährigen Mädchen, das im Hause seines Principals wohnte, gewesen seyn. Dieses Mädchen wurde durch diesen Vorfall so ergriffen, daß es beinahe einige Stunden lang ganz betäubt war, und nur durch angewandte ärztliche Hülfe ins Leben gerufen wurde. Aber in der darauf folgenden Nacht nach 11 Uhr stürzte sie sich drei Stockwerk hoch aus dem Fenster, brach die beiden Beine und einen Arm, beschädigte sich überhaupt auch am Kopfe und Rückgrat, daß sie ihrem unglücklichen Geliebten folgte.

Dem Morgenblatte vom 12. Februar 1830 zu Folge ereilte im Jahre 1823 in der Schweiz die Nemesis mit strafender Hand einen durch glückliches Gelingen kühn gewordenen Frevler, den Advocaten B., welcher in G., einer Stadt im mittäglichen Deutschland gelebt, und seit Jahren das infame Geschäft getrieben hatte, unschuldige Mädchen zu verführen. Geübt in allen Künsten der Verlockung, vorzüglich in der Fertigkeit, die Empfindungen der Tugend zu heucheln, gewandt, lebhaft und nicht ohne körperliche Vorzüge, ward es ihm nicht schwer, über das leichtgläubige Zutrauen jugendlicher Unerfahrenheit durch das Verspre-

chen der Ehe den Sieg davon zu tragen. Das Schicksal der unglücklichen Opfer seiner Lüste kümmerte ihn nicht im mindesten. Einst hatte er eines würdigen Geistlichen Tochter, liebenswürdig, durch alle Zierden der Bildung veredelt, schön an Seele wie an Körper, durch die heiligsten Eidschwüre der Treue bethört. Die arme Getäuschte gab er der Schande preis. Voll Scham und Verzweiflung floh sie mit ihrem Kinde ihrer Eltern Anblick und die schmerzvollen Erinnerungen ihrer Heimath. Die idealischen und romantischen Schilderungen von der Treue und Natureinfalt der schweizerischen Hirtenländer, die sie gelesen hatte, brachten den Entschluß in ihr hervor, in dieses Heimathland der Unschuld zu flüchten und in einem abgeschiedenen Thale den verlornen Frieden der Seele wieder zu gewinnen. Aber statt der Träume einer idealischen Welt fand sie auch in der Schweiz überall nur die rauhe Wirklichkeit, ja eine noch lieblosere Begegnung, als in Deutschland, denn die inhumane Härte der Schweizer gegen unglückliche Jungfrauen ist bekannt. Verlassen, arm, ihren Säugling an der Brust, wanderte sie bettelnd und nackten Fußes von Thal zu Berg und von Berg zu Thal, bis in die einsamen Gründe des Reußthales, und von dort in die Höhe zu der düstern Einöde des Gotthard. Hier, hoch über der treulosen Menschenwelt, ward es ihr leicht, und sie wünschte da zu bleiben; aber aller menschlichen Hülfe beraubt, ohne ein liebendes und theilnehmendes Herz, das sich ihrer erbarmt hätte, fand sie nur im Tode die einzige Rettung aus dem Jammer ihres Lebens. Zuvor schrieb sie einen rührenden Brief an ihre Eltern, worin sie ihnen ihre Schicksale erzählte und sie bat, für ihre Seele zu beten, weil sie nur durch ein Verbrechen sich von der schrecklichen Bürde ihres Daseyns befreien könne. Einen andern Brief schrieb sie an ihren Verführer. Nach einer erschütternden Schilderung ihrer namenlosen Leiden warf sie die blutige That, die sie im Begriffe stehe zu vollziehen, auf seine Seele, und kündigte ihm an, daß ihr unversöhnter Geist nach ihrem Tode ihn ohne Rast und Ruhe verfolgen werde, bis der Tag der Rache ihn ereilt habe. Diese Briefe gab sie der vorbeieilenden Post,

ging dann zu dem erwähnten einsamen Felsen und schnitt dort ihren und ihres Kindes Lebensfaden ab.

Mit Hohnlachen las der Verführer den schauervollen Brief; Gewissen und Vergeltung hielt er für Fabeln, gegen deren Schrecken er längst gerüstet zu seyn glaubte. Als er ihn gelesen, warf er ihn unter seine alten Papiere. Dort lag er lange. Er sah ihn öfter, anfangs mit derselben Empfindung, mit der er ihn gelesen, dann mit wehmüthigem Ernste, endlich mit Grauen. Zugleich erschienen ihm in den Stunden des Abends die schrecklichen Bilder von der leidensvollen Wanderung der hülfslosen Unglücklichen, von ihrem verzweiflungsvollen Umherirren in den Einöden des Gotthards, und von ihrem und ihres Kindes schauervollem Tode. Leise kündigte sich die nahende Nemesis an. Endlich faßte er den Muth, den Brief nochmals zu lesen. Von da an war die freche Ruhe aus der Seele des Frevlers verschwunden. Er suchte sich durch Trinkgelage und rauschende Vergnügungen zu zerstreuen, aber mitten im Taumel der Sinnenfreuden traten jene grauenvollen Bilder wie Gespenster des Grabes vor ihn hin. Er hoffte auf Reisen für seine gequälte Seele den Balsam der Lethe zu finden; aber auch dorthin verfolgte ihn der Schatten der gemordeten Unschuld, und so oft er in seine Stube trat, holte er mechanisch den Brief, las ihn, und überließ sich den Qualen wahnsinniger Verzweiflung. Schon hatte die Nemesis seine Seele umstrickt, und eilte, ihr Werk zu vollziehen. In der fürchterlichen Unruhe seines Gemüths faßte er den Entschluß, mit einem Theile seines nicht unbeträchtlichen Vermögens nach Griechenland zu gehen und den Rest seinen Verwandten zu hinterlassen. Ohne Zweifel leitete ihn der Gedanke, der mehr als Einen dorthin geführt hat, durch den hochherzigen Kampf und Tod für die große Sache der Menschheit, die in Griechenland verfochten wurde, die Schuld eines schmachvollen Lebens zu tilgen und sich mit dem Himmel zu versöhnen. Ehe er abreiste, steckte er den verhängnißvollen Brief in die Tasche. Seine Reise führte ihn durch die Schweiz. Anstatt von Basel geradezu nach Genf zu gehen, wandelte ihn die Lust an, zuvor noch das schöne Aargau zu sehen. Dort

gab ihm sein böser Geist den Gedanken ein, die kleine Abschweifung noch bis zu dem berühmten Vierwaldstädtersee, der nicht mehr ferne sey, fortzusetzen. Er befuhr den See. Zwischen den furchtbar-herrlichen Felsenufern holte er unwillkührlich den verhängnißvollen Brief hervor und las ihn. Er fragte nach der Entfernung des Reußthals, und da er vernahm, daß es nicht mehr fern sey, befahl er unwillkührlich den Schiffern, dorthin zu fahren. So führten ihn „die ewigen Hüterinnen des Rechts" anfangs in weiten, dann in immer engern Kreisen, näher und immer näher dem furchtbaren Punkte entgegen, auf dem er sein Geschick erfüllen sollte. Von Flüter wollte er zurück, aber unwillkührlich lenkte er seine Tritte das Thal aufwärts zur Schreckensstraße. Dort „umflog ihn mit grausendem Dunkel die Unschuld," und unaufhaltsam trieben ihn die Rachegeister den finstern Schlund hinauf zu den Höhen des Gotthards. Hier ließ er sich den einsamen Felsen zeigen, wo die Unschuld ihr Leben geendet hatte. Zwei Tage lang irrte er in dumpfer Betäubung um das traurige Gestein, „von vergossenem Menschenblute duftend;" dann enthüllte er in einem Briefe an die Seinigen die Verbrechen seines Lebens, und wie eine höhere Gewalt ihn zu der schauervollen Stätte getrieben habe; wo er durch seinen Tod den unversöhnten Geist der Hingeopferten zu beruhigen bestimmt sey. Am Abend verließ er das Hospiz, und am andern Morgen fand man ihn auf demselben Felsen entseelt in seinem Blute. Aber um den grauenvollen Felsen feierten die Eumeniden die hohe That wunderbar vollzogener Vergeltung mit dem Festgesang (a. d. Eumeniden von Aeschylos):

„Ihm (dem Frevler) mit Gewalt stürmen wir nach,
Wie er auch schwinge den Fuß,
Und wir tilgen die Blutschuld."

In Linde bei Ronneburg hat sich ein 13jähriger Knabe gehenkt (im Mai 1830). Er war immer brav und ordentlich gewesen, und man weiß keinen Grund seiner unnatürlichen That, als Armuth und die lange Krankheit seiner Mutter.

Nach Angabe der Sachsenzeitung vom Januar 1830 zählte

Leipzig im Jahre 1829 15 Selbstmörder: der Handarbeiter Hellmuth hat sich am 24. April aus dem zweiten Stocke seiner Wohnung herunter gestürzt. — Erschossen haben sich: der Handlungsdiener Weise am 19. April in seiner Wohnung; der Doctor der Rechte, Rattwitz, am 27. December in seiner Wohnung. — Erhängt haben sich: Gustav Hey, eines Böttchermeisters Sohn, 14 Jahre alt, am 25. Februar in seiner Wohnung; der Mauergeselle Doß, am 18. April in seiner Wohnung; der gewesene Auflader Peters, am 20. Mai im Rosenthale; der Buchhalter Kunze, am 7. August in seiner Wohnung; der Einwohner Göschke am 20. August ohnweit der heiligen Brücke im Holze; der Schneidergeselle Keßler am 20. Oct. in seiner Wohnung. — Ersäuft haben sich: der Dienstknecht Fischer aus Lößnig am 6. Mai im Floßgraben vor dem Münzthore; der Schneidermeister Einziger am 10. Mai vor dem Rannstädter Thore, an der hohen Brücke in dem allda befindlichen Wassergraben; der Schneidermeister Kubelke am 15. Juni im Pleißenflusse vor dem Münzthore; der Handarbeiter Dusel aus Lindenau am 22. Juli im Elsterflusse vor dem Münzthore; der Schneidermeister Becher am 17. August im sogenannten faulen Graben vor dem Münzthore; die Dienstmagd Kirstin am 6. Oct. im Pleißenflusse unterhalb der Nonnenmühle.

Der obengenannte Dr. Rattwitz, zu Kamenz im Jahre 1792 geboren, und schon in seinem dritten Jahre seines Vaters beraubt, wurde von seiner Mutter zum Erlernen der Musik bestimmt, besuchte jedoch aus eigenem Antriebe seit seinem 17. Jahre das Schullehrer-Seminar zu Dresden und gelangte durch Fleiß und Fortschritte in der Musik dahin, daß er später die Stelle eines Hauslehrers in einem adlichen Hause annehmen konnte. Hier erwachte in ihm der Trieb zum Studiren. Er bezog in seinem 27. Jahre die Universität zu Leipzig, nachdem er schon vorher einige Jahre daselbst gelebt und sich durch Unterricht in der Musik erhalten hatte. Ohne alle Mittel, selbst ohne besondere Anlagen zu einem wissenschaftlichen Studium, erreichte er durch Ausdauer,

und indem er nur durch Unterricht sein Leben fristete und sogar seine arme noch lebende Schwester unterstützte, doch das Ziel seiner Wünsche, ward nach bestandenem juristischen Examen 1826 Advocat, trat als Sachwalter in Leipzig auf und erlangte im Jahre 1828 die juristische Doctorwürde. Je mehr sich aber seine Geschäfte zu erweitern anfingen, desto klarer schien es ihm zu werden, daß er doch wohl einen falschen Lebensweg eingeschlagen und seine geistigen Kräfte überschätzt habe. Er ward unzufrieden mit sich selbst, ein hartnäckiges körperliches Uebel, dessen Grund wohl hauptsächlich in früheren Entbehrungen und in einer durch seine Armuth entstandenen unregelmäßigen Diät zu suchen war, hinderte ihn oft völlig bei seinen Arbeiten und befestigte in ihm die Idee einer Art von Untüchtigkeit für sein Fach. Durch seine Promotion hatte er sich in Schulden gestürzt und, obschon er durchaus nicht gedrängt wurde, ließ ihn doch sein rechtlicher Sinn hierüber, so wie über seine künftige Existenz, nicht ruhig werden. Alles dieses hat wohl nach und nach in ihm den traurigen Entschluß zur Reife gebracht, dessen Ausführung sein Leben am 27. Dec. 1829 endete.

Hauschkin, ein 19jähriges Mädchen aus Altstädt, schon frühzeitig nach Leipzig gekommen, stürzte sich am 20. Mai 1829 in die Pleiße, um sich zu ersäufen. An diesem Tage stand ein Steckbrief in der Leipziger Zeitung, womit sie wegen eines von ihr vor einiger Zeit verübten Diebstahls verfolgt ward. Hr. Winkler daselbst schwamm dem ohne alle Lebenszeichen schon ziemlich tief im Wasser mitten im Strome schwimmenden weiblichen Körper nach und brachte ihn ohne Bewußtsein ans Ufer. Im Lazarethe brachte man sie nach vielen Bemühungen wieder ins Leben. Vier Stunden darauf konnte sie nur sehr schwach sprechen, kannte Hrn. W. nicht und konnte sich auch ihrer Rettung nicht erinnern. Im Januar 1830 büßte sie die Strafe dafür im Zuchthause.

Dr. Hübner aus Chemnitz, welcher früher als praktischer Arzt in Leipzig lebte, von da nach Freiburg in die Schweiz gieng, katholisch wurde, sich den Jesuiten anschloß, scheint sich auch da nicht gefallen zu haben und hat

sich im Frühlige 1830 erschossen. — Man darf es mit Fug und Recht mit dem lyrischen Dichter Fr. v. Matthisson, — an dessen Seite ich im Sommer 1827 im freundlichen Bad Liebenstein angenehme Stunden verlebte, — eine Blasphemie nennen, sich einzubilden, daß dem Geiste des Universums, der den Sirius erschuf und den Gürtel Orions band, etwas daran gelegen seyn könne, ob eine armselige Kirchenkerze die Altäre protestantischer oder katholischer Tempel beleuchte. Recht thun und edel seyn und gut! Wem dieses Symbolum vom Lebensfrühlinge bis zum Lebenswinter mit Flammenschrift vorschwebte, wie die Feuersäule dem erwählten Volke in der Wüste, und wer es mit unverwandtem Auge zum Richtpunkte seines täglichen Wirkens und Strebens machte, der wandelt mit festem Schritte und muthigem Hoffen den dunkeln Grenzen jenes ahnungsvollen Landes entgegen, von welchem Salis, der Dichter der Tugend und Wahrheit, sagt:

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft.

Es folgen hier nun mehrere — größtentheils medicinisch-gerichtlich berücksichtigte — Selbstmorde.

I.

Selbstmord durch Erschießen.

1.

Die Furcht, die bebend und bange
In die verhüllte Zukunft sieht,
Gleicht der elektrischen Stange,
Die den Blitz auf sich niederzieht.

Der Rathsmeister W. in S. bewieß in seinen Geschäften viel Betriebsamkeit, errichtete im J. 1743, — nachdem alle seine dreizehn Kinder gestorben waren, und seine ganz von Kräften gekommene, für das Hauswesen nicht mehr

geeignete Frau den Verstand verloren hatte, — eine Societät in Branntwein- und Fruchthandel mit zwei Juden, und nahm von einem derselben auf Wechsel Geld auf. Nach verflossener Zahlungszeit äußerte er deßhalb viel Besorgniß, rief den Juden selbst oft an, bat ihn um Geduld, erhielt auch von demselben zur Antwort: „es habe noch Zeit.“ Bis dahin bemerkte man bloß einige Tage hindurch an W. Mangel an Appetit, doch keine schwermüthige Stimmung, nur daß er oft über seine unglückliche Lage in Betreff seiner Frau klagte. Am Abend desselben Tages blieb er bis 9 Uhr im Weinkeller, ward zwar nicht allzu muntern Gemüths, das er jedoch Niemandem eröffnete. Er ließ sich einen Fisch holen, den er selbst sott, aß viel davon und versicherte, daß es ihm wieder besser schmecke, ordnete die ökonomischen Geschäfte für den nächsten Tag, an welchem gedroschen werden sollte, wobei er gegenwärtig sein wollte. Hierauf beschloß er (am 30. Octbr.) nach einem von seinem Wohnorte etliche Stunden entfernten Dorfe, wo er vieles Geld für Korn und Branntwein ausstehen hatte, zu reisen, holte daher die Schabracke und Pistolenhalfter aus seinem Stalle, trug sie in seine Schlafkammer und befahl der Köchin, das Essen bald zu bereiten, weil er, wenn den andern Morgen früh um 3 Uhr das Wetter sich aufkläre, abreisen wollte. Allein Vormittags gegen 9 Uhr saß er noch in seiner Wohnstube am Tische, betete aus einem Buche unter der Aufschrift: Gebet der Umstehenden für einen Sterbenden, befahl der Köchin das Essen beizusetzen, fragte, was sie dazu vorräthig habe und äußerte seine Zufriedenheit über die gewählten Speisen. Die Köchin ging nun an den Brunnen, kehrte nach einer halben Stunde in die Wohnstube des Herrn zurück, den sie mit seiner sorglosen Frau hatte allein lassen müssen, fand Rauch im Zimmer, ihren Herrn aber nicht. Sie fragte dessen Frau, wo er sey, erhielt von derselben die Auskunft, ihr Mann sey oben in der Höhe. Jene suchte daher ihren Herrn daselbst, rief ihn, doch ohne Antwort zu erhalten, lief wieder herunter, wollte nun eiligst in die Stubenkammer, die Thüre stieß an etwas, es war der Kopf ihres entseelt auf der Erde liegenden Herrn.

Sie erschrak heftig darüber, suchte ihn aufzuheben, es kam ihr Jemand zu Hülfe, ihn auf sein Bett zu bringen, nur konnte sie sich in der Bestürzung nicht erinnern, wer, was jedoch Tags darauf Statt fand. Das an seinem Leibe befindliche Hemde war zum Theil verbrannt. Er hatte sich mit einer Pistole, die stets in seiner Schlafkammer vorräthig war, erschossen.

Der Physikus fand ihn ohne Empfindung und Leben, eine am Arme geöffnete Ader gab kein Blut, zwei Finger breit gerade unter der linken Brustwarze entdeckte man eine inwendig etwas, aber nicht viel enger werdende Schußwunde vom Durchmesser eines Groschens, drum herum zwei Hände breit, wenigstens oberwärts, die Haut tief verbrannt, die Wunde gieng etwas schief abwärts zwischen der 4. und 5. wahren Rippe in die Brusthöhle. Der Schuß hatte unter die 4. Rippe streifend fast die Hälfte davon weggenommen, schien inwendig von derselben abgefahren zu seyn und sich wieder aufwärts gewendet zu haben. Nachdem durch einen Kreuzschnitt in der Nabelgegend die äußere Bedeckung und dann die Brustmuskeln waren beseitigt worden, fand man die Wunde so groß wie äußerlich, nach aufgehobenem Brustbeine die ganze Brusthöhle mit extravasirtem Blute über und über angefüllt. Die Obducenten überzeugten sich, daß der Schuß mit in die linke Herzkammer gedrungen war, sich in die Höhe gewendet hatte und bei dem linken Herzohr wieder herausging. In der Höhle der Herzkammer und deren Columnis lacertosis et sulcis sowohl, als hin und wieder in der Herzsubstanz wurden verschiedene Schroten, meistentheils von Mittelgattung, wie denn auch in der entgegengesetzten Seite des Schusses im Herzbeutel hängend und auswendig am Herzen gefunden.

Der in basi cordis bei dem linken Herzohre herausgekommene Schuß war durch die linke Lunge gedrungen; man fand darin viele Löcher, wie eine Erbse groß, hier und da etwas größere und kleinere, wie auch hin und wieder einige Schroten. Als die contenta thoracis herausgenommen waren, fand man in der Brusthöhle 2 Stückchen gehacktes Blei,

einer ziemlichen Zuckererbse groß, welche nachdem sie Herz und Lunge passirt hatten, liegen geblieben waren.

Außer den etwas kleinen, runzlichen, zusammengefallenen, mit vielen schwärzlichen Flecken in den äußersten Gefäßen versehenen Lungen waren die übrigen Eingeweide unverletzt, die Leber gesund und frisch, die Milz und andere Baucheingeweide von der gesundesten Beschaffenheit. Obgleich der Entseelte sonst öfters über heftige Hämorrhoidalbeschwerden, Rückenschmerzen rc. geklagt hatte, so fand man doch die Hämorrhoidalgefäße weder von Blut aufgetrieben, noch Anschwellungen und Verhärtungen der nahe liegenden Organe, sondern von ganz gesunder Beschaffenheit.

In dem vorgefundenen Netzdarmbruche konnte man weder Entzündung noch Verhärtung oder Kothballen noch etwas anderes Gefahr Drohendes wahrnehmen. Hinter dem linken Ohre und hinter dem Halse hinunter befindliche Sugillationen mögen beim Niederfallen entstanden seyn.

2.

In B. lebte im Jahre 1821 ein in seinem 31. Lebensjahre stehender, auf seine Frau eifersüchtiger, dem Branntweintrinken ergebener Schreiner in unglücklicher Ehe, und wollte sich daher todtschießen, schoß sich aber an einem Herbstmorgen, nach 5 Uhr beim Tagwerden, unglücklicher Weise nur die linke Oberkinnlade weg, doch ohne zu sterben, meißelte sich dann die Droßelader durch, bis das Blut herausspritzte, worauf er sich auf den Boden des Hauses flüchtete und daselbst, mit dem Kopfe tief, sich auf die Hobelspäne legte.

Ein herbeigeholter Wundarzt suchte den vermeintlich schon Verblichenen in die Höhe zu richten. Dieser sprang aber zum Entsetzen des Chirurgen auf und packte diesen, dem das Blut der Drosselader des Selbstmörders in die Augen spritzte, bei der Brust. Kaum hatte derselbe sich wieder ermannt, das Blut aus den Augen gewischt, als er sich gegen den Selbstmörder wehrte und ihn niederwarf. Nach zehn Minuten ohngefähr hatte er sein Leben geendet.

Es war ihm also völlig Ernst ums Sterbenwollen, sein

Trieb zum Selbstmorde, oder seine Todessucht, wie es Damerow in seinen Elementen der nächsten Zukunft der Medicin, Berlin 1830, S. 263, besser zu benennen glaubt — unbesiegbar gewesen, indeß die meisten andern Selbstmörder freilich die That bereuen, nachdem es zu spät, das Leben noch da, der Tod aber gewiß ist, und zwar aus dem Grunde: weil mit dem Thun das Moment der Befriedigung eingetreten ist. — Hier steht die große Warnungstafel.

3.

Ein sonst geistvoller Justiz-Amtmann erschoß sich, kaum 30 Jahre alt, im Sommer 1830. — Ich gehe — so lauten seine eigenen schriftlich zurückgelassenen Worte — sichtlich meinem geistigen Untergange entgegen. Ich leide an einer an Melancholie gränzenden Hypochondrie, die mir alles in einem trüben Lichte zeigt und mich für jede Freude abstumpft.

Zuweilen befällt mich eine Menschenscheu, der ich mich trotz aller Anstrengung nicht entziehen kann. Ich habe Augenblicke, in denen ich auf das äußerste zerstreut bin, um nicht zu sagen bewußtlos. Der schreckliche Gedanke, als Geisteskranker der Welt zur Last zu fallen, hat mich zu dem Entschlusse geführt, mein Leben zu enden, mit dem ich Niemand beglücken kann. Ich wage nicht ein Lebewohl an die zu richten, denen ich lieb und theuer war. Sie und der über uns waltet, mögen mir vergeben.

4.

Als dem Schultheis, Bäcker und Mühlenbesitzer Z. zu A. seine in jeder Hinsicht würdige Frau starb, war er 44 Jahre alt, hatte mit derselben 7 Kinder gezeugt, sich wenig um die innere weibliche Wirthschaft bekümmern können, kam daher als Wittwer in seinen sonst guten Vermögensumständen sehr zurück, blieb, als er seine Stelle als Schultheis niederlegte, mit mehreren hundert Thalern in Rückstand, befand sich seitdem, besonders aber seit dem Tode seiner Frau, in einer düstern Stimmung, verfiel in einen hohen Grad von Hy-

pochondrie, welche sich in seinem 50. Jahre, hauptsächlich früh Morgens, durch heftige Kopfschmerzen und gewöhnlich gleichzeitig auch Schmerz im Unterleibe, von stöhnenden, seine heftigen Schmerzen verrathenden Tönen begleitet, äußerte. Dann rief er meistens seine ältere Tochter herbei, um bei ihm zu bleiben, ihm zu helfen. Wenn ihn nun eine große Angst folterte, versicherte er ersterer, es gar nicht abhalten zu können, wobei ihm gewöhnlich die linke Brust sehr aufzuschwellen pflegte. Ohngefähr am 22. Juli 1819 wurde er besonders verdrießlich, weil Gensd'armen in seinen Ort auf Execution kamen, welchen er rückständige Steuern schaffen sollte.

Am 25. Juli 1819 blieb er ganz zu Hause, schrieb eine Zeit lang am Pulte, legte sich gegen Abend auf's Bett, nachdem er gegen 4 Uhr Nachmittags etwas Käse und Brod mit Bier genossen hatte. Den Abend brachte er in der Stube zu. Um 10 Uhr ging die gesammte Familie zu Bette, auch er legte sich nieder. Am 26. Juli früh 4 Uhr ächzte er, was die Seinigen nicht befremdete, weil er oft, wenn er Kolikschmerzen bekam, in solche Klagetöne ausbrach. Doch, indeß er dann den Seinigen befahl, ihn nicht allein zu lassen, was auch stets beobachtet ward, so wollte er es doch diesen Morgen nicht haben. Seine 26jährige, über seiner Kammer im zweiten Stocke befindliche Tochter aber, jene stöhnenden Töne früh 4 Uhr hörend, eilte zu ihm hinab, fand ihn aber nicht im Bette, sondern in der Wohnstube; er hatte Beinkleider, Strümpfe und Weste an, befahl, ihm seine Jacke bereit zu legen, um nach B. zu gehen und Getreide zu handeln. Als die Tochter diesen Auftrag vollzogen, hieß er derselben, sich wieder niederzulegen, da es noch zu früh sey, und verlangte von derselben weder Essen noch Trinken, was auch nicht in seiner Gewohnheit war. Obgleich schon der Tag angebrochen (es ging auf 5 Uhr), so erfüllte sie doch seinen Willen, wollte sich aber im Alkoven auf sein Bett legen; allein er verwieß sie auf ihr eigenes in der obern Etage. Sie ahnete nichts Arges; kaum hatte sie sich aber eine Viertelstunde von ihm entfernt, als sie einen ganz nahen Schuß hörte, mit ihrer Schwester schnell aus dem Bette sprang, herbeieilte und ihren

Vater mit zerschmettertem Kopfe todt auf der Erde in seinem Blute liegend fand, vollständig mit einer Jacke ꝛc. angekleidet, mit einer Jagdtasche umgeben, so wie ein Jäger gewöhnlich auszugehen pflegt. Dicht neben dem rechten Fuße lag ein Ladestock, mit welchem, der Lage nach, die Flinte abgedrückt zu seyn schien, welche horizontal auf seinem Unterleibe zwischen den Beinen so lag, daß das Schloß unterwärts bei den Knieen zu liegen kam. Beide auf dem Leibe liegende Hände fand man krampfhaft zusammen gezogen, die Finger, vorzüglich die der rechten Hand, eingezogen, das Gesicht ganz verzerrt, dem im Leben nicht mehr ähnlich, über dem Kopfe ohngefähr drei Pfund coagulirtes Blut ausgelaufen, unterhalb nach den Füßen zu keins; dagegen hing ein Theil des Hirns auf dem zerschmetterten Kopfe herum, etwa 6 Zoll weit von dem rechten Knie fand man ein Stückchen Hirnschale 3 Zoll lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, am rechten Ellenbogen einen Eßlöffel voll Gehirn, im nahen mittelsten Fenster auf dem Brete ein Stück Kopfhaut mit Kopfhaaren, auf dem nahe am Fenster stehenden Tische, worauf ein Pulverhorn, Werg und Pulver, so viel zu einer Ladung nöthig, befanden sich verschiedene kleine Blutflekken, so wie auch gerade darüber an der Decke mehr verspritzt, daselbst auch ein drei Zoll tiefes Loch, senkrecht von diesem auf der Stubendiele eine breitgedrückte, gewöhnliche, offenbar aus gedachtem Loche zurückgefallene Bleikugel, das Schloß an der nicht büchsenmäßig gezogenen Flinte war völlig abgedrückt und der Schuß rein ausgefahren. Dieser muß außerordentlich stark gewesen seyn, denn von dem Drucke der Luft waren zwei Fensterscheiben über der Alkoventhüre zersprungen.

Die einzige Verletzung bestand in einer Wunde auf der linken Seite des Halses, gleich über dem Zungenbeine, wo der Schuß eingedrungen. Sie lief nach oben und hatte den hintern Theil des linken Scheitelbeines durchbohrt, die untere Kinnlade, vorzüglich zur linken Seite, in mehrere Stücke zerschmettert, die Zungenmuskeln, namentlich den Styloglossus, Ceratoglossus, Basioglossus, Genioglossus, Geniohyoideus ganz, die Zunge zum Theil zerrissen, die Gaumendecke größtentheils zerstört. Der linke große Hirnlappen war nur zur

Hälfte durch den Schuß verloren gegangen, der rechte theilweise verletzt. Das kleine Gehirn hatte auf der linken Seite, doch ohne Verlust an Substanz, bedeutend gelitten, rechterseits aber nicht, das linke Scheitelbein fand man in vier Theile zersplittert, vom rechten zwei Stücke von allen anhängenden Theilen befreit, wie rein präparirt auf der Stubenbrücke; das linke Schlafbein ganz zerschmettert, das rechte nicht, das Stirnbein in drei Theile gespalten, das Siebbein mit den Nasenmuscheln ganz zerstört. Vom Os sphenoideum fand sich nur eine kleine Spur des rechten, mittlern Flügels. Das Hinterhauptbein ziemlich unbeschädigt, die Halswirbel in normalem Zustande, so wie das Herz und beide Lungen, doch beide sehr mit Fett umhüllt, die ganze Brusthöhle damit wie ausgepolstert. Das ebenfalls fette, aber gesunde Netz fand man nach oben bis über den linken Leberlappen umgeschlagen, so daß das Packet der kleinen Gedärme unbedeckt war. Es ließ sich jedoch leicht entfalten und herunterlegen; die übrigen Contenta des Unterleibes in natürlichem Zustande und wie in der Brust mit vielem Fett umgeben. Der normale, ganz leere Magen enthielt blos etwas Magensaft. Leber, Gallenblase, Milz, Nieren, Harnblase und der ganze Darmkanal verriethen nicht das mindeste Krankhafte.

Aus dem Vorgefundenen schloß man, daß die gräßliche Wirkung des Schusses in einem Nu den Tod bringen, und der Unglückliche den Schuß selbst geleitet haben mußte, wozu ihn ein hoher Grad von Hypochondrie, woran er seit einigen Jahren stark gelitten und deßhalb oft ärztliche Hülfe in Anspruch genommen hatte, verleitet haben mag. Die Umstülpung des Netzes konnte durch die öfteren Koliken, an welchen er seit mehreren Jahren litt, wie die braven Obducenten glauben, nach und nach entstanden seyn, und der Druck, den diese Wulst auf den Magen, den Grimmdarm und die Leber machte, Störungen veranlassen, die seine hypochondrische Stimmung erhöhten und mehr der Melancholie näherten. Fälle, wo das Netz ganz heraufgezogen ist, so daß es nur den Magen, und diesen bisweilen nur zum Theil oder auch gar nicht bedeckte, oder in dem Winkel der linken Rippen völlig verborgen war,

oder ganz zusammengerollt zwischen dem Magen und dem Grimmdarme lag, findet man von Morgagni, Stoll, den Miscell. nat. cur. aufgezeichnet. — Der dem hier geschilderten Falle ähnlichste ist derjenige, welchen Morgagni Epist. IV. §. 19., de Haen in seinen Anat. pract. rat. Cent. 1. obs. LXXII. pag. 156. von einem Manne erzählt, der an der Bleikolik gestorben war.

Bei Schwangerschaft findet man das Netz ebenfalls aufwärts geschoben, besonders bei Weibern, die oftmals schwanger gewesen sind, verkürzt, aufwärts geschoben und verdickt, so daß es nach Portal in der Nabelgegend eine gewisse Härte und Geschwulst bildet.

5.

— Dal mal' uso è vinta la ragione,
E pur l'arbitrio al appetito cede.
Ariosto.

(— Böser Brauch besiegt vernünft'gen Willen,
Den Lüsten weicht die wohlerkannte Pflicht.)

Der Gastwirth M. zu A. lebte mit seiner Frau, welche über 16 Jahre älter war als er, in einer kinderlosen Ehe, hatte vertrauten Umgang mit mehreren seiner Mägde, sich dadurch nicht wenig Extra-Ausgaben zugezogen, betrank sich tagtäglich sehr, — Vormittags 10 — 11 Uhr fand man ihn schon nicht mehr nüchtern, — und behandelte mehrere Jahre hindurch, nachdem diese geheimen Liebesverständnisse aufgehört hatten, seine Frau und Magd schlecht; jene aber war demungeachtet stets gut gegen ihn. In seiner Trunkenheit machte M. mehrmals närrische Späße, worüber die Gäste und auch er selbst lachten; dennoch äußerte er nicht selten Todesgedanken. Bald versicherte er: er würde nicht mehr lange leben, sein Leben höchstens bis in die vierziger Jahre bringen, bald sagte er (im Jahre 1823) zu seiner Magd, erst sollte sie fort, dann wollte er fort. Besonders seit Ostern 1826 war er nicht ganz vernünftig, hatte immer etwas im Kopfe und quälte Alle im Hause. Im Monate Juni 1826 sagte er: „nun der Monat wird doch bald herum seyn, es wird nun bald Neulicht kommen.“ Einmal klagte er über zu ho-

hen Pacht und fügte hinzu: „über's Jahr bin ich nicht mehr da,“ was man so nahm, daß er die Wirthschaft abgeben würde. Anfangs Juli sagte er einmal, als er sich eine neue Jacke hatte machen lassen: „er wollte lieber die andere anziehen, er zerrisse jene doch nicht.“ Zwei bis drei Mal äußerte er, vom Schlafe aufstehend: „nun ist es bald alle, — bis zum 6. August,“ dann wieder: „in 6 Tagen.“ Man legte aber kein Gewicht auf diese Worte, weil er immer verkehrt schwatzte. Nur am 13., 14. und 15. Juli 1826 benahm er sich ganz anders, als je, nämlich recht vernünftig und ordentlich. Am 15. putzte er Vormittags die Messer, schenkte den Gästen ein, sagte aber zu dem Einen, indem er demselben ein Schnäppschen hinreichte: „das letzte!“ — was der Gast für Scherz hielt. An dem nämlichen Tage gab er, wenn Jemand sich von ihm was geben ließ, ganz richtig wieder das über den Betrag bezahlte Geld heraus, was er sonst, der Trunkenheit wegen, nie richtig that. Zu Mittag aß er einen Suppenteller voll Kartoffelgemüse, und ging nach Tische gegen 2 Uhr ins Freie, angeblich um Feldwege zu besehen, bei zwei Männern vorbei und pfiff dabei, wanderte hierauf nach St., unterhielt sich ein wenig mit dem Besitzer eines Hauses und forderte dann von ihm Hammerschlag und ein Feuerzeug, jenen, wie er vorspiegelte, um Messer zu putzen, dieses für Jemanden außerhalb dem Dorfe. M. war nicht betrunken, allein etwas flüchtiger als gewöhnlich und unruhig. Kaum hatte M. diesen Ort 9 bis 10 Minuten verlassen, so hörte man einen starken Schuß, erblickte hinter und über dem Zaune des äußersten Dorfgartens einen großen Dampf, darüber viele fliegende Tauben, und fand dann dort gedachten M. ohne Kopf, erschossen, mehr als 4 Schritte von ihm eine Pistole, mit der Mündung nach ihm gerichtet, liegen. — Tags vorher passirte er diese Gegend, war auf dem Wege umherschauend stehen geblieben, dann aber weiter gegangen. Er lag auf dem Rücken in gerader Richtung. Von dem ganz zersprengten Kopfe fanden sich hier und da nur kleine Stücke vor, ein Stück der Hirnschale 50 Schritte von der Leiche, das Hirn auf dem nahen Acker in einem Umkreise von 30 bis 40

Schritten umhergespritzt, die Zunge neben der Leiche in einem Busche, ein Stück von der Kinnlade auf der Leiche unterhalb der linken Schulter, die Mütze des Entseelten geschlitzt und zerrissen in dem anstoßenden Garten. Nur am Hinterkopfe, zunächst an dem Halswirbel, befand sich noch ein kleines Fragment. Die linke Hand der Leiche war vom Schießpulver ganz geschwärzt, weniger die rechte, die Pistole in Ruhe, die Batterie geschlossen, die Schraube am Hahne nicht mehr daran befindlich, der Obertheil des Hahns abgesprungen, in der Mitte des Laufes ein wenig Blut. Wahrscheinlich hat M. die Pistole mit Schwamm abgebrannt, ohne mit dem Hahne zu schnappen, indem keine Spur von einem Steine am Hahne und die Batterie ganz verrostet war. Am rechten Fuße der Leiche oben am Ballen fand man den Stiefel aufgerissen, den Fuß an jener Stelle etwas beschädigt. Ohne Zweifel hatte der starke Schuß die Pistole zurückgeschlagen und mit dem Hahne oder der Batterie den Stiefel aufgerissen. Am Halse, wo der Kopf abgeschossen, fand man Hammerschlag, womit M. die Pistole mochte geladen und dadurch die Heftigkeit des Schusses erhöht haben. Allen Umständen nach zu urtheilen hatte er die Pistole in die linke Hand genommen, mit der rechten brennenden Schwamm darauf gelegt. — Daß vor Kurzem aus der Pistole war geschossen worden, erhellte daraus, daß der Lauf inwendig, wie auch die Batterie, beim Angreifen schwarz abfärbte.

Diesem Manne war ohne Zweifel die Ehe keine Hölle und kein Himmel, vielmehr das Purgatorium, das Fegefeuer, welches bekanntlich die katholischen Dogmatiker neben oder rund um den Höllenpfuhl setzten, von dem sie behaupteten, ein Funke desselben sey empfindlicher, als alle körperliche Schmerzen — eine ursprünglich der Platonischen Philosophie, und zwar der Lehre von der Seelenwanderung entlehnte Idee. — Er hatte wahrscheinlich dieselbe Erfahrung gemacht, wie jener frivole Professor, welcher klagte, in der Ehe heiße es zuerst: amo; auf diese leichte Conjugation folgten dann aber die herben Verba: poenitet, pudet, taedet, miseret, piget.

6.

Auf einem Gute lebte 1825 eine Pachterin, die ihre

Dienstleute mit großer Strenge behandelte, mit bittern Ausdrücken und anzüglichen Reden laut zu beschimpfen, und, wenn sie der Zorn ganz ergriffen hatte, ihnen denselben mit ihren weichen, alabasternen, der Arbeit entwöhnten Händen fühlbar zu machen pflegte. Dieß widerfuhr auch einem wohlhabenden jungen Manne von gutem Herkommen, der bei dieser Familie als Verwalter angestellt war. Einst an einem Morgen, als die schmetternde Stimme der Principalin ihn zu sich gerufen, gab sie ihm nach einem kurzen Wortwechsel ein paar Ohrfeigen. Kaum waren hierauf einige Augenblicke verflossen, als auf der Stube des erwähnten Verwalters ein Schuß fiel, worauf man jenen Unglücklichen verwundet, blutend in einer schrecklichen Stellung auf der Erde liegen fand. Er lebte zwar noch, riß in der grausamsten Qual der Schmerzen sich die Kleider vom Leibe und fand erst nach 3 Stunden den aus Scham und Entehrung gesuchten Tod.

Hatte wohl der Gatte dieser Frau sich statt eines friedliebenden Engels in der Ehestands-Lotterie an einem gefallenen, d. h. an einem Satan vergriffen? Oder war es ihr mit dem jungen Menschen, wie der Furie Alecto mit dem jungen Schäfer Cythäron ergangen, in welchen sich diese verliebte, und, da er sie nicht erhörte, eine Schlange von ihren Haaren löste und sie dem unglücklichen Hirten an den Hals warf, bis sie ihn erwürgte?

II.

Selbstmord durch Erstechen.

1.

Soll's Herz verbluten:
So mag's geschehen mit einem Mal,
Denn besser das Leben verströmt in Fluten,
Als es versiegt in langer Qual.

Als der Forstsubstitut E. zu S., 45 Jahre alt, seine Schwester, die Frau eines Schullehrers, in der Mitte des März 1770 in D. besuchte, fand ihn diese nicht mehr so

aufgeräumt wie sonst, sondern ganz niedergeschlagen. Er erzählte ihr, er käme aus der Residenz, hätte viel Verdrießlichkeiten mit dem einen Beamten wegen der niedern Jagd, und wäre bei seinem Chef sehr verkleinert worden. Als er Sonntags Mittag essen sollte, schlug er beim Tischgebete die Hände über dem Kopfe mit Seufzen und Wehklagen zusammen und betete inbrünstig. Als man sich darüber verwundert äußerte, erwiederte er: „Noth lehrt beten; nächst jenem Beamten lauern mir noch zwei andere meiner Feinde auf den Dienst;" so bald sie ihm das geringste Häkchen machen könnten, wäre es um ihn geschehen; er nähme sich aber in Acht und handele nie gegen seine Pflicht; in seinem Hause hätte er weder Hader noch Zank, da er seiner sehr geringen Einkünfte ungeachtet mit seiner 26 Jahre alten Frau und seinen 3 Kindern recht friedlich lebte, übrigens hätte er aber keinen Freund auf der Welt, der es redlich mit ihm meinte. Seinem bei ihm wohnenden 75jährigen Vater ginge es auch nicht besser.

Am 14. Mai 1770 kam er von dem Bauholz-Anweisen im Walde sehr verdrießlich nach Hause, versicherte, dort von seinen Vorgesetzten sehr spöttisch und verächtlich behandelt worden zu seyn. Seinen eigenen Worten hätte man nicht geglaubt. Er nahm nun weder Essen noch Trinken an. Seine schwangere Frau bemerkte an diesem Tage zum ersten Mal seine Schwermuth, die hierauf täglich zunahm. Man beschuldigte ihn, etwas Holz entwendet zu haben, worüber dieser notorisch rechtschaffene Mann sich so alterirte, daß ihm, wie er sich ausdrückte, das Blut stille stand. Am 19. Mai 1770 klagte er im Walde einem seiner Bekannten über Müdigkeit und Durst, setzte sich nieder um auszuruhen, und bat jenen, statt seiner, Holz abzuzählen. Weinend klagte er ihm die erwähnten Kränkungen und große Bangigkeit, versicherte, Ader lassen zu müssen, welches er übergangen. Wenige Tage vorher hatte er die für ihn erfreuliche Nachricht erhalten, daß seinem Vater (einem Förster) nicht sein gefürchteter Feind, sondern ein anderer sollte substituirt, er selber aber weiter befördert werden. Montags den 21. Mai früh, als man das Einweisen des Hirten im Betreff der Hut vorneh-

men wollte, ging auch E. mit in den Wald, klagte aber über große Müdigkeit und daß es ihm im Blute wäre, als wenn eine Maus von den Beinen bis in den Kopf liefe und wieder herunter, daß ihm alle Glieder wehe thäten und ihm der Mund sehr ausgefahren wäre. Schon als er einige Tage vorher spät aus dem Walde zurück kam, besuchte er einen seiner Freunde und klagte diesem: er wäre ein großer Sünder. Jener Freund bemerkte, daß das, was E. im Walde in seiner Schreibtafel eben aufgezeichnet, ganz confus geschrieben war und Alles seinen Trübsinn an den Tag legte. Während der geäußerten Klagen rollten ihm die Tropfen von den Wangen herab. Sobald ein Drittes, wenn auch nur die Magd des Hauses selbst, in die Stube trat, so sprach er sogleich von etwas Anderm und verschob das Uebrige, bis er im Freien weiter sich ihm mittheilen könnte. Jetzt rieth man ihm, nicht weiter mitzugehen, sondern sich nach Hause zu begeben. Er nahm hierauf im Walde eine falsche Richtung und nannte einem ihm Begegnenden eine sehr weit entfernte Stadt, nach der er hinreisen wollte. Man vermißte ihn. Nach einem erhaltenen Zeichen mit der Glocke suchte ihn fast die ganze Gemeinde in dem Walde, fand ihn Abends gegen 5 Uhr und brachte ihn gegen 6 Uhr in seine Wohnung. Dieß Irreseyn hatte nach einem Tages vorher vollzogenen Aderlaß mehr zu- als abgenommen. Der Pfarrer des Orts besuchte ihn jetzt auf sein Verlangen und fand ihn in voller Andacht über der Bibel und mehreren Gesangbüchern. Im dritten Kapitel der Klagelieder Jeremiä mögen ihn die Worte aus der Seele geschrieben gewesen seyn: „meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben, ich muß des Guten vergessen. Der Herr hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Wermuth getränkt ꝛc.“ Er versicherte, daß er gewiß wüßte, selig zu sterben, wünschte morgen das Abendmahl zu nehmen, ermahnte seine Frau herzlich, Gott zu fürchten und auf seinen Wegen zu wandeln, dann würde es ihr und ihren Kindern wohl gehen. Seine Herzensangst nahm offenbar zu und mit ihr das Beten. Der Geistliche führte ihn ins Freie und lud ihn zum Abendessen ein, weshalb E., als er fortging, ein Taschenmes-

ser zu sich stecken wollte. Als es aber Jener für unnöthig erklärte, legte er es ins Fenster. Er speiste mit dem Geistlichen in dessen Hausgarten, genoß zwar, was ihm vorgelegt ward, mit großer Begierde, zitterte und bebte aber dabei, legte endlich Messer und Gabel hin und sagte: „nun muß ich nach Hause gehen.“ Der Geistliche begleitete ihn und ward von E. unterwegs befragt, ob es nöthig wäre, daß er zu seinen Feinden ginge und sich persönlich mit ihnen versöhnte? Jener erwiederte, daß es hinlänglich wäre, wenn er ein versöhnliches Herz hätte, da zumal auf beiden Seiten keine persönlichen Beleidigungen vorgegangen wären, und er sich vielleicht Feinde einbildete, wo keine wären. Da diese Umstände keinen guten Ausgang hoffen ließen, ließ er dem Gemüthskranken einen Wächter bestellen, der ihn gut beobachten sollte. — Als seine ihn an diesem Abend besuchende Schwester ihn, indem er jene Bücher vor sich behalten hatte und sich im Lesen erbaute, auf die Achsel klopfte und sagte: „lieber Bruder, gieb doch ein einziges Zeichen von Dir, daß Du bei Gott bist,“ zog er den Mund auf die rechte Seite und lächelte drei Mal so, daß es sie in Schrecken setzte und sie von ihm weggehen mußte. Abends 8 Uhr sagte er: „ich habe noch einen schweren Kampf, wenn nur der erst überstanden wäre,“ kleidete sich aus, sprach ohne alle Verwirrung mit dem Wächter und ging zu Bette. Nachts 12 Uhr schlief er ein, früh 3 Uhr wachte er wieder auf, sagte zu seiner bei ihm im Bette liegenden Frau: „Deine Mutter ist auch mit Ursache daran, daß ich in diese verwirrten Gedanken gerathen bin,“ stieg dann, nur mit dem Hemde bekleidet, über sie weg, gab vor, auf den im Hofe befindlichen Abtritt zu wollen, ging daher zur Stube hinaus, riegelte die Hausthüre auf, und der Wächter sah vom Fenster aus, daß er wirklich dahin ging. Als er aber zu lange daselbst verweilte, man auch dort einen Krach hörte, eilten Wächter und Frau hinaus und fanden E. mit dem Gesichte auf dem abgebrochenen Brete liegen, über welches er sich auf dem Abtritte herübergebogen gehabt, in der Hand ein Messer, das Hemde vorne voll Blut. Man trug ihn in die Stube, er lebte noch ein wenig, zuckte mit dem Munde, doch

ohne ein Wort mehr zu sprechen. Der herbeigerufene Wundarzt fand zwei Stiche in der Herzgrube und einen Stich auf der rechten Seite, sehr viel Blut und E. bald darauf todt.

Bei der an demselben Tage Abends nach 5 Uhr vorgenommenen Obduction fand man zwei penetrirende Wunden, die erste zwischen den obersten falschen Rippen der rechten Seite eine Linie tief in die rechte Lunge gedrungen. Die zweite an der Herzgrube befindliche, große, breite Wunde ging etwas schräg über den Magen weg bis zu einer Spitze der Leber, in deren Substanz man auch eine etwas tiefere Wunde antraf, als die erste an der Lunge. Die dritte Wunde ging von der zweiten aus und nahm ihre Richtung gerade gegen das Herz. Man fand bei einer ungeheuern Menge Blut in der Brusthöhle, daß E. sich das schon oben erwähnte Taschenmesser durch das Zwergfell und den Herzbeutel bis tief in die vordere Herzkammer einen halben Zoll breit gestochen hatte.

Einzig in seiner Art ist wohl der von Hufeland im 2ten Stück des 7ten Bandes seines Journals erzählte Fall, in welchem bei einem Selbstmorde das Herz durch einen Schuß ohne Verwundung zerplatzte und verblutete. Im Winter von 1813 bis 1814 hörte man in Berlin einen Schuß; man erbrach die verschlossene Thür und fand einen Entleibten auf dem Stuhle sitzen und eine Pistole neben ihm liegend. Man fand am ganzen Körper keine Wunde, nur eine Contusion in der Mitte des Brustbeins. Im Hemde fand sich eine etwas platt gedrückte Kugel; auf der Erde eine zweite. Bei der Section zeigte sich das Brustbein unter dieser Stelle zerschmettert und das Herz geplatzt, so daß Alles im Blute schwamm. Hier war also der Schuß unstreitig die Ursache dieser fürchterlichen und tödtlichen Zerstörung; aber das Merkwürdigste dabei war, daß das Alles ohne eine Verletzung der Haut und ohne Eindringen der Kugel möglich gewesen war. — Es sind hier nur zwei Fälle denkbar: entweder es war gar keine Kugel in die Pistole geladen und die tödtliche Zerstörung erfolgte blos durch die Explosion des Pulvers; oder (welches wahrscheinlicher ist, weil sich die eine Kugel im Hemde

fand und plattgedrückt war) die Kugel war ohne Pfropf auf das Pulver im Pistolenlauf gesteckt worden, und nun hatte der Entleibte den Pistolenlauf recht fest auf die Brust gedrückt und losgeschossen. Die Luft im Laufe, der der Ausgang erschwert war, hatte als Widerstand gegen die Kugel gewirkt und also auf der einen Seite das Eindringen derselben in den Körper verhindert, auf der entgegesetzten den Stoß des Pulvers durch Gegendruck der Brust mitgetheilt und die gewaltsame Zerstörung bewirkt.

2.

Quand on voit sa patrie et ses amis perir,
Un lâche y peut survivre, un heros doit mourir.
Fréderic.

Im Mai 1827 fand ein heftiges Gefecht zwischen den Griechen und Türken in der Nähe Athens Statt, das sich mit einer Niederlage jener und dem Tode vieler tapfererŚlioten besonders, der Blüthe Griechischer Tapferkeit und Unerschrockenheit, endete. Ein Verwandter des unsterblichen Markos Botsari, des Leonidas des neuen Griechenlands, sah die Flucht der Griechen, — nicht derŚlioten! Die Kleider mit Blut bespritzt, reitend auf einem Pferde, das er dem Feinde entrissen hatte, rief er ihnen zu: „Wohin flieht ihr? unsere Brüder sind gemordet.“ Und da Niemand ihn hörte, hielt er einige Augenblicke an, Thränen entströmten seinen Augen und er rief: „Lieber will ich mit meinen braven Gefährten sterben, als mit Euch schaamlosen und feigen Memmen leben! Sprachs und eilte in das Gedränge der Feinde und verschwand. AlleŚlioten waren geblieben, nur Georg Drakos ward gefangen genommen. Nach dem Gefechte ward er vor Redschid, den feindlichen Heerführer, gebracht. Ich bin Georg Drakos,“ sprach er, „mein Säbel hat mehr als hundert Köpfe der Deinigen gespalten; warum zögerst du? nimm mir das Leben!“ Der Pascha aber erwiderte, daß er ihn nach Constantinopel senden würde, damit sich der Sultan an seinem Anblick weiden könnte. „Weißt du nicht, daß du nur über einen Sklaven, aber nicht

über einen freien Mann gebieten kannst?" Und Drakos zog einen Dolch unter seinen Kleidern hervor und stieß ihn sich in die Brust. — Eine Handlung ganz im Geiste des Euripides:

Ἓν δέ σοι μόνον προφωνῶ, μή 'πι δουλείας ποτὲ
Ζῶν ἑκὼν ἔλθῃς, παρόν σοι κατθανεῖν ἐλευθέρως.

III.

Selbstmord durch Kehlabschneiden, Unterbinden der männlichen Geschlechtstheile u. s. w.

1.

Ein böses Gewissen ist ein Ofen, der immer raucht, ein Gewitter ohne Regen. Es ist Kläger, Richter, Henker in einer Person. Die Nachtigall singt dir: „Du bist ein Dieb!" Die Lerche: „Du hast gestohlen!"

N. a. W., Sohn eines Schneiders, einst Soldat, aber wieder entlassen, weil er des Nachts nicht gut sehen konnte, nachdem er vor mehreren Jahren von einer Scheune auf den Kopf gestürzt, am 21. December 1809, 32 Jahre alt, wegen mehrerer verübten Diebereien in Untersuchung, brachte sich in der Nacht im Gefängnisse mittelst eines aus den Fenstern desselben gebrochenen Tafelglases eine beträchtliche Schnittwunde am Halse bei. Der Wundarzt fand diese 3 Zoll lange, mehr gerissene als geschnittene Querwunde durch die allgemeine Bedeckung, die tiefer gelegenen Muskeln und in den schildförmigen Knorpel des Luftröhrenkopfs, auch eine zweite jener an Form ähnliche einen guten Zoll lange in die Luftröhre führend. Beide wurden durch einige blutige, hernach trockene Hefte vereinigt. Durch eine zweckmäßige Bandage gab man dem Kopfe eine solche Richtung nach vorne, daß die zur schnellen Heilung so nöthige wechselseitige Berührung der Wundlefzen nicht unterbrochen werden konnte. Da kein Husten oder Reiz aus solchem, welcher einen tiefer in die Luftröhre hineingekommenen Glassplitter zuzuschreiben wäre, auch keine Ner-

venzufälle am 22. December sich eingefunden hatten, eine bedeutende Entzündung wegen des vorausgegangenen reichlichen Blutverlustes nicht zu befürchten war, so hoffte man: bei einem schicklichen Verbande, passenden flüssigen Nahrungsmitteln und Getränken den Kranken bald und glücklich zu heilen. Nun hatte er sich aber heimlich ein Arzneiglas in der Westentasche zerdrückt, um die Stücke, mit dem in der andern Hand gehaltenen Brode vermischt, zu verschlucken. Man entriß es ihm aber noch zu rechter Zeit. Am 23. unterband er sich dagegen mit einem doppelten Zwirnsfaden den Hodensack sammt dem Penis; es wurde entdeckt, als er in Begleitung des Wächters auf den Abtritt ging, drückte, ächzte, Schmerzen verrieth und den Harn nicht lassen konnte; die Fäden wurden durchschnitten, der Mensch gerettet. Tages darauf hatte er sich wieder ein neues Mordmittel ausgesonnen, indem er einen blechernen Löffel bei Seite geschafft, ihn abgebrochen, mit der Schärfe desselben die Pulsader hatte zerschneiden und sich zu Tode bluten wollen; doch er wurde an der Ausführung gehindert. Er gestand nun, erst eine Fensterscheibe herausgebrochen und sich, auf der rechten Seite liegend, mit der linken Hand mit einem Stück Glas in den Hals geschnitten zu haben. Da aber das Glas zerbrach, stieg er abermals zum Fenster hinauf und brach sich eine zweite Scheibe heraus. Er hatte eine halbe Stunde lang damit — wie er es nannte — gefidelt, als er bis in die Gurgel drang und es wehe that; es kam Blut, er bog den Kopf vor, gurgelte beim Husten, und hoffte sich so zu verbluten.

Als Beweggründe zu diesen mannichfaltigen Selbstmordversuchen fanden sich: Furcht vor lebenslänglicher Strafe, Zuchthaus, Kostenaufwand, Verlust seines kleinen Vermögens, seiner Ehre, die Schande, daß ihn seine Nebenmenschen Vorwürfe machen würden, daß ihn seine Schwester und übrigen sämmtlichen Anverwandten nicht besucht, verlassen, die Sehnsucht nach Hause ihn ergriffen und daher zur Verzweiflung gebracht hätte. Er versicherte, sich einmal vorgenommen zu haben, zu sterben, es wäre seines Bleibens nicht mehr in der Welt; er wünschte erschossen zu werden; doch der

humane Justiz-Beamte, vereint mit dem Geistlichen und den Geschwistern des Inquisiten, brachte ihn auf bessere Gedanken.

N. hatte offenbar diese Wuthscenen mit vollem Bewußtsein und völliger Geistesgegenwart ausgeführt, und man kann diesen Fall eben so gut zur Wuth ohne Verstandesverkehrtheit, als auf eine krankhafte Zornmüthigkeit zurückführen. Am 8. Januar 1810 ward N. von seinen Fesseln befreit und am 10. Januar in seine Heimath entlassen, zu seinem Vater zurückgebracht. Doch 15 Jahre nachher, als er 48 Jahre alt war, wurde er in A., wo er sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, im Bette mit halb durchschnittener Kehle gefunden, worauf bald nachher der Tod erfolgte.

2.

Der Weber E. zu W., gegen 58 Jahre alt, schnitt sich am 2. Mai 1808 in die Kehle und ward, sobald man ihn fand, noch lebendig in seine Wohnung gebracht, ihm Wache und ärztliche Hülfe gegeben. Obgleich es ihm weder an Nahrung noch Auskommen fehlte, hatte er sich seit 4 Jahren dem Trunk und der Liederlichkeit ergeben, nicht selten das von seinen Kunden erhaltene Garn an die Branntweinwirthe verkauft, dadurch seinen Credit verloren und somit seinen Unterhalt. Acht Tage hindurch hatte er sich ununterbrochen betrunken; (es also doch noch nicht so weit gebracht, wie Dionysius der jüngere, sicilianische Tyrann, welcher 90 Tage hindurch nicht ein einziges Mal nüchtern ward), aber nun brachte er sich jene Wunde mit dem Scheermesser bei, nachdem er zuvor sich ersäufen wollte und kein Wasser fand. Die Wunde war in der Mitte der Kehle gleich unter dem Luftröhrenkopfe 2 Zoll lang, 1½ Zoll breit, einen Zoll tief, und die Luftröhre selbst gegen ¼ Zoll durchschnitten. Als einem Knaben von 7 Jahren hatte ihm seine Amme gesagt: er sey in einem Zeichen geboren, welches ihn bestimme, sich selbst das Leben zu nehmen. Hierüber habe er sich immer trübe Vorstellungen gemacht. Jetzt sey er ganz verarmt, von den nothwendigsten Lebensmitteln entblößt und ohne alle Aussicht, sie sicher erwerben zu können.

Von seiner stocktauben Frau, mit welcher er in der zweiten Ehe lebe, könne er sich so wenig, als von seinen Kindern, 2 Söhnen aus der ersten und zwei Töchtern aus der andern Ehe, wesentliche Unterstützung versprechen, indem die ältere Tochter als Magd diene, der jüngere Sohn als Webergeselle in der Fremde sey, der ältere, auch ein Webergeselle, sich zwar wie seine jüngste Tochter, bei ihm befände, jener aber lahm, diese kränklich sey. Alles dieses wäre ihm in voriger Mitternacht eingefallen, es habe ihn schwermüthig gemacht und zu dem Vorsatze verleitet, sich das Leben zu nehmen, und zwar auf fremden Grund und Boden, um den Seinigen Unannehmlichkeiten zu ersparen. Hierauf habe er sich mit dem Scheermesser einen Schnitt in die Gurgel beigebracht; da dieser aber nicht durchgegangen, sich wieder nach Hause begeben, sich zu seinem Sohne ins Bette gelegt und ihm die verübte That entdeckt. Gegen Morgen lief er wieder zu einem im Walde gelegenen, kleinen Teiche, schlug sich mit einem faustgroßen Steine vor den Kopf, wovon rechts und links an der Stirne Contusionen, und sprang dann, um sich zu ersäufen, in den Teich; allein das Wasser war nicht tief genug, er gieng daher wieder heraus, lief über Blöcke und durch Büsche, in der Erwartung irgend wo liegen bleiben zu müssen. Aber ihm begegneten Zimmerleute, geleiteten ihn nach Hause und zeigten den Vorgang an. Der Unglückliche versicherte nicht lange nachher, er befinde sich wieder leidlicher, glaube aber nicht das Leben davon zu bringen, sondern verschmachten zu müssen.

Man ließ ihm nun zur Ader, verband die mit Blut unterlaufenen, geschwollenen, zum Theil hautlosen, entzündeten Stellen der Stirn und des rechten Augenliedes zweckmäßig, und hielt das Ganze für periodische Manie. Am 5. Mai fand man den Seelen- und Gesundheitszustand des Kranken sehr gebessert; am 6. schlief Patient ruhig, hatte guten Appetit, weder Fieber noch Durst oder Schmerzen in der Wunde. Am 4. Juni litt er zwar noch sehr an geschwollenen Füßen, war übrigens ganz geheilt. — Man stellte ihm hierauf die Strafbarkeit seines Vorhabens, „sich selbst das Leben zu nehmen,“ liebreich, doch nachdrücklich vor, ermahnte ihn zur Got-

tesfurcht, Nüchternheit und Arbeitsamkeit; seinen ältesten Sohn aber, der sich sorgenlos und unkindlich bewiesen, zur bessern Aufsicht und Beobachtung seiner kindlichen Pflichten.

3.

Am 31. Januar 1812 früh 6½ Uhr ward der Webergeselle B. aus B., nachdem man ihn vor einigen Tagen aus seinem Strafarreste wegen eines begangenen Garndiebstahls entlassen, in der Wohnung seines vorigen Meisters, im Hause in seinem Blute liegend gefunden. Er hatte sich mit dem Barbiermesser die Kehle abgeschnitten: nur ganz schwaches Schluchzen verrieth noch Spuren des Lebens. Man erfuhr nun, daß er, nachdem er seiner Haft war entlassen worden, bei seinem Meister übernachtet, auf der Fensterbank ganz still, doch ohne zu schlafen, gesessen, und weiter nichts gesagt, als daß er mit anbrechendem Morgen nach Hause, nach B., gehen und Geld zur Bezahlung seiner Untersuchungskosten holen wolle. Auf der Stelle, wo man ihn verblutet fand, erblickte man eine Menge Blut, welches auf 7 Schritte weit gelaufen war, und sich dann in die Breter verlor. Die große Wunde betrug in die Queere 4 Zoll und in die Tiefe 2½ Zoll. Der obere Theil der Luftröhre war ganz durchschnitten, desgleichen auch die großen Blutgefäße auf der linken Seite des Halses; auf der linken Seite des Kopfes waren die Haare mit vielem geronnenen Blute bedeckt, so wie seine Hände und Jacke.

IV.

Selbstmord durch Herabstürzen von einer bedeutenden Höhe.

Daß man einst bei den Griechen die Uebertreterinnen des Gesetzes, „den olympischen Spielen sollen außer den Priesterinnen der Ceres nur Männer beiwohnen dürfen,“ von einem Felsen herabstürzte, bei den Römern gewisse Verbrecher,

z. B. den über die Blutschande mit seiner Tochter angeklagten, reichen Sextus Marius (eigentlich weil der grausame Tiberius sich der Goldgruben desselben bemächtigen wollte) zur Strafe, namentlich von dem tarpejischen Felsen; auch in Afrika, bisher noch in Constantine (ohnweit Algier) von einem der höchsten Punkte der Stadt*), ist eben so bekannt, als daß Menschen aus Verzweiflung freiwillig sich selbst durch einen Sturz in die Tiefe, z. B. die Sappho, als sie Phaons Herz nicht rühren konnte, vom Leukadischen Felsen — den Tod gegeben. Zu letztern gehört in den neuern Zeiten unter Mehreren:

1.

Nicolo Palumba, ein junger Mann, einer der entschlossensten Patrioten, den man in der neapolitanischen Revolution vom Jahre 1799 mit vielen Andern — (z. B. Caraffa und denselben berühmten Componisten Domenico Cimarosa, welcher durch die schöne — für Palumba aber so ominöse — Arie „Pria che spunti in ciel' aurora," [Ehe das Morgenroth sich hebt, gehen wir schweigend nieder] ganz Europa entzückte,) — als Verschworenen gefangen nahm. Der Richter Speciale, Präsident der Königlichen Junta, ein beute- und rachsüchtiger, sophistischer, starrsinniger Kopf, gab sich nach der Rückkehr des Königs in Verurtheilung der Patrioten zum Schergen der Rache her. Als nun Speciale in der Vicaria, einem großen Palaste in der Mitte der Stadt Neapel — dem seynsollenden Tempel der Gerechtigkeit — zu Nicolo Palumba sagte: „nennt mir die Mitschuldigen, die ihr noch in der Stadt habt, oder ihr wandert zum Tode," antwortete Palumba: „da gehe ich hin, aber nicht auf deinen Befehl!" Ein Fenster hinter ihm stand wegen der großen Hitze offen; er lief hin, stieg auf das marmorne Gesims, stürzte sich von der ungeheuern Höhe herab, und die am Fuße der Mauer stehende Schildwache sah seinen Schatten vorüberschweben. — Wie ein Tiger, dem man seine Beute raubt, brüllte Speciale, und blieb dann wie betäubt sitzen.

---

*) S. Perrot's Beschreibung der Stadt und des Königreichs Algier. S. 14. Ilmenau, 1830.

2.

Alexander Berthier, Marschall, Viceconnetable von Frankreich, welcher, nachdem er Napoleon verlassen hatte, den König Ludwig XVIII. in die Niederlande begleitete, diesen mit Urlaub zu Ostende verließ, um sich zu seiner Familie nach Bamberg zu begeben, wo er am 30. Mai 1813 ankam, versank in tiefe Schwermuth. — Am 1. Juni Nachmittags, in dem Augenblick, als eine starke Colonne russischer an die französischen Grenzen marschirender Truppen mit ihrer Feldmusik in Bamberg einzog, endete er, nachdem er sich in das Zimmer seiner Kinder begeben und den Bedienten fortgeschickt hatte, durch einen Sturz aus einem Fenster im dritten Stocke des Schlosses, gewalsam sein Leben. Er blieb auf der Stelle todt, sein Kopf war zerschmettert.

3.

Nachdem man in dem größten Theile des Monats Juli 1807 auch zu Ilmenau eine enorme — in Jena, 6 Meilen davon, am 13. Juli Nachmittags 3 Uhr im Schatten bis zu 30° R. gestiegene — Hitze ertragen, an demselben Tage Abends 6 Uhr in der Stadt Saalfeld, 4 Meilen von Ilmenau, der Blitz 8 Mal eingeschlagen hatte, blieb der Wärmegrad in letzterwähntem Orte, wo jenes Gewitter am 13. wohlthätig vorübergezogen war, bis zum 29. Juli zwischen 25 bis 27° R. An diesem 29. Juli bestieg Johann Nicolaus Günther Wölfer, aus Breitenbach — (Sohn des dortigen Zimmermanns Wölfer, Schreiber des Amts-Commissärs P. zu Ilmenau, ein wohlgewachsener, sittlich guter und urbaner Jüngling von 20 Jahren, von empfehlendem Aeußern) — Abends 5 Uhr den 172 Fuß hohen Kirchthurm daselbst, gab vor, er wolle sich ein wenig umsehen, hinzufügend, besonders ganz oben im Thurme müsse es recht schön seyn; stieg nun hinauf in den Gipfel desselben in die Durchsicht, die sogenannte hohe Laterne. Indem er hier jetzt, mit dem Gesichte nach dem Markte zu gerichtet, einige Augenblicke verweilte und eine die Marktgasse herabgehende Dame ihn auf jenem gefährlichen, hohen Stand-

punkte aufrecht und frei stehend wahrnahm, über seine Verwegenheit staunte, bebend sich um sein Herabstürzenkönnen ängstigte, sah sie zu ihrem Entsetzen ihn aus der schwindelnden Höhe sich herab auf das Kirchdach stürzen und von da auf das Steinpflaster vor der Kirchthüre dicht hinter einem eben vorübergehenden Manne, der kurz vorher einen dumpfen Schlag und darauf folgendes rollendes Geräusch über sich auf dem Kirchdache gehört hatte, niederfallen. Schnell davon benachrichtigt, eilte ich sogleich herbei, fand ihn dort ausgestreckt liegen, weder Arme noch Beine zerbrochen, den Körper noch warm, hauptsächlich in der Gegend des Herzens, aber entseelt, die Calotte zerrissen, zerquetscht und den ganzen Schädel zerschmettert, nach dem Entkleiden in den Umgebungen der Geschlechtstheile frisch ergossenes Sperma. — Die Leichenöffnung ward nicht gestattet.

Folgendes Schreiben fand man unter seinem Nachlasse:

„Sklavenketten sind der Erde Leiden,
Oefters, ach! zerbricht sie nur der Tod,
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Westhauch zu entblättern droht.“

„Ich Wahnsinniger glaubte immer einigen Schimmer von künftiger Verbesserung meines Schicksals zu erblicken, glaubte durch Winseln und Flehen den ewigen Lauf der Natur hemmen zu können, glaubte den Urheber derselben durch allnächtliches, anhaltendes Bitten zur Wiederherstellung meiner, durch eigene Schuld, durch leidenschaftliche Lesebegierde ꝛc. schon in der Kindheit verderbten und jetzt beinahe ganz erloschenen Sehkraft zu bewegen, glaubte, nur der Allmächtige könne mir helfen, und dachte nicht daran, daß Gott und seine Natur unveränderlich, mithin meine Augen bei meinen Geschäften immer schwächer werden, aber nie ihre vorige Kraft wieder erlangen würden. Kein eigenes Vermögen besitzend, keins zu erwarten, in meinem 20. Jahre beinahe zu jedem Geschäfte untauglich, bei steten Vorwürfen gegen mich selbst, wegen meines unbegreiflichen Leichtsinnes, da ich, aller Warnungen ungeachtet, meine Augen nicht schonte, mußte ich meine Lieblingsbeschäftigung mit der Tonkunst, mit der Mathematik und Geometrie,

von welchen allen ich schon viele Kenntnisse hatte, wegen meiner Kurzsichtigkeit bei Seite setzen; mußte froh seyn, daß mich der Herr Amts-Commissär noch in seinen Dienst nahm, an dem ich zwar einen wohlthätigen und edlen Mann, aber auch bei ihm viele und größtentheils langweilige, mechanische Arbeiten fand. — Doch muß ich jetzt noch am Grabe bekennen, daß er mich immer gütig behandelt und mir viele Fehler nachgesehen hat, an welchen meine Kurzsichtigkeit Schuld war. — Während dieser Zeit habe ich den Rest meiner Sehkraft vollends zugesetzt.

Wem wird es noch auffallend seyn, wenn ich unter diesen kläglichen Umständen mich entschließen mußte, ein Selbstmörder zu werden, da ich nicht hoffen konnte, daß bei meiner Festigkeit des Körpers ein natürlicher Tod mich von meinem elenden Schicksale bald befreien würde.

Der unglückliche, aber während seiner kurzen Lebensperiode immer auf rechtschaffenem Wege gewandelt habende Jüngling fürchtet nicht, an Gott einen strengen Richter zu finden und bittet seine gewesenen Mitmenschen, ihn nicht lieblos zu beurtheilen, vielmehr ihn zu bedauern und bald zu vergessen."

Wölfer.

In welcher gräßlichen Stimmung sich dieser Unglückliche im Augenblicke seines freiwilligen Todes-Sprunges befand, läßt sich leicht erachten. In einer ungleich schaudervolleren aber mögen sich nur die Calvinisten befunden haben, welche — nachdem die Stadt Orange unweit Avignon war mit Sturm genommen worden — von ihren Feinden, den Katholiken, aus den Fenstern gestürzt und mit Piken und Schwertern aufgefangen wurden, sondern auch die Katholiken, welche zum Vergeltungsrecht nach der Erstürmung des festen Schlosses zu Montbrison auf einen hohen Thurm geführt und von Des Adrets, ihrem Ueberwinder, gezwungen wurden, einzeln in seiner Gegenwart hinabzuspringen. — Einer dieser Unglücklichen verlangte Platz, um einen gehörigen Anlauf nehmen zu können, prallte aber zurück, sobald er an den Rand der Zinne kam. Da er dieses einige Male that, so rief ihm Des Adrets zu, er solle ihn nicht auf-

halten. „Herr!" antwortete Jener, „was Sie so geschwind verlangen, dazu gebe ich Ihnen zehn Anläufe!" Diese Laune im Angesichte des Todes rührte den Baron und er schenkte dem fröhlichen Dulder das Leben*).

Der damals herrschende Fanatismus der französisch-katholischen Kirche veranlaßte auch durch folgende Greuelthat einen Selbstmord. Die in der Geschichte berüchtigte Königin Catharina von Medicis hatte zur Hofdame für ihre Tochter Margaretha ein junges, schönes, der hugenottischen Parthei angehöriges Fräulein Aimée d'Aleban auserwählt, und der Cardinal von Guise wußte sie zu bereden, daß sie ihm den Bekehrungsversuch der jungen Hugenottin auf jede beliebige Art überließ. Bei einem der Hoffeste, welche Catharina mit verschwenderischer Pracht zu geben pflegte, näherte sich in dem Garten des Louvre dem Fräulein ein junger, schöner Ritter, welcher ihr durch die vorläufige Ankündigung, daß er ihres Glaubens sey, Vertrauen einzuflößen suchte und sowohl durch seine körperlichen als geistigen Vorzüge einen tiefen Eindruck auf sie machte. Ihre Liebe wuchs zu einer glühenden Leidenschaft, die das Versprechen, dem Ritter ihre Hand am Altare zu reichen, herbeiführte. Durch einen Jugendfreund wurde sie vor dem Ritter gewarnt und benachrichtigt, daß er ein eifriger Bekenner des katholischen Glaubens sey, aber ihre Liebe war so groß, daß sie ihm den Betrug vergab und durch seine verführerischen Worte sich bereden ließ, ihm auch als Katholiken ihre Hand zu geben; ja, als er ihr endlich die Entdekkung machte, daß er durch die feierlichsten Gelübde verpflichtet sey, nur einer Genossin seines Glaubens die Hand am Altare zu reichen, wirkte der Zauber der Liebe so allmächtig auf sie, daß sie sich auch zur Verleugnung ihres Glaubens entschloß, in der ihr vorgespiegelten Hoffnung, daß sie an demselben Tage mit dem Ritter verbunden werden sollte**). Nach vollendeter Ceremonie sagte ihr aber der Cardinal Guise ganz tro-

---

*) S. Hermann's Geschichte der Religions- und Bürgerkriege Frankreichs. Leipzig, 1828.

**) S. „Die Hugenottin" von von der Hall. Berlin, 1828.

cken: sie solle froh seyn, ihre Seligkeit gerettet zu haben, aus der Heirath könne nichts werden, denn ihr Geliebter sey nicht Ritter, sondern Jesuit. Das betrogene Fräulein fiel bei dieser Entdeckung in Wahnsinn, wurde nach dem väterlichen Schloß zurückgebracht und starb nach der Geburt eines Knaben. Der Ritter, der bei seiner ihm aufgedrungenen Rolle wirklich in das schöne Fräulein verliebt geworden war, endete sein Leben durch einen Pistolenschuß.

Ein Schandfleck jener Zeit ist die Verordnung vom 10. December 1686 gegen die Hugenotten. Sie verbot allen, auch den geschicktesten Aerzten, Wundärzten und Apothekern, die nicht katholisch waren, die Ausübung ihrer Kunst, aus dem einleuchtenden Grunde: „daß es besser sey, unter der Hand eines Orthodoxen zu sterben, als durch den Beistand eines Ketzers sein Leben zu retten."

Auch in Deutschland ward dem Fanatismus im Jahre 1591 ein Opfer gebracht. Der Pastor Dr. Gundermann zu Leipzig wurde wegen des Calvinismus seines Amtes entsetzt, im Schlafpelze und einer abgeschabten Barthelmütze verhaftet und bei hellem Tage zu Fuße auf die Pleißenburg ins Gefängniß geführt. Die Pastorin, welche mit ihren fünf Kindern ihres Elends kein Ende sah, fiel in Schwermuth, betrog die ihr zugegebene Wächterin, ging in die Küche und erhing sich.

4.

Philippo Cajetani kehrte auf einer Reise, die er in Handelsgeschäften aus Italien nach Deutschland machte, nicht wieder. Vor 40 Jahren nämlich — wie man nach enthülltem Geheimnisse erfuhr — kam er, der sich verirrt hatte, Abends an eine einsame Hütte, in welcher Kuoni, dem sein Weib gestorben war, allein mit seinen Kindern wohnte. Vertrauensvoll legte P. C. das Gold in Kuoni's Hände, das er mit sich führte, um eine ferne Messe zu besuchen; denn die Redlichkeit der Schweizerhirten war allbekannt, — die Versuchung aber stark; K. unterlag ihr. Der Fremdling wird im Schlafe ermordet und sein Leichnam in die Felsschlünde des Gadmen geworfen. Als K. ihn hinabstürzen will, öffnet

der Sterbende zum letzten Male die Augen und blickt den Mörder starr an; sein rechter Arm erhebt sich krampfhaft und seine gekrümmten Finger scheinen ihm zu winken. Entsetzt läßt er den Leichnam in die Tiefe fallen und flieht; aber das furchtbare Bild weicht nicht aus seiner schuldbewußten Seele. In der Stille der Nacht steht das blutige Gespenst vor seinem Lager, die Wunden klaffen, das Blut fließt, die Augen starren; der Mörder, in Angstschweiß gebadet, fährt jach vom unruhigen Schlummer auf — eben winkt der Geist und verschwindet. Von nun an floh die Ruhe den Mörder; er ist festgebannt an die Stätte seines Verbrechens.

Cajetani hinterließ einen Sohn, Guilielmo, seinen einzigen Erben. Dieser wuchs in den romantischen Thälern, welche die Adda und der Ticino bespülen, wild auf, ohne je die mindeste Nachricht von seines Vaters Leben oder Tode erlangt zu haben. Weit und breit umherstreifend, war er auch in das Mühlithal in Kuoni's Wohnung gekommen, der Gastfreundschaft an ihm übte, er sah dessen Tochter Käthi, ein reizendes Geschöpf in der Blüthe ihrer Jahre, ihre Unschuld widerstand Guilielmo's Schlingen nicht, die er ihr legte. Leichtsinnig verließ er die Betrogene, sie erfuhr nie wieder etwas von ihm, da sie ihn unter dem falschen Namen Matheo Giovanni kannte. In dieser unglücklichen Lage, und der noch unglücklichern ihres Vaters, Cajetani's Mörder, den sie oft dasitzen sah, wie er den finstern Blick an den Boden heftete und in herzzerreißenden Tönen vor sich hin sagte: „die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied!" — ergriff sie eine unglückliche Angst und eine dunkle Ahnung der Zukunft; sie eilte mit der Schnelle des gejagten Rehes das Thal hinab, suchte sich den Tod selbst zu geben und stürzte sich aus Verzweiflung von einer Felsenspitze in die tobende Fluth des Gadmen hinab. Ihr noch nicht gebornes Kind lag auch bei ihr. Verzweiflungsvoll wälzte sich der Vater an den Ufern des Waldstroms und rief mit lauter, gräßlicher Stimme den Namen seiner einzigen Tochter und seines in denselben Strom bei Nacht gestürzten Sohnes. Seitdem saß Kuoni oft einsam auf den Felsenklippen des Gad-

men und schaute hinab in die brausende Tiefe. Dann schien ein böser Geist über ihn zu kommen. Er rief laut hinab in die Klüfte, als ob er mit Jemand spräche; jetzt ballte er die Hände drohend hinunter, dann erhob er sie wieder flehend zum Himmel; jetzt bog er sich mit halbem Leibe über die Klippen hinab, als wollte er sich in die rauschenden Fluthen stürzen, dann fuhr er entsetzt zurück, warf schreckenvolle Blicke hinter sich und floh von den Ufern des Gadmen, die er eine Zeit lang nicht wieder betrat, bis er wie durch geheime Zaubergewalt dahin zurückgeführt wurde, wo er glaubte, er habe oft aus der Tiefe eine Stimme rufen hören: „herab, herab, Kuoni von der Hintermatt, herab in Dein nasses Grab!“ wo ihm auch dünkte, als stiegen ein Paar Riesenarme aus den Wellen empor, deren lange Finger sich nach ihm ausstreckten, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Schaudernd wendete er sich auf die andere Seite, da erhebt in seinem Wahne sich ein blutiges Haupt aus den Gewässern und starrt ihn mit sterbenden Augen an. „Laß mich! laß mich!“ rief er vernichtet aus, „ich will Dir das Liebste geben, was ich habe!“ Da ruft es von unten mit frohlockendem Hohne: „Dein Liebstes sollst Du mir geben, das Du hast. Dann kommst Du selbst, Kuoni von der Hintermatt, Dein nasses Grab ist bereit!“

So vergingen mehrere Jahre. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen stier und seelenlos, sein Haar wurde bleich und sein Rücken krümmte sich, nicht unter der Last der Jahre, sondern des Kummers. — Endlich nahm er seinen Stab und ging ins Gebirge, stieg den Grimsel hinauf zu einem frommen, in einer abgelegenen Kluft wohnenden Einsiedler, kehrte am Abend spät zurück, umarmte seinen noch einzigen, ihm von seinen Kindern übrig gebliebenen Sohn und schloß sich in sein Schlafzimmer ein. In der Frühe sahen ihn hierauf Hirten, ehe noch die Sonne das Mühlithal beschien, dem Strome zueilen, schnell und entschlossen eine Klippe besteigen und unter dem Rufe: „ich komme, ich komme, ehe Du mein Letztes nimmst!“ sich hinabstürzen. Die Wellen des Gadmen trugen seinen zerschmetterten Leichnam an das Ufer.

V.

Selbstmord durch Entmannung.

A aquel hombre le tomaba a tiempos la locura.

Don Quixote.

(Es ist ein Unglücklicher, welcher von Zeit zu Zeit Anfälle seiner Tollheit hat.)

Der im Jahre 1825 66 Jahre alte Bergmann G., welcher zu J. seit 38 Jahren mit seiner damals 68jährigen Frau verheirathet 3 Töchter zeugte, 30 Jahre auf dem Eisenwerke zu G. fleißig arbeitete, aber ein jähzorniger, grimmiger Mensch war, z. B. nach seiner Tochter einmal einen eisernen Topf mit solcher Wuth warf, daß dieser von einander sprang, hatte das Unglück, im Jahre 1818, als im 59sten Lebensjahre, auf dem rechten Auge zu erblinden, bekam seit jener Zeit aus der dortigen Hüttencasse jährlich 10 Thaler Unterstützung und wußte sich dabei durch Handarbeit etwas zu verdienen. Im Juli 1825 ward er auch auf dem linken Auge in Folge eines darein gesprungenen Holzsplitters, also vollkommen, blind, und fühlte sich nun, besonders seit der Mitte des Octobers 1825, vollends ganz unglücklich, da er seit der Zeit gar nichts mehr arbeiten konnte, den Seinigen, wie er wenigstens glaubte, zur Last lebte und für ihn nichts Besseres sey, als der Tod. Diese Ansichten erregten bei fortwährendem Grübeln über seinen traurigen Zustand in ihm den Wunsch: „wenn er sich nur einen Tod thun könnte.“ Obgleich man ihn zu trösten suchte, so verschlimmerte sich dieser Zustand immer mehr. Er sprach davon, daß er Versuche gemacht habe, sich zu erhängen, zu ersäufen und die Kehle abzuschneiden, es aber gewesen sey, als ob es der liebe Gott nicht haben wollte, denn er habe es nicht ausführen können und es sey der Trieb allemal weg gewesen. Man hatte zwar davon nichts bemerkt; nach seiner eigenen Aeußerung aber hatte derselbe am Kirmsenheiligenabend das Scheermesser in einer Kammer unter der Treppe versteckt gehabt, um sich die Kehle damit abzuschneiden. Auch mit anderen Messern mag er es versucht, aber sie zu stumpf gefunden haben.

Am 21. October 1825 fand er Nachts um 1 Uhr Gelegenheit zu entkommen. Man traf ihn nur mit Hosen und Mütze bekleidet; er versicherte, erfrieren zu wollen, da der Versuch mit dem Messer mißlungen sey. Am 30. October, einem Sonntage, Abends um 11 Uhr wollte er mit Gewalt wieder hinaus, und als man ihn daran hinderte, ward er ganz wüthend, raufte sich die Haare aus, wollte sich die Kehle abschneiden und schrie dabei fürchterlich. Nach und nach ließ er sich wieder beruhigen. In dem einen Anfalle griff er nach seinem Haar und Gemächt, um solche herauszureißen, drückte die Daumen unter den Gaumen, um sich die Gurgel abzudrücken. Als aber inzwischen sein Schwiegersohn ihm damit drohte, die Hände binden zu wollen, erwiederte er: „da hast Du sie,“ und ließ sie sich ruhig binden. Da er dennoch jene Versuche wiederholte, band man ihm seine Hände auf die Beine herunter, bis er ruhig wurde, dann spielte er mit seinen Enkeln und nahm Speise zu sich. Am 31. October ward er auf sein Verlangen in die Betstunde geführt, blieb dann den ganzen Tag hindurch ruhig, überfiel aber Abends nach 6 Uhr seine Frau, welche sich durch Hülfe ihrer Tochter wieder los machte. Nachdem Beide die Flucht genommen, wollte er das in der Wiege liegende dreijährige Kind seiner Tochter ergreifen, er faßte aber statt dessen ein Kissen, das er zerreißen wollte, indeß man das Kind herausgenommen. Nun packte er vor dem Ofenloche seine Frau wieder am Halse an; man bemächtigte sich aber seiner, band ihm die Hände, und da er nicht zu beruhigen war, schloß man ihn mittelst einer Kette am Beine an die Wand und gab ihm Wache. Inzwischen tobte und schrie er die ganze Nacht. Wurde er an Versuchen zum Selbstmord gehindert, so zitterte er und schrie, und wurde unwillig. Drei Personen wälzten sich einst, mit ihm ringend, auf dem Boden herum, ohne ihn bezwingen zu können. Alle sein Dichten und Trachten war darauf gerichtet, von der Welt zu kommen; wenn aber die Wuth vorbei war, war er ganz vernünftig und wußte und erzählte, was er gethan hatte. Am 2. November 1825 erklärte sein Arzt die Krankheit für periodischen Wahnsinn, dem Melancholie vorhergegangen war.

An diesem Tage ließ der Anfall nach. Patient genoß eines ziemlich langen, hellen Zwischenraums. Man suchte die nächste Ursache des Seelenleidens dieses Bergmanns in einer positiven Unordnung der innern Bewegungen und Wirkungen des Seelenorgans, die hier durch niederdrückende Gemüthsbewegungen, Kummer, Gram über seine totale Blindheit, über das Unvermögen, zu arbeiten, den Seinigen zu nützen, und daß sie ihn nicht ernähren konnten, theils auch wohl durch hypochondrische Disposition und Abdominalreize, Infarcten 2c. veranlaßt würde. Da bei diesem Individuum keine Zeichen eines organischen Fehlers vorhanden waren (wogegen auch zum Theil die hellen Zwischenräume sprachen); so hatte der Arzt bei mehreren günstigen Zeichen gegründete Hoffnung zur Heilbarkeit dieses Zustandes. Doch am 3. November mußte dieser Kranke mit dem linken Beine und linken Arme angeschlossen werden. Um das Fortlaufen desselben in der Nacht zu verhindern, pflegte man ihn überdem jedesmal anzuschließen. Zuweilen schloß er sich selbst an; aber am 4. März 1826 Abends absichtlich nur so, daß er die Hand herausziehen konnte, wenn er wollte. — Am 5. März entdeckte seine Familie zu ihrem Schrecken, daß gedachter Bergmann G. in der verflossenen Nacht das ganze männliche Glied mit dem ganzen Scrotum und den Hoden abgeschnitten, und zwar durch mehrere Schnitte, was aus den tiefzackigten Rändern der Verwundung zu ersehen war. Dabei hatte er viel Blut verloren, jedoch bedurfte es zur Stillung des Blutens keiner Unterbindung der Schlagadern. Der Kranke war übrigens bei vollem Bewußtseyn und Verstande, nur sehr schwach, in Folge des starken Blutverlustes, dessen Spuren von seinem Bette durch die Stube, von dieser über den Saal weg bis in seine Kammer gingen, wo man einen Topf mit Blut, ein altes, scharfes, blutiges Taschenmesser mittlerer Größe und die männlichen Zeugungstheile fand. G. war bei Verstande. Da er es wußte, daß er seine Frau hatte erdrosseln wollen, hatte er Furcht vor dem Zuchthause und dem Gefängnisse gehabt. Es war ihm am 5. März so angst geworden, daß er glaubte, es sey sein Letztes. Er erzählte nun: weil ihn gestern Nachts sein Schwiegersohn, gegen den er

nichts hätte, der ein guter Mann sey, nicht ordentlich angeschlossen, wäre er, nachdem sich die Seinigen in die Stubenkammer, worin sie schliefen, begeben, und er allein in der Stube gewesen, um 2 Uhr aufgestanden, hätte mit einem auf dem Tische gefundenen Taschenmesser, das zufällig sein Schwiegersohn beim späten Nachtessen hatte liegen lassen, (S. hatte gehorcht, wo jener das Messer hinlegte), vor dem Bette über dem Nachttopf das Gemächte abgeschnitten, den Topf mit den Geschlechtstheilen und dem Messer hinaus in die Saalkammer getragen und sich draußen für Schmerzen und Schwäche hingekauert, als um 5 Uhr seine Frau ꝛc. ihn gesehen, aber hätte liegen lassen, bis der Schultheiß ihn in die Stube brachte und er dann vom Wundarzte verbunden wurde. Am folgenden Tage, den 6. März, fand ihn Dieser bei einer ganz ruhigen Seelenstimmung. Er hatte nur wenig Fieber, in der verwichenen Nacht mitunter gut geschlafen. Der Urin ging leicht ab, und an der obgleich an sich sehr bedeutenden Wunde war eben nichts Bedenkliches wahrzunehmen. Am 7. März fand ihn der Geistliche des Orts, bei einem halbstündigen Besuche, ruhig und gelassen, wenig sprechend; aber Alles, was er sprach, war ordentlich und verständig. Ohne irgend einen innern Kummer zu äußern, klagte er blos über große Schmerzen und wünschte, daß Gott ihn bald davon erlösen möchte. — Als man ihn fragte, warum er sich die Genitalien abgeschnitten, erwiederte er, er wisse es selbst nicht, und als er von Neuem Schmerzen empfand, fragte er, warum der liebe Gott einem so bösen Kerl seinen Willen gelassen hätte, daß er dieß habe vollbringen können? Er hätte geglaubt, es blute nicht und er stürbe gleich, — eine in jener Gegend unter dem gemeinen Manne fast herrschende Meinung von der Zerstörung der Geschlechtstheile. Am 8. März früh starb er. Man fand an den verletzten Stellen nichts Brandiges, am Kopfe und an dem übrigen ganzen Körper keine Verletzung oder sonst etwas Bedenkliches, und glaubte somit wohl mit Gewißheit den schnell erfolgten Tod dieses 66jährigen, ohnehin kraftlosen Mannes dem erlittenen starken Blutverluste zuschreiben zu dürfen.

VI.

Selbstmord durch Ertränken.

1.

Der Unglücklichen einziges Eigenthum bleibt ja nur noch ihr Schmerz!

Margaretha G., ein lediges Mädchen zu G., Tochter eines stark verschuldeten Bauers daselbst, gebar in ihrem 26sten Lebensjahre ein uneheliches Kind, das 6 Monate nachher wieder starb. Vier Jahre später ward sie abermals außer der Ehe von einem Kinde entbunden, das an ihr durchaus nicht trinken wollte, beständig außerordentlich schrie, aber doch bei einer andern Frau unweigerlich trank. Margaretha G. kam daher auf die Vermuthung, sie werde abermals Mutter werden, da sie von Neuem Veranlassung dazu gegeben hatte. Am 21. December 1825, an welchem Tage dieses Kind 12 Wochen alt war, glaubte man die Mutter desselben früh zwischen 5 und 6 Uhr sich im Bette regen oder schnauben gehört zu haben. Allein als der Vater derselben, welcher schon nach zwischen 3 und 4 Uhr untergegangenem Monde in der Scheune gedroschen hatte, in die Stube, wo sonst seine Tochter schlief, zurückkam, sagte sein 5jähriges Mädchen zu ihm: „Was haben wir Euch gerufen! Ihr habt aber nicht gehört. Die M. (Mutter jenes kleinen Kindes) ist hinausgegangen!“ Vergebens suchte er sie in der Küche; fand dagegen die hintere aufs Feld führende Thür geöffnet, im weichen Felde Spuren nach dem nur 1½ Büchsenschuß von ihrem elterlichen Hause entfernten kleinen Teiche, Erlich genannt. Anfänglich sah er sich überall im Teiche um, entdeckte aber nichts. Als es aber inzwischen mehr Tag geworden, sah er in der Mitte des Teiches ein einem Mantel ähnliches Kleidungsstück und zog dann mittelst eines Hakens — seine Tochter heraus. Obgleich sie die Nacht nackt im Bette gelegen, war sie doch vollständig angekleidet, selbst mit Schuh und Strümpfen; ihr Kind, einen Knaben, fest in den Mantel gehüllt, in den Armen haltend. Als der Vater seine unglückliche Tochter fast bis

zum Damme getragen, fiel das Kind aus dem auseinander gehenden Mantel. Beide waren bereits ganz erstarrt. Man brachte nun Mutter und Kind in eine Stube aufs Stroh, dann in ein gewärmtes Bett, setzte das Wärmen desselben fort, rieb sie mit Bürsten, wendete Einreibungen mit flüchtigem Salmiakgeist und Vitriol-Naphtha an, blies atmosphärische Luft ein, setzte Lavements, machte Einspritzungen in den Mund und angezeigte Aufschläge. Doch die drei Stunden lang fortgesetzten Rettungsmittel waren fruchtlos. An keinem von beiden Leichnamen fand man Spuren erlittener äußerer Gewaltthätigkeit.

2.

Caroline W. zu B., 59 Jahre alt, an einen Hutmacher verheirathet, aber kinderlos, war vor 28 Jahren ein Jahr lang ihres Verstandes nicht ganz mächtig gewesen, und seit 2¼ Jahr in den nämlichen, aber weit bedenklicheren Umständen, in welchen sie sich von B. mehrmals entfernte und zu ihrer Schwester in G., ihren Geburtsort, sich begab, wo sie ihr Mann auf seine Kosten unterhalten lassen wollte, indeß er sich in B. eine Haushälterin hielt. Am 22. Juli 1820 stürzte sie sich Abends 10 Uhr zu G. in einen Brunnen, wurde aber noch gerettet. Sie hatte ihren Ehemann verlassen, weil er sie geschlagen hatte, war jetzt sehr furchtsam und scheu, verrieth allerdings Geistesschwäche, ward in sichere Verwahrung gebracht und ihr eine Weibsperson zur Aufsicht beigegeben. Ihr Mann leugnete, sie geschlagen zu haben, dagegen habe sie ihn, wenn sie nicht bei vollem Verstande gewesen, schon mehrmals überfallen und in das Gesicht geschlagen, um ihn, wie sie sich geäußert, an dem andern Auge, an welchem er schon längst litt und deßhalb seine Profession nicht mehr treiben konnte, auch blind zu machen; und dann hätte er sich freilich wehren müssen. Am 27. Juli 1820 sprach gedachte Wahnsinnige zuweilen vernünftig, verfiel auch dabei mehrmals in sonderbare Grillen: sie wisse schon, man wolle ihr alle Glieder einzeln mit glühenden Zangen vom Leibe reißen, so wie ihre Zunge aus dem Halse; dieß sey ja noch Niemandem in

der Welt widerfahren; sie habe daher aus Angst in einen Teich springen wollen, sey aber, weil sie dort Leute gesehen, in den Brunnen gesprungen. Während sie dieß referirte, sah sie äußerst furchtsam und zerstört aus, klagte über Angst und äußerte: wenn sie nur nicht nach G. gekommen wäre; sie war indeß bereitwillig, mit nach B. zu gehen, wenn sie nur Niemand sähe, ließ sich hierauf dahin zu ihrem Manne geleiten, welchem befohlen wurde, gute Aufsicht über sie zu halten. Kurz nachdem sie zu ihrem Manne zurückgekehrt war, hatte sie sich sehr still und gut betragen, und darüber, daß sie in einen Brunnen gesprungen, lebhaft Reue bewiesen. Er freute sich darüber, ging Abends gegen 7 Uhr am 28. Juli mit ihr auf das Feld, um die Feldfrüchte zu sehen. Er hatte es Anfangs, da er bei seinen blöden Augen nicht gut sehen konnte, abgelehnt, sie bestand aber darauf, und so sey er endlich mitgegangen. Unterwegs sprach sie vernünftig mit ihm und ging mit demselben bis an die Grenze des nächsten Dorfes; hier wendeten sie sich, um nach Hause zurückzukehren. Mitten auf diesem Wege aber gab sie ihm auf einmal einen Schub, sprang pfeilschnell davon, unter dem Schrei: „Nun springe ich in's Wasser!“ Indem sie jenem Teich zueilte, hatte der Mann sie einzuholen gesucht und aus vollen Leibeskräften geschrieen: „Lauft nach, haltet sie auf, kommt zu Hülfe!“ Auch andere Leute auf dem Felde waren ihr hierauf nachgesprungen, hatten sie aber nicht ereilen können. Man zog sie zwar bald darauf heraus, sie athmete noch dreimal und verschied dann. Der Physikus erklärte ihre Krankheit für eine tumultuarische Verrückung (paranoea). Eigentliche Gewaltthätigkeiten und Verletzungen an ihrem Körper nahm man nicht wahr. Zwei Stunden lang wurden Wiederbelebungsmittel versucht, Frictionen mit erwärmten Flanelltüchern, Tabaksklystire 2c. Nach der vorausgegangenen Erhitzung und heftigen Blutbewegung mochte die Kälte des Teichwassers den Tod beschleunigt haben.

3.

Die Eifersucht ist doch eine der heftigsten Leidenschaften, welche hundert Augen bekommt, unter denen nicht zwei

grad' aus zu sehen taugen. Der Eifersüchtige läßt sich nur zu oft zu Handlungen verleiten, die er in Kurzem selbst verabscheut. Die Frau von G. faßte einen ungegründeten, eifersüchtigen Verdacht gegen ihren Gatten, der sich auf dem Landgute ihrer schon bejahrten Mutter gewisser Umstände wegen ein paar Tage länger aufhielt, als er gewollt und versprochen hatte. Da er nun nicht kam, so nahm ihre Eifersucht von Stunde zu Stunde zu, und endigte sich mit einem der schrecklichsten Vorfälle, die je eifersüchtige Verzweiflung bewirkt hat. Kurz vor der Ankunft ihres sehnlichst erwarteten Gatten entfernte sich die hochschwangere Frau mit ihrem 3jährigen Sohne und fuhr an das Ufer des vorbeifließenden Flusses. Hier steigt sie aus und bindet das geliebte Kind unter Liebkosungen sich an; vergebens fragt dieses: „Mutter! was machst du mit mir?“ Sie will sich an dem Gatten rächen, den sie für treulos hält, und stürzt sich mit zwei schuldlosen Geschöpfen in den Strom, der sie verschlingt. Namenlos ist der Schmerz des Gatten und Vaters, welcher kurz darauf eintrifft, als er sich auf einmal alles dessen beraubt sieht, was ihn unaussprechlich glücklich gemacht hatte.

4.

Am Abend des 4. Augusts 1807 gieng hastig ein junger, unverheirathheter Holzhauer, M. in B., in die Wohnung eines seiner ebenfalls jungen Cameraden, und versetzte demselben mit einer bei sich geführten Rothhaue aus Bosheit und Rache einen solchen Schlag auf den Kopf, daß derselbe sogleich zusammenstürzte. Nach verübter That ergriff jener die Flucht und stürzte sich unweit B. in den dortigen Mühlteich, wo er seinen Tod fand, indeß der vermeintlich Erschlagene sich wieder erholte, da die ihm über den linken Auge auf der Stirn in einer schiefen Richtung nach der Nase zu zugefügte 2½ Zoll lange, bis aufs Cranium gehende Wunde weder von Betäubung noch Brechen, sondern blos von großer Geschwulst und heftiger Entzündung des linken Auges und seiner Umgebung begleitet war, binnen 27 Tagen vollkommen geheilt wurde. Der Ertrunkene ward Abends

8 Uhr aus dem Teiche gezogen, ohne daß man an demselben eine Verletzung entdeckte. Der reichliche Genuß hitziger Getränke vor jenem Ereignisse, so wie heftige Gemüthsbewegung, Schrecken, Angst und der rasche Sturz in das kalte Wasser, bei, den ganzen Tag hindurch, kühl gewesener Luft und in düstere Wolken gehülltem Himmel, mögen seinem Leben schnell ein Ende gemacht haben.

VII.

Selbstmord durch Erhängen.

1.

Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode!
Hamlet.

Der Handarbeiter T. in G. wurde am 5. Januar 1821 Nachmittags 2 Uhr in seiner Wohnung erhängt gefunden, zwar bald abgeschnitten, aber ohne aus seiner Erstarrung ins Leben zurückgebracht zu werden. Auf einen Aderlaß zeigten sich nur einzelne Tropfen dicken, schwarzen Blutes, eben so beschaffenes in der Nase, Schaum vor dem Munde bei blauen Lippen, bräunlich blauer Gesichtsfarbe und einem mit Blut unterlaufenen Eindruck am Hals, so weit der um denselben gelegene Strick ihn geschnürt hatte. An den übrigen Theilen des Körpers keine Verletzung. Todtenflecke bedeckten den Rücken und die Schenkel.

Seine Gattin glaubte, da sie ihn vor dem Bette in einer knieenden Stellung getroffen, er bete, weil er oft geäußert hatte, „er rufe Gott um Befreiung von der Angst an,“ über welche er gewöhnlich klagte; sie wurde aber, als sie leise, um ihn nicht zu stören, sich ihm näherte, entsetzlich überrascht.

Freilich hatte er nach seiner Gewohnheit den ganzen Tag Branntwein getrunken, wie den vorigen Tag, konnte aber demungeachtet nicht lange vor der That noch ein Kind auf dem Arme tragen. Er versicherte oft, der Branntwein befreie ihn von der Angst, der Mißbrauch desselben aber hatte seine Kräfte sehr geschwächt und diesem sonst sehr bescheidenen, arbeit=

samen Manne den Verstand geschwächt. Schon bald nach seiner Verheirathung war er trübsinnig und mürrisch, und dann ein Freund des Branntweins geworden. Unerwartete Gerichtskosten und Aerger darüber hielt man für die Veranlassung dieses Selbstmordes.

2.

B. zu D., ein sechzigjähriger, ledig gebliebener Landmann, hatte seit ¾ Jahren, in der Stube eines andern, zur Miethe gewohnt, aber in einer besondern Kammer geschlafen; er war im Begriff, ein Capital von 300 Thalern einem eine Meile von ihm wohnenden Pachter zuzuwenden, nachdem er der Kirche seines Wohnortes schon 200 Thaler vermacht hatte, da er seine Schwester und deren Mann haßte. Er galt im Dorfe für einen Sonderling, der seit 2 Jahren von 75 Thalern, einem ihm zurückgezahlten Capital, lebte, seit dem Tode eines seiner Bekannten stets in sich gekehrt und ganz tiefsinnig war und wegen einer möglichen langwierigen Krankheit große Besorgniß äußerte. Am 13. Januar 1819 hatte man ihn auf 3 Thaler Forststrafe exequirt, welche er vorgab schon bezahlt zu haben. Abends 10 Uhr legte er sich zu Bette, und dann glaubte man, sey er gegen seine Gewohnheit den andern Morgen bis nach 7 Uhr liegen geblieben. Als er aber auch den übrigen ganzen Tag nicht zum Vorschein kam, suchte man ihn erst vergebens, fand ihn aber dann in der Mitte des obern Bodens mittelst eines Strickes an einem Balken erhängt. Er ward abgeschnitten ganz erstarrt, obgleich mit Beinkleidern, Weste und Strümpfe bekleidet, fast ganz mit den Füßen auf dem Boden stehend gefunden. Der Hals hatte einen ringförmigen, stark sugillirten, tiefen Einschnitt, das Gesicht war blau und aufgelaufen, aus Mund und Nase drang schäumender Schleim. Am übrigen Körper fand man keine Spur einer äußerlich erlittenen Gewalt. Aus einer geöffneten Vene preßte man nach ihrem Laufe einige Tropfen ganz dickes Blut. Die ohne die mindeste Gegenwirkung angewendeten stärksten Reizmittel machten fernere Belebungsversuche unnöthig.

3.

Amor, et melle et felle est foecundissimum.
Plautus.

Dorothea M., 24 Jahre alt, ledig, Tochter eines Schlossers, seit 12 Jahren elternlos, seit 6 Jahren abwechselnd in 5 Häusern in der Stadt und auf dem Lande dienend, führte ein unbescholtenes Leben. Caspar K., ein Büchsenmacher, versprach sie nach drei Jahren zu heirathen, ging 1812, als sie 22 Jahre alt war, in die Fremde, kam zwar seit der Zeit nicht wieder zurück, wiederholte aber sein Versprechen, sie zu heirathen, schriftlich. Aus einer unbekannten Ursache litt das Mädchen 1812 an bösen Brüsten. Zu Ende Juli 1814 klagte sie nach lange verschwundenem Monatlichen besonders des Nachts über Kopfschmerzen, Angst und Müdigkeit an allen Gliedern; bald ging sie herum, bald legte sie sich auf dem Boden des Hauses zu Bette, aß und trank aber dabei. Jetzt bemerkte man, daß ihr Leib dem einer Schwangern ähnlich sey, drang in sie, es zu gestehen, daß sie schwanger wäre und den Urheber davon zu nennen. Allein sie gestand jenes nicht, leugnete hartnäckig, nannte eben so wenig den Schwängerer, der auch nie bekannt wurde, und ward, nachdem man ihr angekündigt hatte, sie durch eine Hebamme untersuchen lassen zu wollen, ganz unerwartet am 1. August Nachmittags 4 Uhr auf dem Boden des Hauses, wohin sie 5 Stunden vorher sich begeben hatte, an einem Schraubenhaken eines Balken erhängt gefunden. Unter ihren Füßen lag ein umgeworfener Kasten, auf welchen sie wahrscheinlich erst getreten war, um auf einem höhern Standpunkte den Strick zusammenziehen zu können, an welchem sie hieng und den man oberhalb des Kopfes abschnitt. Man legte sie hier aufs Heu. Vor dem Munde hatte sie weißen Schaum, am Rücken, am Nacken und an den Füßen blaue Flecken; das Gesicht fand man sehr aufgetrieben, die Augen hervorstehend und halb geschlossen, die Lippen blau, die angeschwollene Zunge zwischen den Zähnen. In den vordern Halbzirkel des Halses hatte der Strick einen tiefen, roth unterlaufenen Eindruck gemacht. Die Extre-

mitäten waren steif und kalt, die natürliche Wärme auch an den übrigen Theilen fast ganz erloschen. Der starke Unterleib verrieth eine weit vorgeschrittene Schwangerschaft.

Bei der am 3. August Morgens um 8 Uhr unternommenen Section fand man eine große Menge blutigen aus dem Munde ergossenen, ekelhaft riechenden Schleims, die Haut, besonders am Rücken und an den Unterschenkeln, mit Todtenflecken übersäet; die Venen der Hautbedeckung des Kopfes strotzten von schwarzem Blute. Die Gefäße der Dura mater, des Processus derselben und die Pia mater, das Gehirn und dessen Structur, boten nichts Widernatürliches dar, selbst in den obern und vordern Gehirnhöhlen wurde kein Extravasat entdeckt. Nur die Basis cranii enthielt mehrere Unzen Blut. Wie bei allen Erstickten fand man die Lungen dunkelroth. Die abgeschnittenen Stücke derselben ergossen beim Drucke etwas blutigen Schleim aus ihren Luftzellen. Die Lungen waren fast durchgängig mit dem Rippenfelle verwachsen, — Zeichen einer früher erlittenen Lungenentzündung. Die Impressionen des Strickes befanden sich unter dem Kehlkopfe und waren noch tief unter der Haut sichtbar, die Luftröhre mit blutigem Schaume angefüllt, das Herz bleich und welk, nur die rechte Höhle desselben enthielt etwas Blut, der Herzbeutel nur wenig Liquor pericardii. Im Unterleibe fand man einen fast 6monatlichen Fötus männlichen Geschlechts. Die Leber war von frischem Ansehen, die Gallenblase fast leer, der Magen und dessen Häute nicht entzündet, er enthielt blos einige Löffel voll Chymus, Milz und Nieren von gewöhnlicher Größe und Farbe, die Urinblase leer. Die sehr bleichen Gedärme enthielten wenig Koth, waren jedoch sehr durch Luft aufgetrieben. Das vom Blute strotzende Gehirn und dessen Häute, der mit Blutschaum gefüllte Rachen und die Lufröhre, die tief und roth unterlaufene Impression am Halse deuteten auf Tod durch Erstickung und Schlagfluß.

4.

In einer der größten Städte Hollands lebte eine Wittwe mit 3 Kindern, welche in dem Winter der Jahre 1783 — 1784 Alles litt, was die bitterste Armuth nur immer leiden

kann. Täglich klagte sie vor den Ohren ihrer Kinder über das Elend ihrer Lage, über ihren Mangel an Nahrung und Kleidung. Einst, als sie mit zweien ihrer Kinder dasaß, ihr Unglück zu beweinen, vernahm sie in einem Giebelstübchen, gerade über sich, ein ungewöhnliches Getöse; sie eilte hinauf, und findet ihren ältesten Sohn, ein Kind von zehn Jahren, einen Strick um den Hals, mit dem Tode ringen. Die Kraft der Mutterangst reißt den Strick in Stücken; — der ohnmächtige Knabe kam wieder zu sich selbst. Warum thatst du das, mein Kind? — Wenn ich weg war, liebe Mutter, dann hättest du vielleicht Brod genug gehabt für dich und meine zwei Brüderchen. Darum habe ich es gethan, Mutter! Dieß die Antwort. — Der Menschenfreund wird das Kind segnen!*)

Auch bei dem flüchtigsten Ueberblicke der in dieser Abtheilung mitgetheilten 70 Fälle wird man bei den meisten die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Antriebe und ursächlichen Bedingungen zum Selbstmorde, wie die Ursachen der Neigung dazu leicht erkennen, mögen nun jene in der Art von activen Reizen und Exaltation der Sensibilität, die man Lebenshaß nennt, oder in dem passiven Zustande, der durch Atonie derselben hervorgebracht wird — dem Ekel am Leben, dem Lebensüberdruß — begründet seyn. Wahr ist es freilich, dem Glücklichen ist das Leben viel zu kurz, dem Unglücklichen zu lang, und fast jedem erscheint es überdem als ein lange Reihe von Uebeln; daher kann man auch fragen wen man wolle, keiner wird sich dazu verstehen mögen, sein Leben, wenn er auch könnte und dürfte, gerade so, wie er es zugebracht hat, zu wiederholen. Den Einen bedrängt die schmerzliche Ungewißheit, ob die Zukunft ihm Verderben bringe und seine glühende Neigung ein ruhiges Ziel finden werde, dem Andern hat das Schicksal unerwartet sein Köstlichstes geraubt, so daß er dann dasteht, wie jener Fischer an der Strudelkluft, wo er die kostbare Perle hat hineinfallen lassen — verzweiflungs-

*) S. Bellamy's Proeven voor het verstand, den smaak en het hart. Te Dortrecht, by De Leeuw en Krap, 1790.

voll — und nicht weiß, ob er sich nicht nachstürzen soll, um ein Leben wegzuwerfen, worin ihm keine Sonne mehr scheint. Dem Dritten kommt das Leben wie das Festmahl des Democles vor, über welchem das Schwerdt aufgehängt schwebt. Man soll aber den Tod nicht fürchten, aber auch eben so wenig das Leben verachten. Ein Vierter fühlt, daß die Sonne ihm manchen freundlichen Blick sendet, auf Erden aber kein reines Glück waltet, dagegen vom Strohdache bis zum Marmorsaale, von dem Schooße der Amme bis zur Bahre, stets sich Klagen in die Luft mischen, Schmerz und Freude in einer Schale liegen. Dem Fünften ist auch das Schönste nicht immer schön, denn es giebt auch trübes Wetter im Mai, Regen in Hesperien, lange Weile in der Liebe, kalte Augenblicke in der Schwärmerei. Einem Sechsten hat eines Concurrenten schlaue Hand um seine Nummer betrogen und ihm eine Niete zugewendet. Wieder einem Andern ist sein Verdienst, seine Wahrheit und seine Tugend durch Verleumdung zermalmt worden, durch jene Anschuldigung, die von Mund zu Mund geht, und endlich eine Festigkeit wie ein Diamant erhält, sich gleichsam in einen Hammer verwandelt, der Wunden beibringt, welche geheilt werden können, aber tiefe Narben zurücklassen — der sicherste und listigste Meuchelmord. Beispiele von gall- und rachsüchtigen Satyrikern und Recensenten, welche manchen Schriftstellern durch eben so lieblose als ungerechte Urtheile, Persiflagen ꝛc., tiefen Kummer, Wahnsinn (der geistreiche Klockenbring wurde durch Kotzebue's pasquillantische, niedrigobscöne Verunglimpfungen in dem berüchtigten Buche: „Bahrdt mit der eisernen Stirn" mehrere Jahre wahnsinnig) und den Tod herbeiführten, liefern neuere und ältere Zeiten. Aus letzterer lieferte einen schlagenden Beweis Archilochus, der erste Lyriker Griechenlands, an Lycambes, der ihm seine Tochter zur Ehe zu geben verweigerte. Jener rächte sich an beiden durch eine so beißende Schmähschrift, daß sie sich aus Aeger erhängten. Wie manchen schmerzt es tief, daß des Andern Aufgang sein Niedergang ist. Ein Anderer erliegt im ohnmächtigen Kampfe um die ersten Bedürfnisse des Lebens in bitterer Armuth, und

muß außer dem Drückenden seiner Lage tief empfinden, daß, wer nichts hat, von den meisten Menschen als nicht mehr vorhanden, einem Todten gleich geachtet wird, wie das italienische Sprüchwort beweist: „Chi non hà non è.“ Viele hat die Branntweinflasche, die vergiftende Pandorenbüchse der alten und neuen Welt, in die Wirthshäuser verlockt, in welchen die Narrheit in Bouteillen verkauft wird. Nicht wenige quält die Langeweile, die nicht vorübergehende, die andauernde. Die vorübergehende gleicht einer Wanderung in der Wüste, in der man eine Viertelmeile ohne Beschwerde wandelt, jene aber einer Sandwüste Arabiens, wo man keinen Ausgang findet — ein Bild des dem quälenden Lebensüberdrusse hingegebenen Menschen. Der Müssiggang erzeugt die Langeweile am meisten, daher ist er als der Rost des Lebens zu betrachten, der mehr abnutzt als die Arbeit.

Der Anhänger gemeinnütziger, wohlthätiger, edler Gesinnungen, der sich als Gegner der Herzlosigkeit, Selbstsucht und Niedrigkeit öffentlich erklärt, findet oft, indem er Herzen sucht, statt dessen: Eisklumpen, statt Gefühl und Tugend, Laune und Gewohnheit, oder er tritt gar dem Laster entgegen, den hinterlistigen, giftigen, aber doch ungestraft bleibenden Ränken boshafter Parvenu's, deren Machinationen er unterliegen zu müssen fürchtet, und daher beschließt, sein Leben selbst zu vernichten. Manchem drängt sich dann sogar der alte Göttersprúch auf: „Das größte Glück, nächst dem, nicht geboren zu seyn, ist ein frühzeitiger Tod.“

Eine häufige Veranlassung zum Selbstmorde sind auch die Spielhäuser. Man kann daher die Würfel für ein Spielzeug erklären, das der Teufel in Bewegung setzt, wenn ihn nach einem neuen Transporte von Sclaven, Bettlern und Selbstmördern gelüstet. — Mit Recht nennt man in London die Spielhäuser gewöhnlich „die Höllen,“ weil hier die Spieler unglaubliche Seelenangst ausstehen. Ehrgefühl und Sitten weichen bald dem Golddurste und die Beispiele verderben die Menschen vollends, die schnellen Glückswechsel beim Spiele erschüttern das ganze Wesen derselben; sie zittern am ganzen Leibe und man sieht große Schweißtropfen von ihren Ge-

sichtern laufen. Hat Einer Alles verloren, so wünscht man ihn loszuwerden, und wenn er sich an schnödes Behandeln nicht kehren will, so wirft man ihn zum Hause hinaus. Diese Häuser sind prachtvoll meublirt. Die Societät einer französischen Hazardbank in der Straße Picadilly macht solche Geschäfte, daß sie in einem Sommer 200,000 Pfund Sterling unter sich vertheilen konnte. — Der Hang zum Spiel hat seine Quelle in zwei der herrschenden Leidenschaften des menschlichen Herzens, der Selbstliebe und dem Eigennutze. Das Spiel, diese schreckliche Neigung oder Leidenschaft, erweckt einen Sturm widerstreitender Leidenschaften in dem menschlichen Gemüthe, einen gleichen Aufruhr in den organischen Körperverrichtungen, heftige Unordnung, gefährliche Uebel, und führt nicht selten den Untergang herbei. Der Spieler wird die Beute von abwechselnd wahnsinniger Freude, von Verzweiflung und von Wuth. Es ist kein Wunder, daß die heftigen Erschütterungen, welche das Gehirn und Nervensystem bei diesen Paroxysmen erleiden muß, häufig die intellectuellen Kräfte zerstören, und hierdurch, wie es wirklich geschieht, zu Schwach- und Stumpfsinn, Wahnsinn und wüthender Raserei führen. In den Entstehungs-Perioden dieser Zustände werden die häufigsten Selbstmorde begangen. Das Circulationssystem leidet oft bei diesen heftigen Kämpfen der Leidenschaften, und mehrere Herzübel finden nicht selten am Spieltische ihre Entstehung. Doch keine Theile im menschlichen Körper leiden unmittelbarer und unzweideutiger, als die Verdauungsorgane, theils durch das geistige Uebelbefinden, welches zugleich den Appetit zerstört und die Verdauung aufhebt, theils durch die erregenden Getränke, welche der Spieler gewöhnlich zu sich nimmt, um seinen Muth aufrecht zu erhalten, oder die Reflexion zu übertäuben. — Zu Ende des August 1830 machte man die Bemerkung, daß seit 14 Tagen in Paris nur drei Selbstmorde Statt gefunden haben, weil die Spielhäuser geschlossen sind.

Eine junge Engländerin, die vor etlichen Jahren sich zu Baden-Baden verleiten ließ, zu spielen, immer verlor, zuletzt kein Geld mehr hatte und ihre Kostbarkeiten verkaufte, entwandt einem Badegast 2000 Louisd'or,

nahm, als es entdeckt wurde, Gift, und starb unter den größten Qualen, sich und das Bad verwünschend. Ein Franzose, der über Deutschland spricht, bemerkt ganz richtig im Journal des Dames et des Modes, J. 1832: „que l'on ne devroit pas tolérer.“ Wie viel Gräßliches, wie viel Kummer und Elend mögen die 50,000 Franks begleiten (so viel müssen die Bankhalter zu Baden-Baden Pacht bezahlen), die von einer solchen heillosen Anstalt als Abgabe erhoben werden!

Beachtungswerth sind zwei mit Schärfe und Klarheit über die Selbstvernichtung überhaupt ausgesprochene Ansichten zweier Recensenten von Heyfelders bekannter Schrift: „der Selbstmord.“ Dem einen in Hufelands Bibliothek der praktischen Heilkunde, Februar 1830, scheint es, als ob die der neuern Zeit eigenthümliche, vorherrschende einseitige Entwicklung einer untergeordneten Geisteskraft des Verstandes im Menschengeschlecht die wichtigste Ursache der Zunahme des Selbstmordes sey. Sie sprach sich besonders in der französischen Revolution aus, und von daher datirt sich auch die größere Häufigkeit der Selbstmorde. Der in seine Grenzen zurückgewiesene Verstand ist eine schöne Gottesgabe; wenn er sich aber übernimmt, so wird er offenbar verderblich, und der Mensch erhebt sich durch ihn eigenmächtig auf einen Standpunkt, der ihm von Natur nicht angewiesen ist. Das beste Mittel aber, den Verstand in seinen Grenzen zurückzuhalten, ist der Glaube, der ebenfalls zur Natur untergeordneter geistiger Wesen gehört, ja eigentlich ihr richtiges Verhältniß in der Weltordnung bestimmt, und insofern er im innersten Menschen selbst entspringt und das Höhere vernimmt, die Vernunft selbst ist. Der Verstand führt zum Bewußtseyn des Selbst, des Ich, und führt daher zum Egoismus, zu der Geißel unserer Zeit; die Vernunft vernimmt das höhere Gesetz, erkennt die untergeordnete Stellung, die Abhängigkeit vom höchsten Wesen und seinen Anordnungen, und erzeugt so ein hingebendes, unbedingtes Vertrauen, eine Unterwerfung aus freier Wahl, die höchste Freiheit und Selbststän-

digkeit, gegründet auf Dankbarkeit gegen den Urheber, beseelt durch die Liebe. In der modernen Philosophie hat die einseitige Entwicklung des Verstandes ihren Gipfel erreicht. Gott bessere es! Nur wo die Vernunft fehlt, ist der Selbstmord möglich. Daß die Fälle, wo organische Krankheiten des Gehirns oder anderer wichtiger Gebilde, den Selbstmord herbeiführten, ausgenommen sind, versteht sich von selbst. Ueber diese Fälle kommt uns Kurzsichtigen kein Urtheil zu, doch kann man nicht behaupten, daß sie auf die größere Häufigkeit der Selbstmorde irgend einen Einfluß haben, da sich nicht nachweisen läßt, daß dergleichen organische Fehler in neuerer Zeit öfter als sonst beobachtet worden sind; auch führen sie keineswegs immer den Selbstmord herbei.

Der zweite Rec. *) stellt als einen Erfahrungssatz auf: daß die Zahl der Selbstmorde mit der Verfeinerung der Sitten und der größeren Verwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse gleichen Schritt hält und dadurch am augenscheinlichsten die Gebrechen offenbart, an welchen die fortschreitende Kultur des Menschengeschlechts je länger je mehr erkrankt. Ungeachtet der großen Vorzüge, welche die Civilisation durch Eröffnung eines unbegrenzten Wirkungskreises für die geistige Thätigkeit der einzelnen Staatsbürger gewährt, ist sie leider nur darauf berechnet, die Energie des Charakters zu schwächen, und dadurch dem Gemüthe die unerschrockene Ausdauer in Gefahren, die unbesiegbare Standhaftigkeit in Ertragung schwerer Leiden zu rauben, durch welche die im Naturzustande lebenden Wilden sich zu sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Nur wenn man dieß Uebel in seiner Quelle aufsucht und laut seine Stimme erhebt gegen die Thorheiten und die Ausartung des Zeitgeistes, welcher seinen Verirrungen immer zahlreichere Opfer zu bringen droht, darf man hoffen, den Makel auszutilgen, mit welchem er sich befleckt hat, und dadurch die zum Theil nur zu gegründete Anklage der Feinde aller fortschreitenden Kultur zu entkräften. Man zieht aber offenbar einen

---

*) In Hecker's litt. Annalen, Februar 1829.

Schleier über die Kehrseite unsers geselligen Zustandes, wenn man die Veranlassung zum Selbstmorde größtentheils in physischen Bedingungen sucht, gleich als wollte man der Natur eine Schuld aufbürden, deren der Mensch allein sich theilhaftig gemacht hat. Die Erfahrung, daß trübe Gemüthsstimmung sich im Gefolge anhaltender, naßkalter Witterung einzustellen pflegt, berechtigt uns noch nicht, die Gegenden, wo die Nebel während zwei Drittheilen des Jahres den Zutritt der Sonne verhindern, und ein feuchtes und kaltes Wetter bei tiefem Barometerstande der stehende Typus der Atmosphäre ist, als solche zu bezüchtigen, welche leicht Indifferentismus und Lebensüberdruß hervorbringen; denn ein gesundes, festes Gemüth wird dadurch nicht aus seinem Gleichgewichte gebracht werden. Die gedachten klimatischen Verhältnisse erklären es daher auch nicht, daß Lyon, Hamburg, Petersburg, Copenhagen und London durch die Häufigkeit der in ihnen verübten Selbstmorde ausgezeichnet sind. Wie viel näher liegt es, den verderblichen Einfluß nachzuweisen, den die häufigen und unvermeidlichen Wechselfälle des Glücks in der Handelswelt, der hochgesteigerte Luxus und Entfremdung von der Sitteneinfalt bei dem steten Berühren mit Ausländern auf schwachbefestigte Gemüther haben müssen? Nur bei der Trunksucht und der Ausschweifung in der Liebe muß man den Antheil, welchen die Zerrüttung des Nervensystems durch jene Laster an dem Lebensüberdrusse hat, in's Auge fassen, weil die Macht der physischen Gewohnheit nur zu oft den Sieg über bessere Grundsätze davon trägt.

Absichtlich übergehe ich hier die Behandlung der Neigung zum Selbstmorde als Symptom einzelner Seelenstörungen, so wie die der — auf die fehlgeschlagenen Versuche zum Selbstmorde — folgenden und zurückbleibenden verschiedenen Zufälle rc., und beschränke mich blos darauf, als V o r b e u g u n g s m i t t e l gegen denselben: Arbeit, Zerstreuung, leichten Sinn, ernsthaftes Streben nach einem Ziele, vielen Umgang, Unterdrückung zu großer Empfindsamkeit, Genuß der Gegenwart, unerschütterliche Hoffnung auf eine heitere Zukunft, — eine überhaupt jedem zum Glücklichseyn nöthige Lebensphilosophie — zu empfehlen.

Wer aber anstatt eines erlaubten Lebensgenusses ein Sybaritenleben führte und beim Erwachen aus seinem Sinnentaumel es wahrnimmt, daß er durch seine strenge — Sittenlosigkeit sich aus dem Leben befördern hilft, dem rufe man warnend zu:

Zum Gebrauche ward das Leben Dir gegeben;
Aber überschätze nicht, was bald verrinnt,
Eine unheilbare Krankheit ist das Leben,
An der Alle schon gestorben sind!

Freilich wer vom Baume des Lebens nicht blos die Früchte genießt, sondern auch die Zweige, daran sie hangen, in seiner Lustgier mit abbricht, dem grinzt die Nemesis vom nackten Stamme entgegen. Allein da man auch weder durch Liebe, Macht und Ehre, ja nicht einmal durch Kraft und Gesundheit auf die Bahn ächten menschlichen Glücks gelangt; dagegen der freundliche Widerschein unserer eignen guten Handlungen sogar Denjenigen, welchen die Welt oft als einen Unglücklichen betrachtet, dahin führt und ihn am festesten auf ihr erhält, indem nur auf diesem der Friede mit sich selbst beruht, ohne den kein eigentliches Glück zu denken ist; so erlerne, lehre und thue man Gutes, so viel uns möglich. Dann kann man guten Muthes jeden Augenblick bereit seyn, die große Reise zu unternehmen, von der, nach dem Ausspruche Hamlet's, kein Reisender je wiedergekehrt ist.

Dritte Abtheilung.

Obgleich die Zahl der durch die neuesten großen Weltbegebenheiten veranlaßten Selbstvernichtungen nicht groß ist, so sind sie doch zum Theil, wie ähnliche der Vorzeit, imposanter, als die im Privatleben ungleich häufiger vorgekommenen.

Europa betreffend, erlebte Portugal seither deren eine Menge, — vormals daselbst eine unerhörte Erscheinung. Man hätte glauben sollen: in seinen Gauen habe das jüngste Gericht begonnen. Ach nur ein Trauerspiel war's und in der neuesten Manier.

Indeß in dem Jahre 1829 Don Miguel viele meist wohlhabende Menschen an den Bettelstab brachte, dann vor Hunger und Elend umkommen, am 16. März 1831 allein sieben Personen in Lissabon auf einmal hinrichten ließ, weil sie beim Tumult im Februar mitgeschrien hatten, ließ man in Lissabon noch Tausende im Gefängniß schmachten, so sehr auch das Elend, der Galgen, das Ersäufen, der Kalkdunst unter ihnen aufgeräumt hat. — Auch zu Ende des Octobers 1832 war der Schrecken in Lissabon groß; mehr als 3000 Individuen befanden sich wegen politischer Vergehen in Haft.

Der Herrscher Miguel dürstete nur nach Blut und fand nur im Elende Anderer seinen Genuß. Im Hauptgefängnisse Limoniro befanden sich, nach Venturini, gewöhnlich ohne Abtheilungen nach den verschiedenen Verbrechen, 3—400 Unglückliche in 4 bis 5 finstern Löchern zusammengedrängt und unter diesen von der belobten Gerechtigkeit Jahre lang Vergessene. Sie hatten da keine abgesonderten Zellen zum Schlafen, keine Stühle, keine Betten, keine Decken. Die Fenster

ließen dem Regen, den scharfen Winden und der Winterkälte freien Eingang zu den Bejammerswürdigen, welche in jenen Löchern schmachteten. Oft lagen auf dem nackten Boden Menschen, die wegen bloßen Verdachts eingesperrt waren. Nicht selten geriethen, um einen etwas wärmern und hellern Platz in den scheußlichen Höhlen, die Unglücklichen in Streit und die außen stehende Wache feuerte dann, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, zwischen die Streitenden, um die Kirchhofsruhe wieder herzustellen.

Und der Urheber von all' diesem Jammer ist Derselbe, welcher sich zur Lebens-Devise Ferreira's schönen Spruch gewählt:

Nao teme, nao espera
Nao pende da Fortuna, ou vaos cuidatos
A conscientia pura.

(Das reine Gewissen fürchtet nicht, hofft nicht, hängt nicht vom Schicksal ab.)

Ja in der am 1. December 1829 in der Academie der Wissenschaften zu Lissabon gehaltenen Rede sagte dieß Ungeheuer: Ich fühle es ganz und innig, was unser trefflicher Poet Ferreira sagt:

Eu desta gloria sò fico contente
Que a minha terra amei, ea minha gente.

(Ich begnüge mich einzig mit dem Ruhm, daß ich mein Vaterland, mein Volk geliebt.)

Und dieser Mensch, der unter seiner Regierung bis zum Juni 1833 nicht weniger als 45,000 Menschen geschlachtet hat, nennt sich den Vater seiner Unterthanen, das heißt: ein Vater — nach Art Saturns.

Während in Spanien und namentlich in Sevilla im April 1832 die Hinrichtungen fortdauerten, stürzte sich am Abend vor seiner Hinrichtung Don Francisco Riveira aus dem Fenster. Da er aber seinen Tod dadurch nicht herbeigeführt hatte, trug man ihn am folgenden Morgen auf einer Tragbahre auf das Schaffot, wo er als Edelmann erwürgt wurde.

In Spanien hatte im Sommer 1832 ein Fanatiker ein Gelübde gethan: in 40 Tagen nichts zu essen. Er kam inzwischen in seiner Quaresima nur bis zum sechzehnten Tag, an welchem er starb.

Jetzt ist ein großer Proceß darüber entstanden: ob man dem Todten ein ehrlich Begräbniß gestatten oder verweigern soll. Die Municipalität sagt: er ist ein Selbstmörder, die Geistlichkeit: er ist ein Märtyrer.

Wie lange die Leiche über der Erde hat stehen müssen, bis der Casus in Madrid ist erörtert worden, darüber sind keine Nachrichten vorhanden.

In Bayonne verhaftete man im October 1831 einen Spanier, bei dem sich wichtige Papiere gefunden, die das Dasein einer durch ganz Frankreich verzweigten Verschwörung gegen die Regierung Ludwig Philipp's enthüllten. — Der Verhaftete bekam vor Schrecken, daß man seine Papiere entdeckt, Verzuckungen und stürzte sich unter dem Vorwande, frische Luft genießen zu wollen, drei Stock hoch zum Fenster heraus.

Zu Paris nahm sich im Sommer 1829 ein 78jähriger Greis, ein ehemaliger Soldat, aus verzweifelter Liebe, das Leben. Zuerst stieß er sich ein schlechtes Messer in die Brust; als er aber sah, daß die Wunde nicht tief sey, nahm er seinen alten Dragonersäbel von der Wand, an welcher er seit seinem letzten Feldzuge hing, und stieß ihn sich dreimal in die Brust, um — wie er sich ausdrückte — sein Herz zu suchen, das er aber nicht fand. Erst auf das Geräusch des seinen Händen entfallenen Säbels kam man zu Hülfe und fand ihn noch am Leben. Vor seinem Ende legte er schriftlich das Bekenntniß seines Selbstmordes ab.

Ebenfalls in Paris gab sich der melancholische Schätzungscommissär Taveau, am 10. Januar 1830, unfähig, noch längere Zeit den Sturm und die Angst seiner Seele auszuhalten, dem (eingebildeten) Meuchelmorde zu entgehen, mit eigner Hand den Tod; er erhing sich an einer Fensterschraube (S. Spindlers Zeitspiegel, München 1831)

— eine sonderbare Erscheinung, „die Furcht vor dem Tode mit dem Tode selbst zu heilen.“

Sie ist vielleicht in dem Widerwillen des Selbstmörders gegen gewisse Todesarten begründet, während ihm eine andere weit erträglicher scheint. So stürzte sich ein Mensch in den Fluß, den unverweilt ein Schiffer mit seinem Bootshaken herauszuziehen suchte. Der Selbstmörder bestrebte sich, seine Kleider von dem Haken loszumachen, um dem Schiffer zu entkommen, bis dieser nach manchen vergeblichen Vorstellungen ihm mit rauher Stimme droht, das Eisen in seine Brust zu stoßen, wenn er sich länger sträube. Auf der Stelle überläßt sich der Unglückliche seinem Retter ohne Widerstand. — Ein Anderer, nachdem er sich an einer seichten Stelle in den Strom gestürzt, watete heraus, um einen zweckmäßigern Ort aufzusuchen. Im Moment aber, wo er sich von der Brücke herabstürzen will, wird er von der Schildwache aufgehalten, die ihn zu erschießen droht, warauf er sich ruhig nach Hause begiebt.

Kurz vor der letzten pariser Revolution im Juli 1830 erschoß sich der bekannte Buchhändler Sautelet um 4 Uhr Morgens, nachdem er einen großen Theil der Nacht hindurch Correcturen aus seiner Buchdruckerei durchgesehen.

Eine Frau stürzte sich in Paris aus dem dritten Stockwerk auf die Straße, weil sie die Liebesbezeugungen nach russischer Weise (wöchentlich zwei Mal geprügelt zu werden — si fabula vera —) von Seiten ihres Mannes, nicht mehr vertragen konnte.

In J. kannte ich einen 44jährigen Mann, keinen Sokrates, sondern einen Schneider von hitzigem Temperament, von welchem ich mit Göthe sagen konnte:

„Ein braver Mann! Ich kannt' ihn ganz genau:
Erst prügelt' er, dann kämmt' er seine Frau.“

Er stürzte sich nach einem ehelichen Zwist am 8. Mai 1809 in einem Walde in den sogenannten Teufelsteich und fand da den erwünschten Tod. Als seine liebe Ehehälfte —

— ein keifendes Xantippchen — dieß erfuhr, rief sie aus: „der gottlose Kerl, macht' mir noch so ein Unglück!"

In Holland sollen böse Weiber, so wie Schimpfen und Zanken mit ihren Männern eine Seltenheit seyn.

Zankende Eheleute sind doch wahre Spielkartenblätter, die, nachdem sie lange gestritten haben, des Nachts ruhig beisammen liegen.

In der Stadt Marseille war sonst fortwährend von der öffentlichen Behörde ein immerfertiger Gifttrank aufbewahrt, um ihn demjenigen zu geben, der dem höchsten Gerichte eine genügende Ursache angeben konnte, warum er nicht länger leben möge — was man aber heut zu Tage nicht mehr beachtet. — Im Sommer 1832 fand daselbst ein doppelter Selbstmord aus Liebe statt. Eine junge Kleidermacherin von außerordentlicher Schönheit hatte mit einem Schreinergesellen Bekanntschaft; des letztern Familie widersetzte sich aber ihrer Heirath. Sie beschlossen daher, ihrem Leben durch Kohlendampf ein Ende zu machen und man fand sie in ihren Sonntagskleidern, die Arme fest in einander verschlungen, erstickt daliegen.

Von dem wahrhaft fanatischen Muth, mit welchem die bethörten jungen Anhänger der republicanischen Parthei in dem Pariser Aufstande vom 5. und 6. Juni ihre verzweifelte Sache verfochten, zeugt unter andern Thatsachen auch die, daß in dem einen Hause, dessen Treppe von den eindringenden Truppen bereits erstürmt war, man beschloß, sich lieber gegenseitig zu tödten, als den Nationalgarden in die Hände zu fallen. Das fürchterliche Vorhaben wurde ausgeführt und der zuletzt am Leben Gebliebene stürzte sich aus dem Fenster auf die Bajonette der das Haus umgebenden Soldaten.

Der als Seelenarzt sehr bekannte und geschätzte Dr. Falrat (nach seinen statistischen Untersuchungen im Seine-Departement über die Zahl der Irren vom 1. Juni 1801 — 1. Jan. 1828) fand, daß die weiblichen Irren die der männlichen um $\frac{1}{3}$ übertreffen, die meisten Individuen unverheirathet sind, die Männer zwischen 30—39, die Frauen zwischen 40

bis 49 Jahren. Vorherrschend ist bei Frauen der Trübsinn, bei den Männern der Selbstmord. Bei letztern fallen die meisten Selbstmorde in den April, bei erstern in den August. Die Beischläferei (Concubinage) bringt fast dreimal soviel Frauen als Männer zum Selbstmord. Ursachen sind bei erstern unglückliche Liebe und Eifersucht, bei letztern Ehrgeiz. Die Noth wirkt auf beide Geschlechter tödtlich.

Im Sept. 1832 grassirten in Paris neben der Cholera auch Selbstmorde. Am 11. Sept. fand man ein junges elegantes Liebespaar neben einander erschossen.

In England waren die Selbstentleibungen auch im Jahre 1831 nichts seltenes.

In Deutschland zeichnete sich hauptsächlich Sachsen leider dadurch aus. Während in Schweden erst auf 92,375 Einwohner und in Mailand auf 72,570, in Preußen auf 14,224 Einwohner nur 1 Selbstmörder kommt, ermordet sich in Sachsen von 8446 Einwohnern jährlich einer. Man rechnet in Leipzig, das 45,000 Einwohner zählt, jährlich 14 Selbstmorde, und nach der neusten Statistik von Sachsen sind in Dresden unter den Gestorbenen der letzten 11 Jahre 126 Selbstmörder und Verunglückte. — In der Nacht zwischen dem 3. und 4. März 1831 erschoß sich in Dresden ohne einen bekannten Grund, ein junger Mann, der erst vor etlichen Jahren die Universität verlassen hatte und bei einer höhern Behörde auskultirte.

Am 27. März 1830 stürzte sich ein Dienstmädchen in die Elbe und am 6. April 1830 zählte man schon 3 Selbstmörder in 14 Tagen. An jenem Tage ward ein sehr verdienter, kenntnißvoller und rechtlicher Officier begraben, der am 4. um Mitternacht in einem Anfalle von Schwermuth, 2 Pistolen auf einmal gegen seine Stirn abdrückte. Beide Kugeln blieben in der Hirnschale sitzen, der Oberkopf war aber so schrecklich zerrissen, daß beide Augen herausgedrückt wurden und das rechte sogar bis auf den Schnurrbart herabhing. Die Pistolen hatte der Unglückliche einen Tag vorher mit aller Besonnenheit in den besten Stand

setzen lassen, damit sie nicht etwa versagen konnten. Mehrere hinterlassene Briefe, die er anscheinend mit der größten Ruhe schrieb, zeugen von einem hohen Grade von Schwermuth und Lebensüberdruß.

Der mit Recht sehr berühmte Berlinische Privatlehrer, Romanendichter und Geschichtsschreiber Daniel Leßmann fand in der Nähe von Wittenberg ohnweit Koppenstädt auf der Reise nach Leipzig den Tod von eigner Hand. Ein großes vielseitiges Talent ist mit ihm untergegangen. Es geschah bald nach Vollendung seines Werks: „das Wanderbuch eines Schwermüthigen." Erster Theil. Süd-Frankreich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831. Die tiefe Schwermuth des Verf. verräth sich durch den ganzen Ton des Buchs. Gleich im Anfang tritt ein Selbstmörder auf, den er mit folgendem Humor anredet: „Theuerster Verbrecher, welch eine betrunkene Parze hat Ihnen den vermaledeiten Pistolengedanken eingegeben? Oder sollte es Ihr eigner gewesen seyn? Kaum kann ich es glauben. Wie möchte ein junger hoffnungsvoller Dichter durch eine sündliche Bleikugel die Welt um all die schönen Erzeugnisse bringen wollen, deren Keime in seinem fruchtbaren Geiste lauschen? Ich bitte Sie, schonen Sie sich; man lebt gewöhnlich nur ein Mal, und bekanntlich giebt es nur zwei Dinge, die durch den Tod schöner werden, ein Krebs nämlich und ein reicher Schwiegervater — Sie aber scheinen mir keins von beiden zu seyn. Lesen Sie Mendelsohns Phädon oder Hufelands Makrobiotik, ein Buch, welches man Delinquenten nicht genug empfehlen kann. Suchen Sie sich überhaupt zu zerstreuen — an Mitteln fehlt es nicht; wir haben gegenwärtig in unserer Stadt sechs poetische Gesellschaften, wo man recht gut ißt; fünf belletristische Blätter, jedes in seiner Unart das Beste, und lassen sich alle mehrmals lesen, weil man schwerlich behält, was darin steht; vier berühmte Sängerinnen, die größtentheils ohne Ehemänner, dennoch auf einander eifersüchtig; drei Reitschulen, wo die Damen sich im Zügelführen üben; zwei Theater, welche die Sehnsucht nach einem dritten lebendig erhalten, und ein anatomisches Museum. — Nie habe ich einen Selbstmörder aus vol-

lerem Halse lachen hören. — Wo wollen Sie hin, geehrter Herr? rief er. Ich will ja lieber in der ersten besten Buchdruckerei bis an mein selig Ende die Romane meines Todfeindes setzen, als einen frevelhaften Teufelsfinger an meinen Körper legen. Außer dem Thoren, der sich entseelt, giebt es, auf Ehre, keinen größeren Narren, als Einen, der sich entleibt." — In dem Gedicht: „der Weihnachtsbaum" erwähnt sich Leßmann hängend an dem Baume, und in der „Schlittenfahrt" das Schnupftuch als Mittel.

D. L. war geboren den 18. Januar 1794 in Soldin in der Neumark, studirte Medicin, ging 1813 als freiwilliger Jäger in den Freiheitskampf, war 1815 Arzt bei einem ambulanten Lazareth, 1817 in Wien Doctor, Lehrer der jüngern Grafen O'Donnel in Verona, gab 1824 lyrische Gedichte heraus, hatte mit dem angespanntesten Fleiße im Sommer 1831 einen Roman vollendet (die Heldenmühle), als er sich mit diesem Manuscript, das im zweiten Theil eine tragische Fülle des innern Zwiespalts schildert, in einer heitern Stimmung und zwar, seiner Gewohnheit gemäß, zu Fuße, am 1. September 1831 auf den Weg nach Leipzig begab, um Verbindung mit dem Buchhändler anzuknüpfen. Am 2. September fand man ihn in einem Walde erhängt an einer Birke. Er schien gesund an Leib und Seele, zufrieden mit seiner Stellung im Leben und in der Literatur, und immer gleichmäßig heiterer Stimmung. Er schien es nur; denn wirft nicht ein schreckliches, selbstgewähltes Ende unheimliche, schwarze Schatten auf dieses Daseyn zurück, das, stark und in sich vollendet, sich selbst zu genügen schien? Wenn er einen heimlichen Schmerz im Innern genährt hat, und seine Reflexion unvermögend war, ihn zu lösen, einen Schmerz, der ihn zum Selbstmord treiben konnte, so ist er ungekannt über die Erde hingegangen; denn keinem seiner Freunde hat er sich anvertraut und seine Schriften geben keinen genügenden Aufschluß. Vielleicht konnte er sich aber nicht erschließen und sein Schmerz hat ihn erdrückt.

Am 30. März 1830 stürzte sich der Signalist des

ersten Schützenbataillons von der Brücke in die Elbe. Der Czako und das Seitengewehr legte er, einen Augenblick vor dem Todessprunge, in das im Hauptpfeiler der Elbbrücke stehende Schilderhaus. Verwundert fragte ihn die Schildwache: was das bedeuten solle? und er entgegnete kurzhin: das werde man sehen. In diesem Momente nahm ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit der Wache in Anspruch, und der Unglückliche benutzte dies, sein gewaltsames Vorhaben auszuführen. Er diente bereits 16 Jahre, stand, wegen steter musterhafter Aufführung, in der Classe der ausgezeichneten Soldaten und hinterließ seine ökonomischen Verhältnisse in der größten Ordnung. Was ihn zu jenem unglücklichen Schritt gebracht haben möge, ist noch nicht ermittelt. Er hinterließ weder Frau noch Kinder. (Sachsenzeitung vom 1. und 3. April 1830.)

Am 1. April früh ½4 Uhr entsprang ein Soldat vom Schützenregimente, welcher von der ablösenden Patrouille auf seinem Wachtposten, in der Nähe des sogenannten Salomonstempels auf dem Zwingerwalle, schlafend betroffen worden war und in Folge dessen strenger Verantwortung entgegen sehen mußte, — eben als man ihn in das General-Kriegsgericht zum Verhör führte, — auf der Elbbrücke der ihn begleitenden Wache und stürzte sich über das Geländer in die Elbe, wo er natürlich im Augenblicke ein Opfer des Todes wurde.

Auch in Weimar kamen im October 1830 in dem kurzen Zeitraume von vier Tagen vier, im Juni 1835 drei Selbsttödtungen vor, ausgeführt von Personen, die alle nicht durch dringende Noth dazu gedrängt wurden.

Hessen betreffend stürzte sich ein kaum 16jähriges Mädchen, aus Gram über die Unbeständigkeit ihres Verehrers, mit verbundenen Augen und die Taschen mit Steinen angefüllt, bei Gießen in die Lahn, und fand darin den Tod am 28. März 1831. — Der bekannte Philosoph Pitschaft ist seinem Verwahrungsort Rockenburg entsprungen, abermals eingefangen worden, und hat sich darauf aus Aerger, sehr unphilosophisch, im November 1831 erhängt.

Am 18. November 1830 früh um 5 Uhr erschoß sich zu Darmstadt ein Soldat auf dem Posten am Jägerthor. Vierzehn Tage früher spielte ein Hornist die Rolle eines verzweifelnden Liebhabers und wollte sich und sein Mädchen erschießen. Am großen Woog, wohin er sie unter dem Vorwande eines Spazierganges gelockt hatte, gedachte er sein schwarzes Vorhaben auszuführen, allein wie durch ein Wunder entwischte das Mädchen dem Rasenden, der nun das tödtliche Feuerrohr gegen sich selbst, aber so ungeschickt richtete, daß er sich die Kinnlade wegschoß. Man brachte ihn ins Spital, wo er nun sich selbst zur Qual und Andern zum Abscheu wieder hergestellt seyn wird.

In Hinsicht des preußischen Staats haben sich nach der Berechnung der Revue de Paris vom Jahr 1825 bis 1831 in Berlin 525 Menschen entleibt: 234 haben sich erhängt, 163 erschossen, 60 ersäuft, 20 erdolcht, 19 aus dem Fenster gestürzt, 17 die Gurgel abgeschnitten, 10 vergiftet, 2 die Pulsader geöffnet. Unter ihnen sind 12 Selbstmörder aus Liebe und 11 aus ehelichem Hasse. Die letztere Quelle hätte man ergiebiger glauben sollen.

Ein Bäcker zu Cöln erstickte im Januar 1831 sein braves 5jähriges Stiefkind in Mehl, verbrannte den Leichnam im Backofen zu Kohlen und Staub und war noch frech genug, es in den Zeitungen als verloren ausschreiben zu lassen. Die Knöchelchen des Kindes und Knöpfe der Kleidung fand man in dem Backofen. Die arme Mutter dieses unglücklichen Geschöpfes ist zwei Tage darauf vor Schrecken und Verzweiflung gestorben. Der unmenschliche Stiefvater, der alsbald zur gefänglichen Haft gebracht wurde, hat sich, nach drei Tagen, selbst erhängt.

In Gmünd bei Tegernsee in Baiern erhängte sich im April 1831 der neunjährige Pflegesohn des dasigen Papiermüllers, weil ihm sein Lehrer eine körperliche Strafe angedroht hatte, im Fall er seine Aufgabe wieder nicht richtig machen werde. Allerdings ein trauriges, den Menschenfreund tief betrübendes Zeichen von tiefgesunke-

ner Moralität und ein fast unglaublicher Entschluß von einem 9jährigen Knaben.

Am 17. Januar 1831 haben sich zu München zwei unglücklich Liebende im englischen Garten gegenseitig erschossen. Das Mädchen ist die Tochter eines Obersten, und der unglückliche Mann ein Handlungsdiener, jung und wohlhabend und aus Trient gebürtig.

Der baierische Staatsrath (in München) von Knopp schnitt sich im August 1832 die Kehle ab.

Nachrichten aus Bad Ems vom August 1832 zufolge, hat daselbst die junge Gräfin S. den Faden ihres Lebens gewaltsam zerrissen. Sie suchte und fand den Tod im Lahnflusse und zwar, wie erzählt wird, an einer Stelle, wo das Wasser nur 3 Fuß tief war, sie mithin nur durch Untertauchen ihren Zweck zu erreichen vermochte. Tiefe Schwermuth, durch unglückliche Liebe hervorgerufen, soll der Beweggrund gewesen seyn. Die junge Dame wird allgemein bedauert, zumal da sie von einer Welt schied, wo alle äußeren Verhältnisse die glücklichsten für sie schienen.

Am 23. Mai 1831 wurde außerhalb Aschaffenburg in der Nähe des Schießplatzes, der Soldat vom 14. Linien-Infanterie-Regiment G. Göppner und seine Geliebte Gertr. Fischer von Leider, Landgerichts Aschaffenburg, todt gefunden. Sie hatten durch Pistolenschüsse einander selbst entleibt. Göppner hielt die Pistole noch in der Hand.

In Wien ermordete ein Familienvater seine Frau und seine vier Kinder im August 1832 und dann erhängte er sich selbst. Er hatte bei dem Unfall seines Geschäftes und der nahen Aussicht, sich mit seiner Familie am Bettelstabe zu sehen, sein Glück in der Lotterie vergebens versucht, und da vor dem Tage seiner entsetzlichen That ein starker Wechsel fällig war, so glaubte er seine Familie nur dadurch vor der Schande retten zu können, daß er mit ihr die Welt verließ.

Im Königreiche Böhmen wurden im Militärjahre 1827 geboren: 103,631; es starben: 99,485. Selbstmörder gab es auf dem Lande: 119; in der Hauptstadt: 6; zusam-

men: 125. (Medicinisch-chirurgische Zeitung vom 1. September 1828.)

In Ulm hat sich ein 19jähriger polnischer Lieutenant Cosinsky erschossen. Er war einer von den 18 Akademikern, die am 19. November 1830 zuerst in Belvedere eindrangen.

Krukowiezki soll sich auf seinem Transport nach Sibirien ebenfalls erschossen haben, so wie der reiche Graf, der Landbote Stanislaus Jezierski im März 1831, bekannt durch seine Sendung nach St. Petersburg.

Zu den heroischen Thaten der Polen gehört die des Lieutenants Ordon, der allein auf seiner Batterie blieb und seine Redoute mit zwei russischen Kompagnien in die Luft sprengte. (Frankfurter Journal vom 21. October 1831.)

Die feierlichen Selbstmorde der indischen Wittwen — diese thörigten Opfer — sich mit dem verstorbenen Leichnam ihrer Männer lebendig zu verbrennen, beliefen sich vom Jahr 1819 — 1823 in einer einzigen Provinz des britischen Indiens noch auf 3059. Nach den Bombay-Zeitungen vom Ende 1831 stürzte sich die letzte, eine erst 18 Jahre alte Frau, obgleich ihre Freundinnen es verhindern wollten, in den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam ihres an der Cholera verstorbenen Mannes verbrannt worden war.

Aehnliche fanatische Selbsthinrichtungen finden wir bei den Hindus, den Ureinwohnern Hindostans. Dort wird am Wagenfest — einer Art Kirchweihfest, Einweihung jeder Pagode (Tempel, Koils) – das in ganz Indien so berühmte Götzenbild Dschagernaut auf einen ungeheuern, schweren Wagen gehoben, trotz den davor angeschirrten Pferden aus Pappe, von Menschen gezogen und unter Begleitung von Instrumenten fortgebracht. In wahnsinniger Frömmigkeit werfen sich manche Pilger vor die Räder des Wagens und lassen sich zerrädern, zermalmen, indem der Volkshaufen jauchzt und die dem Gottesdienst gewidmeten Tänzerinnen, die Devedaschis, (Bajaderen) tanzen. (Malerische Reise um die Welt von Dumont d'Urville.)

So geht unter den Tschoqua-Indianern jährlich ein Weib ihrem Tod freiwillig entgegen, indem jene ihr berüchtigtes Pfeilgift „Currari" bereiten, was nur einmal im Jahr und des Nachts geschieht. In ein großes irdenes Gefäß werden viele schädliche Pflanzen und Gift von mehreren Schlangen gethan, darüber hängen eine Menge gelber Kröten, denen der Bauch aufgeschlitzt ist, um das Fett bei dem Feuer heraus und in die Brühe zu braten. Die Köchin ist das älteste Weib des Stammes, welche in den giftigen Dämpfen ihren ehrenvollen Tod findet. Alle Uebrigen tanzen um den Topf mit Gesang, aber in immer größerm Kreise des Giftes wegen; die Alte singt mit, bis sie stirbt.

Auch in Afrika ist die Autochorie nicht fremd. In der Stadt Gondar, im Reiche Amhara in Habesch in Abissinien, wurden (der Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils 4ten Bandes S. 81 zu Folge) der jungen reizenden 17jährigen Welleta Selasse von ihrem Großvater dem Ras (Vicekönig) Michael, der seinen einzigen Sohn umgebracht hatte, so zugesetzt, seine viehischen Neigungen zu befriedigen, daß sie, weil sie dieses nicht vermeiden oder hindern konnte, Arsenik nahm. Es war, wie sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens gestand, das einzige Mittel, um dem so ungeheuern Verbrechen der Blutschande mit dem Mörder ihres Vaters zu entgehen.

Die Bewohner einer südlich von Sierra Leone gelegenen Landschaft bringen sich meistens um, wenn sie in die Sclaverei geschleppt werden.

Der Araber geht, wenn er seines Lebens überdrüssig ist, in die Wüsteneien, um eine sichere Beute der wilden Thiere, also des Todes zu werden, denn durch selbst Hand an sich legen, glaubt er Muhamet mißfällig zu werden. Entleibt sich ein Sclave, so bekommt sein Kettennachbar, weil er es nicht verhindert, die Bastonade und muß den Körper hin nach einer Anhöhe tragen und ihn hinunterstürzen.

Im Amerika faßte im August 1830 ein junger 27 jähriger Mann in religiöser melancholischer Stim-

mung den Entschluß durch Enthaltung von Nahrung sein Leben zu endigen. Bei bloßem Genusse von Wasser dauerte es doch 7 Wochen und 4 Tage, ehe er starb. Die ersten 6 Wochen ging er täglich aus und brachte den größten Theil des Tages im Gehölz zu. In den ersten 3 Wochen magerte er bedeutend ab, nicht so auffallend in den folgenden, doch blieben ihm seine Kräfte ziemlich bis kurz vor seinem Tode. Der Puls war noch einige Tage vor seinem Tode regelmäßig, doch langsam und schwach, so auch der Athem, welcher aber, wie seine Ausdünstung, äußerst übelriechend. Darmausleerungen waren oft mehrere Wochen lang nicht erfolgt. (Im American Journal of the Med. sciences. Aug. 1830.)

Ein Italiener, Namens Viterbi, war als Mitschuldiger eines Mordes, den er nicht eingestand, von seinen Feinden, welche seine Richter waren, zum Tode verurtheilt worden. Vergebens hatte er gegen das Urtheil appellirt und beschloß daher, den Hungertod zu sterben. Diesen Vorsatz führte er auch aus und endete sein Leben am 21. Tage, wobei er anfänglich sein Tagebuch selbst niederschrieb, später aber dictirte. Mit Fleiß setzte man ihm täglich Speise und Getränke vor, um ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Der brennende Durst vermochte ihn jedoch nur, wäh dieser ganzen drei Wochen einigemal einen Schluck Wasser zu nehmen und einmal einen Löffel Wein.

Der englische Historiker Dr. Lingard ist im Jahre 1833 in Dover auch freiwillig Hungers gestorben.

Bei einem im Jahre 1828 in Baden vorgekommenen Fall von Hungertod hatte der Melancholische, — nach Froriep's Notizen vom December 1828 S. 82. — welcher den Himmel durch seinen Tod versöhnen wollte, trotz heftigen Schmerzen im Magen und Schlunde, 28 Tage nichts gegessen, bis der Tod erfolgte. Bei der Section zeigten sich im Magen, Darmkanal und Leber einige brandige Stellen, das Herz war fast leer, die Aorte weich und weit, das Gehirn ganz weich und die Muskeln wie vertrocknet.

Auch auf dem altlantischen Oceane fielen in den letzten Jahren mehrere Selbstmorde vor. Auf dem

Wege von Hamburg nach Rio Janeiro brach auf dem Schiffe Germania am 3. Jul. 1824 eine Rebellion aus, wobei sich besonders Rieck, ein ehemaliger Züchtling in Hamburg, auszeichnete. Als er hierauf für sein Vergehen mit Peitschenhieben bestraft wurde, sprang er aus Verzweiflung ins Meer, ward aber wieder herausgeholt. — Als dasselbe Schiff am 18. Aug. 1824 die Linie passirt und den 20. Aug. 1° 58′ südl. Breite erreicht hatte, stürzte sich der Goldschmidt Shelageter in einer Gemüthskrankheit ins Meer. (S. Henrici's, aus Nordhausen, Reise nach Rio Janeiro. Gesellschafter vom 10. Juni 1826.) — Nachdem das holländische, vom Lieutenant Stein befehligte Kauffahrteischiff „Frau Friederike" am 12. April 1829 von Jamaika nach Holland unter Segel gegangen, aber am 21. einige Tagereisen von Cuba sich einem Seeräuber hatte ergeben müssen, wurden die Holländer gezwungen, auf dem Bret zu laufen (walk the plank), d. h. mit verbundenen Augen und einer Kanonenkugel an jedem Bein auf einem Bret zu gehen, dessen Ende über Bord gehalten wird und das überschlägt, so bald der Unglückliche es übertritt, auf welche Weise gewöhnlich die Gefangenen von den Seeräubern ertränkt werden. — Dem einen holländischen Matrosen wollten 2 Seeräuber die Augen ausstechen. Dieser aber ergriff sie mit Gewalt, stürzte sich mit ihnen ins Meer und ertränkte sie mit sich zu gleicher Zeit. (S. die verwegensten Seeräuber rc. A. d. Fr. übers. Stuttgart, 1832. S. 165.)

Freiwilliger Tod zweier Neger auf dem Ocean aus fast unglaublichem Edelmuth.

Die Nacht war angebrochen, der Himmel klar und heiter, das Meer ruhig. 28 Personen standen am Bord des Fahrzeugs die „Sechs Schwestern." Alles schien ihnen eine glückliche Ueberfahrt zu versprechen. Die Luft war rein und wehte balsamische Düfte; der fröhliche Gesang der Matrosen verschmolz sich sanft und harmonisch mit dem Getöse der Wogen und der Kapitän Hodoul saß in gemüthlicher Ruhe an

der Seite der Madame Mulsit, einer der Passagiere des Schiffes, und unterhielt sich mit ihr traulich von seinem Vaterlande. Da ertönte plötzlich einige Schritte von ihnen ein Ausruf des Schreckens aus der Mitte der Mannschaft. Eine glänzende Flamme erfolgte unmittelbar darauf. Das Feuer, aus unerklärlicher Unvorsichtigkeit entstanden, ergriff das Fahrzeug und der Brand verbreitete sich mit schreckbarer Schnelle immer weiter. Alles, was die menschliche Kraft und Anstrengung vermochte, wurde alsbald angewandt, um diese Verderben drohende Gefahr abzuwenden. Ach, vergebliche Bemühung, es erhob sich ein Wind, der Horizont verfinsterte sich und die Feuersbrunst griff siegreich um sich. Die Flamme steigt, leckt, schlängelt, dreht sich und umgiebt bald mit einem magischen Zirkel das ganze Schiff. Es brennt, knistert und stürzt in Trümmer zusammen.

Es geschah dieß im April 1819, zu der stürmischen und veränderlichen Frühlingszeit. Auf ein kleines Boot, das der fürchterliche Brand verschonte, hatte die Mannschaft der Sechs Schwestern die letzte Hoffnung der Rettung gesetzt. Die Passagiere stürzten sich in wüster Verwirrung und Unordnung hinein und füllten dasselbe an. Neue Verzweiflung! Sie sehen ein, daß das Boot zu klein ist, um sie Alle zu tragen und kein Platz für den Piloten mehr übrig blieb, um es zu lenken und vor Strandung zu bewahren, im Fall sich nur im Mindesten ein Sturm erhöbe. Und schon brausten die Wogen und rollte der Donner. — Alles ist verloren. Das Boot, allzusehr angefüllt, daß sich kein Arm zu bewegen vermochte, geht seinem Untergang entgegen, um in den gähnendem Wellengrabe verschlungen zu werden. Der Kapitän und seine Seeoffiziere halten in Eile eine Berathschlagung, was anzufangen sey. Einige Opfer müssen dem Gemein-Wohl gebracht werden; man muß diejenigen über Bord werfen, welche das Fahrzeug überlasten. Zwei sollen den Anfang machen. Dann wird man sehen, ob es noch mehrerer Schlachtopfer bedarf. Aber wer soll geopfert und gewählt werden? wer das Opfer und die Wahl vollbringen? — Zwei Neger-Sclaven waren mit rührender Sorgfalt um Madame Mulsit, ihre Herrschaft,

beschäftigt, welche sterbend ihre Hände nach ihrem Kinde ausstreckte, welches eine daneben stehende Amme säugte. Die Blicke des Kapitäns und der Seeleute streiften an den schwarzen Gestalten vorüber; die Wahl der beiden Opfer ist getroffen.

Aber werden sich diese starken Söhne des Senegal, deren gewichtiger Körper und athletische Muskelkraft den kräftigsten Widerstand dem willkührlichen Menschenmord entgegen zu setzen vermag, ungestraft ins Meer werfen lassen? Keineswegs, sie werden sich vertheidigen, und ein solcher Kampf, mitten in diesem zerbrechlichen Fahrzeuge, das bei der geringsten Bewegung unterzusinken droht, wird dieses dem Abgrunde des Meeres übergeben. Das Ungewitter verdoppelte seine Heftigkeit, es ist kein Augenblick mehr zu verlieren; eine neue Entscheidung ist getroffen: Hodoul, dem das Blut in den Adern erstarrt, bedeckt sich mit seinen Händen das Antlitz: die Frauen und das Kind sollen untergehen. Ein Neger hatte diesen Ausspruch gehört, er klopft auf die Schulter seines schwarzen Bruders und wechselt mit ihm leise einige lebhafte, aber kurze Worte. Dann, sich an Madame Mulfit wendend, sprach er: „Er und ich! machen Platz. Die Herrin sieht an unserer Statt das Vaterland wieder.“ Darauf wandte er sich an den Kapitän und fuhr in einem feierlichen Tone fort: „Schwöre mir, die Herrin zu retten! und augenblicklich weihen wir uns dem Wellengrabe!“ — „Ja! versetzte der Chef gerührt, ich beschwöre es, selbst vor Gott!...“ — „Nein, fiel Madame Mulfit ein, welcher jetzt diese Unterredung verständlich wurde, nein, ich nehme diese bewunderswürdige Aufopferung nicht an; meine Neger sind jung und brav; ihre Kraft kann Euch noch nützen; aber ich!... unnütz .... und zur Last! .... mir kommt es zu, meine Herren, zu sterben ... Wittwe ... ich weihe mich ... ich bin zum Tode bereit. Nur noch eine Bitte! Möge mein Kind wenigstens gerettet werden! Möge es das Eurige seyn! Kapitän.“ — Die arme Mutter, in Thränen gebadet, riß ihr Kind von der Brust der Säugamme, nahm es in ihre Arme und überreichte es unter den Feuerstrahlen des Blitzes dem Chef des Schiffes. Passagiere und Matrosen, Alle adoptirten das Kind der Wittwe. „Armes Kind!

riefen die beiden Neger schmerzvoll aus, indem sie es umarmten und ihr schwarzes Gesicht an dessen weiße Gestalt anschmiegten. — „Lebe wohl, Kleiner! Dort!“ Und mit der Hand nach dem Himmel zeigend, sprangen sie in das Meer, indem in diesem Augenblicke eine blitzende Flammensäule die ganze Umgebung erleuchtete; beide verschlang der gähnende Abgrund . . . Unerwartetes Wunder! Es bedurfte keines Opfers mehr! Diese erhabene und edle Aufopferung hat den himmlischen Zorn besänftigt. Der Wind legt sich und der Gewittersturm läßt nach. Das Fahrzeug war gerettet.

Werfen wir einen Blick in die Vorzeit, so finden wir Fälle von Selbsthinrichtungen genug, z. B. als Jonathan, Abinadab und Malchisua, Sauls Söhne, gefallen waren in der Schlacht, Bogenschützen Israels unglücklichen König sehr verwundet hatten, sprach Saul zu seinem Waffenträger: „Zücke Dein Schwert und erstich mich damit.“ Aber sein Waffenträger wollte nicht, da stürzte Saul sich in sein Schwert. Da nun sein Waffenträger sahe, daß Saul todt war, fiel auch er in sein Schwert und starb mit ihm. — So faßte Simson die zwei Mittelsäulen, auf welchen das Haus ruhte, in und auf welchem über 3000 seiner Feinde sich befanden, riß sie um, daß das Haus zusammenstürzte und seine Feinde unter demselben mit ihm ihren Tod fanden. — Bei der Erstürmung Gamala's in Galiläa durch Vespasian stürzten sich die Juden mit ihren Weibern und Kindern von einem steilen Felsen herab, wohin sie von dem siegenden Feinde waren verfolgt worden. — Bei der Zerstörung Jerusalems im September des Jahres 70 brachten sich mehr als 2000 Juden, die sich in unterirdische Schlupfwinkel gerettet hatten, selbst um.

In neueren Zeiten und zwar im 30jährigen Krieg bot Magdeburg, als es am 10. Mai 1631 von dem grausamen Tilly war erobert worden, so viel Gräuelscenen dar, daß, wenn man die Größe, den Wohlstand, die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Erstürmer

zusammen denkt, seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen wurde. — Wallonen und Kroaten plünderten, stießen Weiber mit ihren Säuglingen nieder und schändeten öffentlich ehrbare Jungfrauen. Hierauf stürzte sich eine Anzahl solcher Mädchen, die Augenzeugen solcher Greuelthaten waren, um nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, in die Elbe. Eine adelige Dame stürzte sich in den Brunnen, um der Wuth der Soldaten zu entgehen. Eine andere, welche ein Soldat mit Gewalt über die Strombrücke ins Lager schleppen wollte, stürzte sich, sobald sie die Hände los hatte, ebenfalls von derselben herunter in die Elbe.

Am 12. Mai 1632, nachdem ohnweit Kempten die Bauern, welche Selbstrache an den Schweden genommen, durch die Schweden eine große Niederlage erlitten hatten, suchten an 150 Bauern in einer Kirche Schutz. Die erbitterten Schweden zündeten die Kirche an, da stürzten sich einige vom Kirchthurme herab und die übrigen verbrannten.

Wenn wir nun unsern Blick von der alten Welt nach der entgegengesetzten Halbkugel richten, so finden wir auch da Beispiele von freiwillig gewähltem Tod, aus Muth und festem Willen, das Leben höheren Zwecken zu opfern.

Alpahula, ein Greis, der Häuptling eines an den Anden wohnenden, muthigen und in der Vertheidigung gegen die räuberischen feindlichen Spanier sehr geschickten Volksstammes, ein kühner unabhängiger Kazike in Peru, von überwiegendem Geist und unerschütterlicher Tapferkeit, erlag zuletzt den überlegenen Waffen seiner europäischen Gegner. Der habsüchtige spanische General, Juan Alcantera, suchte diesem seinen Gefangenen durch Drohungen, Tortur 2c. das Geständniß zu entlocken, wo er seine Schätze bewahre. Man schleppte ihn in eine Felshöhle, wo dieser vorgab, daß sie sich befänden. Mit der seinen Freunden oft mitgetheilten Ueberzeugung, daß das Herz eines vaterlandsliebenden Häuptlings und das edelste Opfer das Leben derer, welche die Söhne ihres Gottes mordeten und seine Tempel schändeten, der beste

Schatz Peru's sey, stürzte er sich urplötzlich, die an ihn gefesselten Spanier und seinen Peiniger, Juan Alcantara, von einem schmalen Pfad in eine gähnende Tiefe mit herabreißend, von dem schwindelhohen Pfade mit solcher Kraft hinunter, daß er jene Tyrannen, welche an seine Ketten gebunden waren, mit sich hinabriß. Ueber zackigte Felsenspitzen, über Klippen hinweg hinunter rollte das gefesselte Opfer in einen gähnenden, schwarzen Abgrund, dessen Boden seit der Schöpfung der Erde nie ein Strahl des goldenen Tageslichtes erleuchtet, noch ein menschlicher Fuß betreten hatte. Das laute Geschrei ward zum Gewimmer, das Gewimmer erstarb, das Klirren der Ketten ward schwächer und schwächer, bis es sich tief unten verlor.

Als Ferdinand Cortez 1520 die Hauptstadt der Mexikaner und zuletzt den hohen Thurm des Haupttempels erstürmte, wollten zwei junge edle Mexikaner ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer bringen und mit sich selbst den feindlichen Befehlshaber in den Tod stürzen, ergriffen ihn plötzlich mit großer Kraft und rissen ihn mit sich fort, bis zum Rande des flachen Thurmes, um ihn mit sich hinunter zu raffen und zu zerschmettern. Aber Cortez machte noch eben zur rechten Zeit sich wieder los, und die edlen Jünglinge stürzten nun in dem heftigen Anlauf, den sie genommen hatten, ohne den Spanier in den Abgrund hinunter und endeten in diesem heldenmüthigen, aber unglücklichen Versuche der Vaterlandsrettung ihr Leben.

Auf der Insel Hayti, welche 1492 bei Ankunft der Spanier, unter Colombo, eine Million rothbrauner, glücklicher Einwohner hatte, die durch die Barbarei der Spanier rc. in den neuesten Zeiten bis auf 1500 zusammen geschmolzen sind, empörten sich am 6. October 1820 die Unterthanen daselbst gegen ihren König Henri I. (vorher General Christophe, Neger aus Grenada). Als derselbe die Empörer seiner Residenz Sanssouci sich nähern sah, nahm er sich in seinem Zimmer durch einen Pistolenschuß das Leben.

I.

Selbstmord durch Erschießen.

1.

Οὔτε ναῦν ἐξ ἑνὸς ἀγκυρίου, οὔτε βίον ἐκ μιᾶς ἐλπίδοσ ὁρμιστέον.
Epictet.

(Wie ein Schiff nicht an Einem Anker hängen darf, so auch unser Leben nicht an Einer Hoffnung.)

A. K. ein Musiker aus B. 22 Jahr alt, erschoß sich am 2. Januar 1810 früh zwischen 4 — 5 Uhr ohnweit A. bei St. auf dem thüringer Walde, nachdem er schon mehremale und zu jener Zeit 8 Wochen, in dem nahen L. zum Besuch gewesen.

Er war ein artiger, gesellschaftlicher, angenehmer Mann, bei der königl. Hofkapelle zu Cassel angestellt, Virtuos auf der Violine, kleidete sich sehr anständig. Sein Vater war einst Kapellmeister in B., seine Mutter aber lebte 1810 noch. Von Lebensüberdruß oder gar einem beschlossenen Selbstmorde hatte er sich nie etwas merken lassen; doch konnte man hinterdrein einige seiner Aeußerungen dahin deuten. Er schien sogar immer vergnügt, hatte noch am 1. Januar die Nacht hindurch bis früh 4 Uhr im Gasthofe getanzt, zuletzt noch sich Wurst und eine Bouteille Wein geben lassen und verzehrt, ging, als die Gesellschaft sich verlor, auch weg; nur mochte er gleich unter L., wahrscheinlich damit ihn Niemand auf dem Weg antreffe, durch den Wald an den Ort gegangen seyn, wo man ihn dann erschossen fand, genug, sein Selbstmord hatte ganz den Character des prämeditirten, des sogenannten philosophischen, der in der Regel vor Anbruch des Tages vollbracht wird und vor welchem die, welche den Selbstmord beschlossen, die größte Ruhe, oft sogar eine besondere Fröhlichkeit, erkünsteln.

Die Pistole, mittelst welcher er die That vollzog, hatte er seinem Freunde, bei welchem er zum Besuch war, heimlich genommen, den Feuerstein darauf erst Tags vorher zum Behuf seines Feuerzeugs (er rauchte Tabak) sich geben lassen.

An dem Tage, an welchem er sich entleibte, hatte er angeblich erst nach B. und dann nach Cassel abreisen wollen, von wo er, wenn er keine Gehaltszulage bekäme, nach Rußland zu gehen sich entschließen würde, in der Hoffnung, daß sein Loos sich unter fremdem Himmel, wie oft geschieht, ändere. — Unglückliche Liebe, unbefriedigte Sehnsucht mit der Ueberzeugung, daß er, bei der verzehrendsten, seine ganze Seele erfüllenden Leidenschaft, zu den furchtbaren Qualen einer unvermeidlichen Entsagung verdammt sey: überdem Schulden und Mangel an Geld, hielt man für die Beweggründe zu diesem Selbstmorde. — Seine Papiere hatte er verbrannt, Geld erst einige Tage vorher von seinem Freunde in L. geborgt, doch fand man seine Taschen leer, in seiner Schreibtafel nur seinen Paß und ein Verzeichniß von Städten ꝛc. Er hinterließ elegante Kleider, trug an jeder Hand einen Ring, an der Brust eine Nadel mit einem Vergißmeinnichtblümchen und einigen kleinen Perlen verziert — wahrscheinlich sein ganzer Reichthum bei einer hoffnungslosen Aussicht in die Zukunft.

Als man ihn am 3. Januar Nachmittags um 3 Uhr im Walde besichtigte, lag er auf dem Rücken ausgestreckt mit ausgespreitzten Beinen, den Kopf gegen den Berg an einem von Bäumen freien Platze, dem Hause, in welchem seine Geliebte wohnte, deren Verwandte die Verbindung derselben mit K. diesem verweigert hatten, gerade gegenüber, auf dem Schnee; die Hände in den Schoß zusammengefallen, zwischen demselben und den Beinen lag eine mit der Mündung gegen den Leichnam gerichtete abgeschossene Pistole, aus deren am Schlosse und im Lauf sich angesetzten schwarzen Feuchtigkeit ein stattgefundener frischer Schuß sich vermuthen ließ. Rechts neben dem Leichnam auf dem Schnee lag K's Mütze, auf derselben eine blecherne auf der einen Seite mit Schrot gefüllte auf der andern Seite leere Patrone und neben der Mütze auf dem Schnee etwas Pulver verzettelt.

Der Mund war etwas geöffnet, wie die Augen, das rechte sehr herausgetreten, das obere rechte Augenlied blau unterlaufen, aus Mund, Nase und Ohren Blut geflossen, das Halstuch, die Hemdkrause und Weste, davon bedeckt, die linke äu-

ßere Hand um den Daumen und Zeigefinger herum und fast über die ganze äußere Hand hin, schwarz, wie von daran geschlagenem Pulverdampf; auch auf der Weste fand man einen ähnlichen schwarzen Streifen, den Leichnam selbst von großer Statur und starkem Bau, den Kopf oval, die Stirn gewölbt, das Gesicht vollkommen, die nicht sehr dichten Kopfhaare einige Zoll lang abgeschnitten und in die Stirnecken zurückgetreten.

Nachdem man die Leiche aufgehoben, fand sich im Schnee, wo der Kopf gelegen, eine große Menge Blut, und daß der obere Theil des Körpers und der Kopf sehr wenig in den Schnee eingedrückt gewesen.

Der Entseelte ward nun auf einem Handschlitten nach A. in einen Schoppen (Remise) gebracht und die Untersuchung auf den Morgen des 4. Januar anberaumt.

Das Hemd des Verstorbenen fand man auf dem Rücken ganz durchschwitzt, die Lambdanath mit etwas herausfließendem Blut getrennt, die Sutura sqamosa zersprungen, an der rechten Stirnseite, gegen die Kronennath zu, eine Fractur und einen Theil des Stirnbeins zerschmettert, die Gefäße der weichen Hirnhaut stark mit Blut gefüllt, die Hirnhöhlen aber leer, das große Gehirn vom Schusse zermalmt, daselbst etliche Knochensplitter und 25 Schroten, das kleine Gehirn nach vorne zu vom Schusse gestreift, die knöcherne Höhle des rechten Auges zerstört. Der Schuß war durch den Mund und das Gaumenbein gegangen, hatte alle darüber liegende Knochen völlig zertrümmert, die Schroten hatten bis an den Schädel nach hinten zu durchgeschlagen.

Der Magen enthielt nur wenig Speisen und keine Spur von Entzündung oder Brand.

Allen Umständen nach hat sich K. sitzend erschossen, indem er mit der linken Hand die Pistole in den Mund gehalten (daher der Pulverdunst in dieser Hand), und mit der rechten Hand abgedrückt, da dann beim Umsinken des Körpers die Hände und Pistole in die angezeigte Lage gefallen und der obere Körper nur eine kleine Vertiefung in den Schnee eingedrückt haben konnte.

Was man einst von **italienischen Sängern** behauptete, paßt zum Theil auf die **Musiker überhaupt.** Viele Soprano's verdienen große Summen; aber es scheint für sie das französische Sprichwort: „Ce qui vient par la flute, s'en va par le tampour" — (was mit der Flöte gewonnen wird, geht mit der Trommel verloren) — gemacht zu seyn, oder wie die Italiener sagen: la farina del Diavolo va in crusca — (Das Mehl des Teufels wird zu Kleyen). — Auch leben diese Leute selten lange. Verliert ein Soprano die Stimme, und muß ein Tänzer an Krücken gehen, so sterben sie gewöhnlich vor der Zeit. Denn reisende Musiker und Springer sind — nach S. 169 der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach B. 2. 1826 — bewegliche Thiere; zwingt man sie sich ruhig zu halten, so sind sie die unglücklichsten Geschöpfe der Welt; sie verkümmern und verschmachten. Ihr Leben, das zu lustig begann, endet oft allzu traurig. Es ist, als wenn das Glück ein gemessenes Maas hätte, und leicht zu früh erschöpft werden kann. Gerade so ist es mit dem Wetter: ist der Frühling zu schön, so folgt gewöhnlich ein kalter Sommer.

2.

Statt Glück Verlust,
Statt Hoffnung nur Verzweiflung.
Shakespeare.

Der Weber J. E. zu B., dessen ganzer Lebenswandel musterhaft und lobenswerth gewesen, der stets für einen nüchternen, besonnenen, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Mann bekannt war, seine Kinder zur Schule und Kirche, zu allem Guten angehalten und erzogen hatte, wurde schon im Jahr 1822 durch den Tod seiner Frau sehr erschüttert. Als aber gegen Ende des Julius 1823 auch sein ältester Sohn, ein braver und ordentlicher Jüngling, fortging und einige Tage nachher in einem Teiche todt gefunden wurde, stürzte dieser abermals erlittene Verlust den 62 Jahre alten Vater in finstern Ernst und Tiefsinn, in welchem ihm es schmerzlich fühlbar wurde, daß ihm nun nichts als der tiefe Gram

übrig geblieben, daß er die Welt nicht mehr lieben könne, die ihm so Vieles genommen hatte.

Von Seiten der Familie wurde alle Vorsicht angewendet. Sein Enkel namentlich, der bei ihm in der Lehre war, kam seit jenem unglücklichen Vorfalle nie aus seines Großvaters Hause, legte sich auch am 12. November 1823 mit demselben zu Bette, stand den nächsten Morgen zwischen 5 und 6 Uhr mit ihm wieder auf, mußte nun auf des Großvaters Geheiß, wie gewöhnlich, den Morgenseegen beten. Der alte E. besorgte hierauf seine Arbeitsleute, befahl seinem Enkel die Werkstatt zu heitzen, indeß die Hausmagd ihren Geschäften nachging. — Plötzlich hörte man einen Schuß. Herzugerufene Verwandte eilten herbei, fanden die Thür seiner obern Stube verschlossen, mußten sie daher mit Aexten aufhauen und erblickten dann gedachten E. erschossen auf dem Erdboden in seinem Blute liegen, mittelst seiner eigenen mit Schroten und Pfosten geladenen Flinte getödtet. Der Schuß war an der linken Seite am Schlafbein eingedrungen und hatte das Cranium so zerstört, daß von dem großen Gehirn keine Spur mehr zu finden war. Blos das kleine Gehirn hing um den zerschmetterten Kopf herum. Das linke Ohr fand man von Pulver geschwärzt, das nächste Stubenfenster zerschmettert.

Ach, daß die alten Tage die neuen verderben! daß der Gram geboren wird mit dem Tode unserer Lieben! Wer ein zu Bitteres gelitten, der strebe nicht mehr nach Glück, nur nach Ruhe, innerer Sammlung und Vergessen. Sonst häuft er sich Weh auf Weh!

3.

Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter.
Göthe.

Den Müller D., einen Wittwer, Vater von einem 25jährigen und einem 20jährigen Sohne und einer Tochter von 13 Jahren, einem in seinem ganzen Leben harten, jähzornigen Mann, welcher von christlicher Liebe, Geduld und Ergebenheit

in Gottes Schickung und Vorsehung nicht viel gewußt haben soll, drückte eine Schuldenlast von 3500 Gulden, die zwar seine Kinder zu 3150 Gulden durch ihre Vormünder übernommen hatten, er aber verzinsen mußte. Sein jüngerer Sohn war eben zum Militär ausgehoben worden und sollte nächstens in die Residenz abgehen. Indeß nun D. von seinem ältern Sohne, den man nicht für sehr ordentlich hielt, sich nicht so viel Beihülfe versprach als von jenem, unterhandelte er wegen eines Stellvertreters für den jüngern, was bei den damals kriegerisch aussehenden Zeiten für ihn in seinen Umständen eine große Aufopferung von Geld voraussehen ließ. Er litt überdem auf beiden Augen an dem fast schon ausgebildeten grauen Staare und an dem angehenden schwarzen, war also größtentheils des Gesichts beraubt und glaubte deshalb einer sehr schmerzlichen Operation entgegen zu sehen, war den 23. März 1831 auf dem Jahrmarkte zu S. gewesen und mochte da wohl zu viel Branntwein getrunken haben. D. war kaum Nachmittags 2 Uhr allein nach Hause gekommen, als ihn sein älterer Sohn fragte, welche Resolution er wegen seines Bruders erhalten habe? D., der Vater, antwortete darauf nichts, sondern war zornig und betrübt, schickte seinen ältern Sohn gegen 4 Uhr mit dem Geschirr nach N. und G. Dieser kam etwa Abends 7 Uhr zurück, indem sich Adam L. wegen Antretung seines Bruders für den jüngern D. mit dessen Vater im Gespräch befand. Letzterer wurde darüber vergnügt und auch wieder wie verwirrt. Auf einmal stieg er von dem Tische auf, ging hastig fappelnd (wie im Fieber Händ' und Finger zitternd vorwärts bewegend) nach seinem Bett zu, riß den Bettvorhang auseinander, hielt eine mit Pulver und einem Pfropf geladene Pistole mit der rechten Hand unten und mit der linken oben sie anfassend, an das Gesicht, wahrscheinlich in den Mund, schoß sich todt und stürzte in die Stube. Es gab einen ungeheuern Dampf. In D's einer Tasche fand man ein Branntweinglas mit etwas Schnaps und überdem einiges Geld.

Auf die Nachricht, daß gedachter Müller D. diese grauenvolle That an sich vollzogen habe, eilte der Landrichter auf die über eine Stunde von S. entfernt gelegene Mühle und

fand den Todten in der Mitte der Stube neben dem Bett auf dem Bauch, auf der linken Seite des Gesichts, auf dem Stubenboden liegen, bekleidet mit einer weißen wollenen Jacke, kurzen Hosen, wollenen Strümpfen und Pantoffeln.

Von seinem Kopf erstreckte sich bis in die Stube ein großer Flatschen Blut 1½ Fuß breit und 3 Fuß lang. Der Todte lag mit seinem gebeugten linken Knie einen Schuh vom Bette, der rechte jedoch gerade ausgestreckt. Im Bette befand sich auf dem Betttuch eine blutige Masse von circa ¾ Pfund Gehirn, neben derselben hineinwärts eine kleinere Quantität davon, etwa ¼ Pfund, von dem kleinen Gehirn, dicht unter dem linken Knie ½ Pfund, zwischen den Beinen, inwendig dicht an der linken Wade, eine dergleichen Masse von ¼ Pfund, ausgebreitet.

Auf dem in der Stube stehenden Tisch lag ein aus zwei Stücken bestehender mittelst weicher Haut verbundener blutiger Knochen mit drei mit geronnenem Blut überzogenen Zähnen, worunter ein Backenzahn; auch fanden sich zwei Stücke von der rechten obern Kinnlade, einem Hundszahne, zwei Augenzähnen und einem Backenzahne. Das ganze Stück mit den Zähnen war vom Pulverdampf geschwärzt; neben daran auf dem Tisch lag ein Stück blutiger Haut mit einem Fragment weißlicher Membran; neben der Stubenthür ein Stück blutiger schwarz überzogener Kinnlade in zwei Stücken zerschmettert, die obere linke Kinnlade mit einem Augenzahn, zwei Schneidezähnen und drei Backenzähnen, auf der Bank am Fenster ein Stück fettiger Haut mit rasirtem Bart bewachsener Oberlippe, in demselben Fenster ein Stück blutiges Zahnfleisch. Den zwischen beiden Fenstern befindlichen Spiegel fand man mit einer klebrigten Masse bespritzt.

Als man den Leichnam umgewendet, fand man da, wo Kopf und Brust gelegen, eine große Menge Blut, den ganzen Kopf vorn einen Schuh breit auseinandergesprengt, an demselben nur noch das Kinn nebst etwas Unterlippe und einem Theil der untern Kinnlade. Auf dem Tischbänkchen lag ein Stück Knochen vom Schlafbein, auf dem Himmelbett zwei Stücken Hirnschale. Der Kopf war ganz vom Hirn entleert, der

Leichnam bekleidet mit einer zugeknöpften Weste mit blutigen Knöpfen.

Unter dem Tisch lag eine von Pulver geschwärzte Pistole mit abgedrücktem Hahn, worin nur ein Stück Stein steckte. Die Batterie stand halb offen, der Ladestock fehlte. Von einem Sachkundigen wurde das Schloß an der Pistole in gutem Stande befunden. Sie war abgeschossen und ganz leer, hinten am Griff zersprengt. Das andere Stück Stein fand sich nicht. Außer jenem Stück Schlafknochen auf dem Tischbänkchen fand man auch ein zusammengewickeltes blutiges schwarzes Papier, den Pfropf aus der Pistole, an der Stubendecke einige Spuren von Blut und, wie es schien, da hineingefahrener Schroten.

Am 24. Vormittags 8 Uhr fand man bei der Obduction beim Aufschneiden der wollenen Oberjacke, des Unterleibchens und des Hemdes, diese an der Brust sehr blutig, besonders den rechten Hemdärmel; außer dem Kopf am übrigen ganzen Körper keine äußere Verletzung, auf dem Rücken blauröthliche Todtenflecken, den Körper wohlgenährt, fett, die linke Hand, besonders den Daumen inwendig, den Zeige- und Mittelfinger inwendig und auswendig geschwärzt, den Kopf nach allen Seiten mit den Näthen des Hinterhauptbeins zersprengt. Beide Augen hingen in den zerschmetterten Häuten an beiden Seiten und man bemerkte an jenen den ausgebildeten grauen Staar. Vom zerschmetterten Stirnbein an bis hinten war weder ein Durchgang von Schroten noch Kugeln wahrzunehmen, eben so wenig an der Stubendecke Spuren von Schroten oder Kugeln, wovon man sich nun bei hellem Tage überzeugen konnte.

Lungen, Herz, Leber, Gallenblase, Nieren, Harnblase und die übrigen Eingeweide waren ganz gesund, der Magen leer und normal und das Genick in Ordnung.

Dieser Selbstmord ist unter die zufälligen, nämlich unter die durch Zufall herbeigeführten, die häufigsten aller vorkommenden, zu rechnen. Er wurde nach Unmäßigkeit im Trinken und nach der erhaltenen Ueberzeugung von der Alternative: „entweder den Sohn hergeben und vielleicht in den Tod schicken, oder für einen Stellvertreter eine für seine pe-

cuniären Kräfte unerschwingliche Summe herbeischaffen zu müssen," veranlaßt und der Entschluß dazu blitzschnell ausgeführt.

4.

Der fünfte Lehrer an der Stadt= und Landschule zu S., der Predigtamtskandidat E. B., 36 Jahr alt, der schon seit 2 Jahren an heftiger Hypochondrie gelitten, seit 10 Wochen öfters Spuren von Geistesabwesenheit (Wahnsinn) gezeigt, seit 14 Tagen aber rein geisteskrank war und deshalb unter die Aufsicht seiner Anverwandten gestellt ward, verließ bei dem schlechtesten Wetter am 28. Januar 1833 seine Wohnung und wurde erst am Tage darauf, nach vielem mühsamen Suchen in der Stadt und in der Gegend, im Zustande der Verzweiflung in einem Gartenhause wieder gefunden. Er trug bei fast vollkommenem physischen Wohlbefinden, den Wahn in sich, „daß in seinem Körper ein Gift stecke, wodurch jeder Mensch, der mit ihm in Berührung käme, angesteckt und vergiftet würde," welches derselbe bald einem in seinem Körper selbst erzeugten Gift, bald äußern Schädlichkeiten zurechnete, wie die Beilagen beweisen. In der fixen Idee: „eine Menge Menschen (die jedoch sämmtlich noch sehr wohl sich befinden) vergiftet zu haben," erschoß sich am 11. Februar 1833 dieser Geisteskranke in dem Augenblick, wo die Seinigen die Stube verlassen hatten, und zwar in der Hinterstube der zweiten Etage des Hauses seines Bruders, des Kaufmanns Fr. B. Der Gerichtsarzt fand ihn daselbst auf einem Haufen Sägespähne mit zerschmettertem Kopf an die Wand gelehnt, den rechten Mundwinkel schwarz von Pulver (er hatte wahrscheinlich die Flinte in den Mund gesteckt), den rechten Zeigefinger ausgestreckt, die Hand neben der Flinte, die ein kurzes Rohr hat, ruhend, den ganzen linken Kopf zerschmettert. Stirn, Scheitel und Hinterhauptbein lagen zerschmettert im Zimmer weit umher, das Hirn klebte an der Wand und an der Decke der Stube, das linke Auge fehlte, wie das linke Ohr. Bis auf den Rock und Stiefeln war der Leichnam angekleidet, der übrigens von Blut und Hirn strotzte und ein gräßliches Ansehen gewährte.

Beilage A. Guter Fritz, guter Bruder Theodor! Rettet Euch und Eure Kinder, rettet meine Frau und Kinder! ich Unglücklicher habe Euch unbewußt mit dem was in mir steckt, vergiften müssen. Dr. X. hat es gewußt und hat es doch geschehen lassen, das Ungeheuer!! Mit meinem Tode ruf ich Euch nochmals auf: rettet, rettet Euch! ich hab Euch alle vergiften müssen! noch ist Rettung möglich. Rettet, rettet Euch! Lasset einen Arzt von R. holen, daß Ihr gerettet werdet. Mit meinem gräßlichen Tode besiegle ich es; ich hab Euch unschuldiger Weise vergiften müssen. Fluchet mir nicht, fluchet Dr. X.!

Beilage B. Hofmedicus Dr. X.! Du Ungeheuer in menschlicher Gestalt; Du zwingst mich zu diesem Schritte, Du hast mich zum Mörder vieler hundert Menschen gemacht: Fluch, ewiger Fluch Dir!

Hörst Du Hofmedicus Dr. X.! Rette noch die Menschen, die durch mich vergiftet sind, dann giebt Gott Dir Seligkeit.

C. B.

der Unglücklichste aller Menschen.

Beilage C. Alle Herren Aerzte, die mich seit 2 Jahren zu behandeln gehabt haben, auch selbst Herr M. in R. sind unschuldig an der Ursache meines Todes. Vor ungefähr 2 Jahren, da der Lärm mit der Cholera so arg war, kam ich eines Abends zu D. Th. zu Bier. Unter andern war auch die Rede von Abwehrungsmitteln gegen die Cholera, und Th. zeigte als das beste Mittel dagegen Chlorkalk, schreib es nochmals: Chlorkalk. Ich nahm die Sache, unbewußt mit ihrer Schädlichkeit in die Hand, roch mehrere Male daran, legte es in den Tischkasten, setzte mich daneben hin und sog wohl auf eine gute Stunde die Ausdünstung ein. Heute, als den Freitag (8. Februar), lasse ich mir Mittags für 1 Gr. Chlorkalk von Herrn L. holen, um Ansteckung abzuwehren, und ich erkenne in dem Geruch und spüre aus einer Wirkung, die ich nach dem Bade im Krankenhause hatte, als kröchen Flöhe auf mir herum, mit der heutigen Wirkung des Chlorkalks (Das Gas der Chlorine wenigstens bewirkt was Aehnliches auf der Haut, nämlich Prickeln, Stechen und leises Brennen. S.), daß Niemand anders als ich, durch Unbedachtsamkeit den Keim des

Todes in mich und viele andere Personen gelegt habe. Hat der Chlorkalk diese Wirkung, was ich nicht weiß, so ist die Ursache meiner Krankheit und meines Todes gefunden. Fragen Sie, hochzuverehrender Herr Hofmedicus, den Daniel Th., und es wird mit dem Chlorkalk seine Richtigkeit haben. In dem Tischkasten desjenigen Tisches lag das Zeug, der bei Th. neben der Thüre in die Küche gehend steht. So viel und getreu der Wahrheit gemäß geschrieben von dem Unglücklichsten aller Menschen. C. B.

S...., den 8. Februar 1833.

Ich sage es noch einmal: So wahr Gott über mir lebt, es ist die Wahrheit, was ich jetzt ausgesagt habe, daß ich bei Daniel Th. an Chlorkalk in den Händen haltend gerochen, in den Tischkasten gelegt und wohl eine Stunde davorgesessen und so das Tödtliche eingesogen habe. Alle Herren Aerzte, ja Herr M. in N. sind unschuldig, und haben somit auch die Ursache der Krankheit bei mir nicht finden können.

II.

Selbstmord durch Ertränken.

1.

Οὐδὲν οὕτως ἰσχυρὸν παρὰ ἀνθρώποις, ὡς συνηθείας παλαιᾶς τυραννίς.
Chrysostomus.

(Nichts ist bei den Menschen so mächtig, als die Tyrannei einer alten Gewohnheit.)

Johanne M. geb. H. in K. lebte anfänglich mit ihrem Manne zufrieden, zeugte mit demselben sechs Kinder, wovon, als sie 49 Jahr, das älteste 25, das jüngste 8 Jahr alt war. Sonst war sie gut, aber seit den letzten 9 Jahren ergab sie sich dem Trunk, ward ganz unleidlich, kam oft des Nachts nicht nach Haus und mußte öfters ganz betrunken auf dem Schiebkarrn heimgebracht werden.

Ein Einwohner ihres Wohnortes, ohngefähr den 10. October 1830 aus dem Walde kommend, kehrte bei dem Sohne der M., der Branntwein schenkte, ein, um da welchen zu trin-

ken. Als dieß geschehen und er fortgehen wollte, fragte ihn die M. wohin er gehe? trat dann auf den Baum des hinter ihrem Wohnhaus in der Schwarza befindlichen Wehres, nahm ihren Kopflappen ab, gab ihm denselben mit den Worten: „gieb ihn meiner Tochter, da such' ich meinen Tod!“ Gedachter Mann nahm sie hierauf am Arm, gab ihr einige Stöße und brachte sie nach Hause.

Betrunken war sie stets und sprach in den letzten 9 Jahren trunkenen Muthes nicht selten davon, daß sie sich das Leben nehmen, daß sie einmal ins Wasser springen wolle — What sòberness concèals, drúnkenness revèals. — Trunkener Mund spricht aus Herzensgrund — sagt das englische und deutsche Sprichwort!

Am 1. November Abends warf sie zankend ihrem Manne vor: er gäbe ihr nicht genug zu essen, indeß er das Gegentheil bewieß. Sie war denselben Abend sehr betrunken, er sprach daher nicht weiter mit ihr und ging weg. Späterhin war sie fort, wohin? wußte der Mann nicht. Er legte sich mit den Seinigen schlafen, ließ die Thür offen, was oft geschah. Das Weib kam aber nicht zurück, was Niemandem auffiel, weil sie gar oft nicht nach Hause kam. Doch am 2. November früh 7 Uhr entdeckte sie ein Mann aus D., größtentheils bekleidet, doch Kopf und Füße bloß, in der Schwarza. Man zog sie schon ganz kalt, steif, auf dem Gesicht liegend, die braunen Haare um den Kopf hängend, leblos heraus an das Ufer.

Bei der Obduction fand man mitten auf dem rechten Scheidelbein einige hautlose Stellen eines Hellers groß, an dem Hinterhauptbein nahe an der Lambdanaht eine Geschwulst von der Größe eines Laubthalers, etwas weich anzufühlen, nahe am Knöchel des linken Fußes eine excoriirte Stelle zwei Finger breit und lang.

Bei Durchschneidung der Kopfbedeckung fand man an der Kopfgeschwulst nichts Widernatürliches, nicht einmal extravasirtes Blut.

Der Hirnschädel hatte keine Fissuren oder ähnliche Verletzungen. Aus der Kopfhöhle floß, nach durchsägtem Hirnschä-

del, ohngefähr 1 Nösel dickes schwarzes Blut. Die Hirnhöhlen fand man frei von Blut und Wasser; aber die Gefäße der Hirnhäute und der Windungen und Vertiefungen des großen und kleinen Gehirns, so wie die Adergewebe, strotzten von Blut. Die Substanz beider Gehirne war normal, die schwarzbraunen Lungen fand man mit dem Rücken verwachsen, übrigens ohne organische Fehler, den Herzbeutel ohne Wasser, das Herz gesund, in den Herzkammern viel geronnenes schwarzes Blut, Nieren, Milz, dicke und dünne Därme, Harnblase und Leber gesund, die Gallenblase mit Galle gefüllt, ohne Steine, den Gallengang natürlich, den Magen gesund, mit Luft und mit ½ Tasse schleimiger nach Bier und Branntwein riechender Flüssigkeit angefüllt.

Das vielerlei durch den Mißbrauch des Branntweins herbeigeführte Unglück haben Bewohner aller Zonen erlebt; auch die der Insel Pitcairn im Jahr 1798, indem sich zwei Engländer daselbst in, aus der Tee (Ti) wurzel (Dracaena terminalis) bereiteten, destillirtem starken Getränk oft berauschten, davon der eine (Mac Coy), in seiner Jugend Apothekergehülfe gewesen, öfters Anfälle von Raserei davon bekam, so daß er sich eines Tages von einem Felsen herabstürzte und auf der Stelle todt blieb, (Nach den Nachrichten des großbrit. Capitäns F. W. Bechey in Narrative of Voyage to the Pacific and Beerings-Street etc. in the years 1825, 26, 27, 28. London, 1831. 1. Theil S. 49 u. ff. — Branntwein wird seit Mac Coy's traurigem Ende, auf der Insel Pitcairn keiner mehr bereitet.) — eine Bestätigung des Sprichworts! es ertrinken mehr im Becher, als im Meere!

Aus Gewohnheit zur Trunkenheit sind in London im Jahre 1829 zweihundert Selbstmorde begangen worden (dem Komet von Herloßsohn vom 15. Juni 1830 zufolge), und daß diese (nach der Didaskalia vom 8. December 1831, Nr. 342.) im November 1831 innerhalb 2 Wochen sich in England auf eine schaudererregende Art vermehrten, und zwar die vermittelst des Ertränkens,

erweißt die Thatsache: daß innerhalb zwei Tagen aus dem Bassin im Hyde-Park insbesondere vierzig nackte weibliche Leichname gezogen wurden. — Der weiblichen Mode des Ertränkens in Genf erwähnt das Morgenblatt vom October 1830. — Wenn — sagt ein Correspondent in einem Briefe aus Genf vom September 1830 — wenn man es recht bedenkt, so ist es ein Glück, daß, indeß Fremde aus allen Weltgegenden zu dem Genfer schönen See herbei eilen, die Genfer selbst nicht so leicht zu ihrem See kommen, denn sonst ertränkten sich noch mehr, als jetzt schon geschieht. Fast möchte man sagen, dies werde Mode, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, dem doch sonst von Liebesexcessen und Leidenschaftlichkeit nichts vorzuwerfen ist. Eine Putzmacherin hat einen hübschen Laden miethen wollen, eine Andere kommt ihr darin zuvor, gleich geht sie ins Wasser; ein anderes Dämchen kann das Geld zu einem Shawl nicht aufbringen, fort, ins Wasser. Einer aber ging's gar fatal, und mir nichts, dir nichts, ward sie wieder herausgefischt und auf's Trockne gebracht. Ich weiß nicht, ob meine deutschen Landsmänninnen auch so entsetzliche Abneigung vor dem haben, was nicht ist, und doch seyn sollte, oder, wie es Torricelli nennt, vor dem Leeren. — Hier ist es wenigstens so. Daher treiben sie sich mit Steifleinwand, Fischbein, Kork und Watte an allen Ecken und Enden auf; durch dergleichen Unterschiebsel lügen sie Fülle und schöne Formen, wo nur Knochen zu finden sind. Und das Alles ist so täuschend erlogen und nachgemacht, so gut abgerundet, daß selbst ein Kenner irre wird. Ich wenigstens habe schon einige Wetten verloren, und ich will Den sehen, der seiner Sache gewiß ist. Nun, daß ich zur Sache komme. Ein so ausgefüttertes und bekorktes Frauenzimmer hat mit ihrem Liebhaber einen Verdruß, der ihr das Leben unerträglich macht; also flugs in's Wasser. Aber was geschieht? Zwei ungeheure Gigots und eine mächtige Korktournüre erhalten sie aufrecht. (Sie glich daher dem fünfzigjährigen Priester Moccia in Florenz, der die merkwürdige Eigenschaft besitzt, im Wasser nicht unterzusinken. Vergebens würde man ihn in's stürmische Meer,

in einen reißenden Strom oder in einen wirbelnden Schlund stürzen; er erscheint sofort wieder auf der Oberfläche, wovon aber der Grund darin bestehen soll, daß sein Körper 30 Pfund weniger wiegt, als der gleichmäßige Umfang an Wasser.) Sie macht die unsäglichsten Anstrengungen, um zu Grund zu gehen — unmöglich! Die zwei Gigots schwimmen wie Schwimmblasen über dem Wasser und unten treibt der Kork immer nach oben. Am Ende fängt sie an zu schimpfen und zu schelten. So finden sie einige Fischer, die ihr zu Hülfe geeilt waren. Der Zufall führte mich herbei, als sie diese Donna del lago, oder Wasserjungfer, ans Land brachten. Es war ein erbarmenswerther Anblick, denn das ganze Kunstgestell war nun durch die nassen, dicht anklebenden Kleider sichtbar, und es zeigte sich der große Abstand zwischen Natur und Kunst.

2.

Marie E. zu D., 27 Jahr alt, Tochter eines armen Landmanns daselbst, bei welchem sie beständig zu Haus war, stets gut sich betragen hatte, kränkelte 1827. Man hielt sie für schwanger. Sie entfloh dem väterlichen Hause am 29. April 1827 und ward in einem Teiche über erwähntem Dorfe am 8. Mai 1827 todt gefunden, bekleidet mit einem leinenen Hemde, Friesrock, Jacke, Mieder und Filzsocken, doch ohne Kopfbedeckung. Sie wurde ans Ufer gezogen und untersucht.

Man fand sie von mittler Statur, aus dem rechten Nasenloch derselben floß Blut, sie hatte einen falschen Kropf, mochte etwa zehn Tage im Wasser gelegen haben.

Der Fruchthälter enthielt auch wirklich einen männlichen, wohlgenährten Foetus von 15 Zoll Länge. Die Nägel desselben waren ziemlich ausgebildet, der Kopf ohne Haare. Die Bauch- und Brust-Eingeweide der Mutter befanden sich in gesundem Zustande, wie die der Kopfhöhle; die Gefäße der harten Hirnhaut sowohl, als die der übrigen Hirnhäute ziemlich voll von Blut; die Gefäße in den Windungen und Vertiefungen des großen Gehirns strotzten von Blut, die Gehirnkammern waren frei von Blut und Wasser. Spuren von Ver-

härtung oder Verwachsung der Hirnhaut mit dem Gehirn fand man nicht.

Die Unglückliche hatte, unfähig, noch längere Zeit den Sturm und die Angst ihrer Seele auszuhalten, ohne Zweifel sich, aus Furcht vor Schande und Strafe, das Leben genommen, ihre Schwangerschaft Niemandem entdeckt, noch weniger den Vater des Kindes.

3.

Der Schneider N. aus M., 36 Jahre alt, noch unverheirathet, nicht ganz unbemittelt — er besaß sogar ein kleines Kapital — ward, nachdem er in einem benachbarten Orte acht Tage hindurch als Schneider gearbeitet, am 10. April 1824 Abends gegen 9 Uhr in einem Teiche, vollständig angekleidet, todt gefunden. Man hielt ihn von jeher für blödsinnig. Seine Eltern lebten schon lange nicht mehr.

In seinen Taschen fand man eine silberne Uhr, Geld, eine Schnupftabaksdose, Nadelbüchse, einen Ladenschlüssel, Fingerhut, Feuerstahl und einen Zirkel.

Bei der Section fand man die Gefäße der Hirnhäute ziemlich mit Blut angefüllt, die Hirnhaut selbst auf einigen Stellen mit der Hirnsubstanz verwachsen und unter derselben mehrere Hydatiden, die Gefäße in der Vertiefung des Gehirns ebenfalls mit vielem Blut gefüllt, so daß bei der Oeffnung desselben gegen 1 Maas flüssiges und coagulirtes Blut herausflossen. — Die Hirnkammern enthielten dritthalb Eßlöffel voll Wasser. Im Adergeflechte entdeckte man keine Wasserblasen, im Grunde der Kopfhöhle aber gegen $\frac{1}{4}$ Nösel Wasser. Die Substanz des großen und kleinen Gehirns fand man von gesunder Beschaffenheit, so wie die Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle; die Leber aber widernatürlich groß.

Daß an der festen Hirnhaut nicht selten Wasserblasen und Blasenbandwürmer hängen, fand schon Boerhave und Morgagni in der Substanz des Gehirns, aber äußerst selten.

Unter den Erfahrungen am Krankenbette; aus den Berich-

ten des Königl. Charité-Krankenhauses S. 270 — 292 im 31. Bande von Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde, Berlin 1830, stößt man auch auf Resultate von Obductionen Blödsinniger, und zwar: daß man bei einem 38jährigen Kaufmann, der an Fallsucht und Blödsinn gelitten hatte und am Schlagfluß gestorben war, in den beiden Seitenventrikeln ein Convolut von Hydatiden fand.

Dr. Zeer obducirte im Districte Oerebro in Zeit von vier Jahren 11 Selbstmörder und fand bei fünfen Hydatiden im Plexus choroideus, vier hatten Wasser in den Seitenhirnkammern und im Herzbeutel. S. Svenska Läkare-Sällskopets Handlingar. Telfte Bandet. Stockholm, 1833.

Nach den Beobachtungen über die Anwesenheit von Blasenbandwürmern im Gehirn in der Maison royale de Charenton angestellt von Calmeil (Journ. génér. des hôpit. No. 66.) fand man bei einem 47jährigen Manne zwischen der Arachnoidea und Pia mater einen Erbsen großen Blasenbandwurm, einen andern von der Größe eines Traubenkerns, durchsichtig und in die Hirnsubstanz eingezwängt. Drückte man auf sie, so zeigte sich die Hydatide als ein kleines, häutiges, mit Flüssigkeit gefülltes Bläschen, was in einen cylindrischen, musculösen, lebenden Hals ausging, welcher sich verlängern und wieder verkürzen konnte. Dieser Höhlenwurm schien die meisten Zeichen des Cysticercus oder Taenia Finna Gm. an sich zu tragen, den nur wenige Aerzte im Hirn des Menschen angetroffen haben.

Lodd sah in fast 400 Leichen Blödsinniger und Wahnsinniger die Leber immer krankhaft ergriffen. (Cases of Apoplexy and Lethargy: with observations upon the comatose diseases; by J. Cheyne, M. D. London, 1812.)

4.

Im Jahre 1796 wurde ein Schneiderslehrbursch aus E. von seinem Meister in Z. oft sehr unanständig behandelt. Er verließ daher denselben in tiefstem

Mißmuth zu Weihnachten desselben Jahres, als die benachbarte Werra die dortige Gegend bedeutend überschwemmt hatte. Der unglückliche Lehrling ward erst am 27. März 1797 im gedachten Flusse entdeckt und durch seine Kleidung erkannt. Der Kopf war vom Rumpfe getrennt, die sieben Halswirbelbeine und drei Rückenwirbelbeine fehlten; der ganze Körper hatte eine völlig dunkelblaue Farbe, die Epidermis schälte sich am ganzen Körper ab. — Sonderbar, daß die Obducenten in keinem dieser durch Ertränken bewirkten Selbstmorde die Cutis anserina der Arme und Hände erwähnt haben, da dieß doch ein eben so constantes, einen stringenten Beweis lieferndes Zeichen des wirklich im Wasser erfolgten Todes ist.

5.

Eva Elisabetha G., eine an einen Flößer seit 12 Jahren in W. verheirathete Frau von 38 Jahren, deren Mutter ängstlich nachdenkend und schwermüthig gewesen, hatte in einer friedlichen Ehe mit gedachtem 36jährigen Manne 7 Kinder gezeugt, von welchen noch 3 lebten, als sie im Februar 1831 gemüthskrank, tiefsinnig ward.

Dieß Ehepaar besaß außer einem Acker mit 100 Gulden Schulden darauf, auch den vierten Theil eines kleinen Hauses mit darauf geborgten 50 Gulden.

Wenn es schon mit Recht heißt: „Ein halbes Haus, eine ganze Hölle," so mußte diese Wohnung für die G. um desto peinlicher seyn, weil unter ihr ihr Todfeind, ihres Mannes Bruder, wohnte, der sie muthwillig in den bösen Ruf gebracht hatte: „sie habe einst einen falschen Eid geschworen." Als sie diesen Schwager deßhalb, dadurch tief gekränkt, am 16. November 1830 gerichtlich belangte, er aber es leugnete, zog er ihr dadurch Unkosten zu, die derselben im Februar 1831 abgefordert und von ihr am 7. Juni desselben Jahres bezahlt wurden.

Nachdem sie Sonnabends den 2. Juli von Haus weggegangen, fand man sie Sonntags darauf vor der Nachmittags-Kirche hinter den Gärten im Korn sitzen und brachte sie nach

Haus. Den darauf folgenden Montag ging ihr Gatte mit ihr und den drei Kindern auf eine Wiese an der Werra. Hier sagte sie zu ihrem Manne: er solle einstweilen hingehen und die drei Kinder mitnehmen. Indem er dieß that, behielt er seine Frau zwar beständig im Auge; aber auf einmal verschwand sie; er suchte nach, fand sie in den Weidenhecken am Flusse, nachdenkend sitzend, an und nahm sie wieder mit nach Hause. Mittwoch den 6. Juli ließ sie der Pfarrer zu sich kommen, sprach ihr Trost zu. Freitag den 8. Juli ging ihr Mann halb 1 Uhr Nachmittags abermals vom Haus nach seiner Wiese, wo seine Gattin schon seit 10 Uhr des Morgens mit ihren drei Kindern gewesen. 40 bis 50 Schritte von der Wiese kamen ihm seine drei Kinder entgegen. Das älteste sagte: seine Mutter habe sie fortgeschickt, mit den Worten: sie sollten ihm entgegen gehen. Er sah seine Frau daselbst. Als er sich aber mit seinen Kindern beschäftigte und sich wieder nach ihr umsah, war sie fort. Er lief daher dem Flusse zu, rief sie bei ihrem Namen, hörte aber nichts von ihr, bemerkte blos am Ufer naß gewordene, wahrscheinlich von seiner Frau mit hinuntergezogene und wieder hinaufgeschnellte Weiden, daneben ihre Haube und Commoden-Schuhe, in welchen sie eben barfuß gegangen war. Allein alle Nachforschungen am und im Flusse blieben vergeblich, bis man am neunten Tage nach ihrem Verschwinden, nämlich am 17. Juli 1831, in einem stillen Tümpfel, ohngefähr 6 Fuß vom ziemlich hohen und steilen Ufer der Werra, einen mit ausgestreckten Armen und Beinen im Wasser auf dem Rücken liegenden, fauligen Leichnam antraf, welcher sich wahrscheinlich mit den Kleidern an einen Stock oder dergleichen unterm Wasser angehängt hatte, daher nicht gleich von demselben herunterzubringen war. Den darauf folgenden Morgen 7 Uhr zog man ihn ans Ufer, fand den Leichnam von ziemlich untersetzter Statur, schon ganz in Fäulniß und Auflösung übergegangen, einen sehr durchdringenden Geruch verbreitend, Kopf und Gesicht ganz entblößt, das Gesicht ganz schwarz und aufgedunsen, am Hinterhaupt nur noch zum Theil die Haare, indem, als mit dem Haken der noch im Wasser liegende Leichnam am obern Theil des Körpers

hin und wieder berührt worden war, ein Theil der schwarzen Haupthaare sich absonderten und fortschwammen.

Die beiden Füße fand man entblößt, den Körper mit Hemd und Schürze bekleidet, unterhalb derselben nur Fetzen eines grünen Rockes, an Arm, Hals, Gesicht ꝛc. keine Spuren, die auf vorsätzliche gewaltsame Verletzungen hindeuteten. Es war der Leichnam der unglücklichen zehn Tage vorher plötzlich verschwundenen G., die hauptsächlich wegen Kränkung ihrer Ehre und wahrscheinlich der Aufopferung von etlichen Gulden im Injurienprozeß, sich das Leben geraubt hatte.

6.

Man steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberge zu sterben.

Jean Paul.

Die 62jährige Ehefrau des L. C. M. U. zu S. hatte, ohne die Katamenien zu bald verloren zu haben, schon lange Zeit einen aufgetriebenen Unterleib, litt nach Gemüthsbewegung an Congestionen nach dem Kopfe, aber auch ohne jene öfters an Aengstlichkeit und Beklommenheit. Vom 9. bis 18. October 1830 aber hatte dieser Zustand in einem sehr hohen Grade zugenommen, während welchem sie oft äußerte: es sey ihr, als liege ein schwarzes Brod vor ihren Augen.

Auch die Mutter gedachter Frau litt an diesem Uebel der Aengstlichkeit und Beklemmung. Ein Arzt sagte schon in frühern Zeiten der Tochter derselben voraus, daß in spätern Jahren dieser Zustand sich bei ihr bis zur Schwermuth steigern könne.

Obgleich von geringer Herkunft, besaß sie doch viel natürlichen Verstand, war eine rechtschaffene, sparsame und fleißige Hausmutter, wußte ihren oft aufbrausenden Mann zur passenden Zeit sehr gut zurecht zu weisen. Zwischen ihm und ihr gab es am 18. Oct. 1830 abermals einen ehelichen Zwist, bei welchem sie sich benahm, als könne sie sich darüber hinaussetzen. Sie hatte Nachmittags noch Kirschkuchen gebacken und

ihrem Manne gebracht. An demselben Tage Abends 8 Uhr beschenkte sie ihre Magd noch reichlich mit Geld, entfernte sich hierauf vom Hause, ward zwar bald vermißt, aber erst Tags nachher am 19. October 1830 Nachmittags 2 Uhr in der Werra todt — doch mit freundlicher, triumphirender Miene im Gesicht, quasi re bene gesta, gefunden.

7.

Den nenn' ich brav und kühn!
Ja, der entschließt sich gleich!
Dem Regen zu entfliehn,
Stürzt er sich in den Teich!
Göthe.

Den Hirtenknaben L. ergriff am 18. Junius 1804 das Gefühl des Verdrusses über eine vereitelte Hoffnung dermaßen, daß er sich (auf dem G. bei S.) alsbald in einen Teich stürzte. Er wurde bald entdeckt und halb todt herausgezogen, knirschte nun mit den Zähnen, bekam Zuckungen, blieb dann noch eine Zeit lang ganz betäubt liegen. Späterhin aber wendete er sich selbst von einer Seite auf die andere, erholte sich vollkommen wieder, bereute seinen unüberlegten Versuch zum Selbstmord und es verging ihm die Lust auf zeitlebens, ähnliche Experimente zu wiederholen.

Bei der akuten Manie des Selbstmordes findet man, daß die meisten Selbstmörder, deren That gegen ihren Willen verhindert wurde, späterhin kein Verlangen mehr verspüren, sich zu zerstören.

8.

Alma avvezza per sempre alle pene
Non paventa gli strali di morte,
Ma riguarda nell' ultima sorte
Il sollievo d'un lungo dolor.
Pignotti.

(Ein Herz, an stete Leiden schon gewöhnet,
Bebt vor dem Tode nicht,
Sieht in der Stunde seines letzten Scheidens
Nur eine sanfte Lindrung langer Schmerzen.)

Am 2. August 1816 wurde Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr oberhalb der einen Werrabrücke im Flusse ein weibli-

cher Leichnam an einem Busche hängend gefunden. Nachdem man jenen ans Ufer gehäkelt, den Schlamm mit dem um den Hals befindlichen Halstuch abgewaschen hatte, erkannte man an den noch ziemlich jugendlichen Gesichtszügen, der mittlern Größe, den schwarzen Haaren und an den einzelnen Kleidungsstücken die ohngefähr 36 Jahr alte Jungfer H. Die Mütze und Schuhe fehlten.

Nach vielem Hin- und Herschreiben und Schicken der Gerichtspersonen und anderer Betheiligter, ward sie, nach dem am 3. August vorausgegangenen heißen Tage, am 4ten früh 4 Uhr beerdigt.

Durch die Schwester dieser, einer geachteten Familie angehörenden, Unglücklichen erfuhr ich, daß Letztere etwa seit 8 Jahren am wüthendsten Kopfweh gelitten hatte, welcher anfänglich sich nur alle 8 bis 14 Tage einstellte, dann öfterer zurückkehrte, endlich so permanent und heftig wurde, daß die arme Leidende nur im Gebrauch des Mohnsaftes Erleichterung fand, ihn aber nach und nach in immer größern Gaben, und seit mehrern Jahren namentlich die Tinctura opii täglich zu 4 bis 6 Drachmen, also 40 bis 60 Grane Opium, nehmen mußte. Dieser tägliche Aufwand von 48 Kreuzer bis einen Gulden war für die pecuniären Hülfsmittel dieser Kranken eine fast unerschwingliche Summe. Sie sah sich daher genöthigt, heimlich erst das Entbehrlichste zu verkaufen, dann Geld zu borgen, bis endlich Mangel an Mitteln zum Herbeischaffen des Opiums die rastlosen Schmerzen unerträglich machten und die Leidende zur Verzweiflung brachte.

Immer mächtiger drängte daher ihr Herz sie dem Wellengrabe zu, um da den Schmerz, der gewaltsam an den Fäden ihres Lebens riß, zu endigen, und so die lang ersehnte Ruhe zu finden.

Hier bestätigte sich der Sinn des italienischen Sprichwortes: „Jedes Holz hat seinen Wurm.“ (Ogni legno ha il suo tarlo!)

Höchst wahrscheinlich haben in diesem Falle die wüthenden Schmerzen ꝛc. lange Zeit hindurch erst die physische und moralische Kraft völlig darniedergedrückt, Niedergeschlagenheit,

tiefe Betrübniß, folternde Angst und einen Hang zum Selbstmord in **passiver** Gestalt herbeigeführt; zuletzt aber dem Geiste einen muthigern Schwung gegeben, jenen unglücklichen Hang in **aktiver** Gestalt gesteigert, den ganzen Organismus aufgeregt, worauf dann die Unglückliche, ohne Zweifel nach einem geringen Zwischenraume zwischen dem Plane zum Tode und dessen Verwirklichung, den Entschluß eben so muthig als schnell ausgeführt haben mag, denn **wenn die chronische Form der Selbstmord-Manie plötzlich akut wird, so ist in der Regel ihr Resultat stets nur das Werk von wenigen Minuten.**

III.

Selstmord durch Erhängen.

1.

Manche Sorgen, Leiden, gleiten
Auf dem dunklen Strom der Zeiten
Zur Vergessenheit hinab,
Doch verrath'ner Liebe Schmerzen
Reißt kein Gott aus unserm Herzen,
Tilgt allein das stumme Grab.

Als D. S., Fuhrmann zu H., 64 Jahre alt, Mittwoch den 21. October 1829 von der Reise zurückkam, reichte ihm seine 17jährige **Tochter Johanne Elisabethe**, beim Wiedersehen freundlich die Hand. Freitag, den 23. October Abends, nachdem dessen Frau die für sie traurige Kunde vernommen, die Leute hätten ausgesprochen, daß ihre 17jährige Tochter schwanger sey, stellte sie diese in aller Ordnung zur Rede, sie fragend: ob wahr sey, was die Leute von ihr sagten? Das arme Mädchen erwiederte aber bloß: „sie solle die Zeit abwarten" und ging dann zur Thüre hinaus. Weiter sprach die Mutter auch nichts mit ihr und gab ihr auch kein böses Wort, hörte aber, daß ihre Tochter vom Böttchermeister H. **schwanger** sey, denn er hatte Umgang mit derselben ge-

habt, ward aber von des Mädchens Mutter nicht gerne gesehen, daher er auch ihr Haus nicht betrat, 14 Tage vorher, aus Bosheit gegen die rechtliche Mutter, derselben sogar 2 Fenster einschlug.

Vormittags am 24. ackerte ein 57jähriger Mann Erdäpfel für des Mädchens Vater, und sie, die 17jährige bis dahin immer gesund gewesene Tochter des Letztern, las sie auf. Dabei ward sie aber manchmal einsylbig, sah oft vor sich hin, so daß sie der Ackersmann deshalb fragen wollte. Mittags gieng er mit derselben nach Hause.

Nachmittags am 24. bemerkte ihre Mutter weder Trübsinn noch Schwermuth oder Niedergeschlagenheit an derselben, sie war dagegen lustig und guter Dinge, drasch Nachmittags 4 Uhr in der Scheune, sang lustig darin und fütterte gegen Abend das Vieh. Als es aber Nacht geworden, war sie verschwunden, gegen 6 Uhr wurde sie vermißt und in allen Nachbarshäusern gesucht, zuletzt auch in ihrem eigenen Hause, auch dreimal auf dem Boden; doch vergeblich. Allein beim 4. Mal Abends 8 Uhr sah die Mutter, daß die sonst offene Bodenkammer verschlossen war, der Schlüssel dazu aber unter der Thüre in einer Kluft lag. Beim Oeffnen derselben fand sie, in Begleitung ihres Knechts, in der Kammer, der Thür gegenüber, ihre links an der Wand lehnende unglückliche Tochter mittelst eines unter dem Dache um einen Balken geschlungenen Stricks erhängt, neben diesem einen Stuhl, worauf jene wahrscheinlich gestanden und den Strick um dem Hals geschlungen haben mochte. Der erwähnte Knecht schnitt sie alsbald los und trug sie herab in die Stube ihres eben schlummernden Vaters. Schrecklich war sein Erwachen, als er, der gar nichts von der Schwangerschaft seiner Tochter, noch weniger von allem so eben Vorgegangenen wußte, urplötzlich Frau und Knecht, den Liebling, seine jüngste Tochter, todt zu ihm tragend, erblickte. Er wurde einmal über das andere ohnmächtig und dann bettlägerig.

Vergebens versuchte man gegen Mitternacht an ihr Rettungsmittel. Aus der geöffneten rechten äußern Halsvene flossen kaum 6 Tropfen Blut; beide Unterkiefer fand man

fest geschlossen, die Pupillen zogen sich nicht mehr zusammen, die Extremitäten befanden sich in einem halb starren Zustande.

Die Verstorbene war zwar barfuß, übrigens aber ganz bekleidet. Nachdem man sie entkleidet hatte, fielen die Todtenflecken auf dem Rücken, auf den beiden obern Extremitäten und auf der Brust in die Augen; das etwas aufgetriebene Gesicht hatte eine violette Farbe. Auf der Magengegend sah man eine einer hohlen Hand große hautlose gelbe Stelle vom Einreiben mit Spiritus, um den Hals einen eines Fingers breiten und $\frac{1}{4}$ Zolls tiefen bläulichen Streifen, ohne Zweifel vom Anlegen und Zuschnüren des Strickes.

Section.

Nach abgenommenen Kopfbedeckungen und durchsägten Schädelknochen floß ein Nösel coagulirtes Blut aus der Kopfhöhle. Die feste Hirnhaut war mit den Schädelknochen so innig verwachsen, das beide mit dem Scalpell mühsam getrennt werden mußten.

Beim Durchschneiden der übrigen Hirnhäute und Gefäße flossen ebenfalls einige Eßlöffel voll coagulirtes Blut heraus. Die Substanz des großen Gehirns fand man mit den Häuten nicht verwachsen. In den Windungen und Vertiefungen strotzten die Gefäße von geronnenem Blut. Die Substanz des großen und kleinen Hirns war normal, die drei Hirnhöhlen frei von Blut, aber sämmtliche Adergewebe (Plexus choroideus lateralis, medius s. tertius et quartus) mit coagulirtem Blut angefüllt, im Uterus ein 3manatlicher Fötus männlichen Geschlechts, dessen Kopf, Extremitäten, Mundhöhle, Nase und Ohren deutlich ausgebildet, die Länge desselben ohngefähr 4—4½ Zoll, in dem Ovum maternum $\frac{1}{8}$ Nösel Fruchtwasser (Liquor amnii), die sämmtlichen Eingeweide der Bauchhöhle, Magen, Leber, Milz, Nieren, Urinblase, dicke und dünne Därme gesund, weder in der Gallenblase noch im Gallengange Steine. Der Magen enthielt eine gelbe Flüssigkeit, die man für genossene säuerliche Brühe hielt. Die Harnblase war mit etwas Harn gefüllt, die Lungen erschienen violet, aber gesund, im Herzbeutel

befanden sich ohngefähr 4 Eßlöffel voll Wasser, in den Kammern des gesunden Herzes 6 Eßlöffel voll geronnenes Blut.

2.

K., Buchbinder zu K., 21 Jahre lang zufrieden verheirathet, 50 Jahre alt, hatte seit 14 Tagen über die Brust und namentlich über Sticken und immer über Frost geklagt, vergebens etwas Arznei dagegen gebraucht, seit mehreren Tagen wenig gearbeitet, am 17. Oct. noch den Markt besucht, Sonntag den 18 Oct. 1829 noch geschrieben, Bücher eingepackt, und ward bald nachher auf dem obern Boden seines Hauses an einem Balken, gleich an der Feueresse, erhängt gefunden worden. Seine Frau schnitt ihn mit einem Messer ab. Die Sage hatte sich verbreitet, seine Magd sey von ihm schwanger und deshalb habe er jenen Schritt gethan.

Nach vergeblich angewendeten Rettungsmitteln untersuchte man den durch den angelegten Strick um den Hals verursachten sugillirten Streifen und fand über letzterm, nahe am Kinn, eine mit Blut unterlaufene Stelle eines kleinen Fingers breit und lang, auf dem Rücken die gewöhnlichen Todtenflecken, den Harn und auch einige Excremente abgegangen.

Nachdem man am 19. Oct. die Kopfbedeckungen durchschnitten, die Schädelknochen durchsägt hatte, floß aus der Kopfhöhle gegen 1 Maas coagulirtes Blut. Die Gefäße der Hirnhäute, welche noch nicht durchschnitten waren, strotzten vom Blut, wie die in den Vertiefungen und Windungen befindlichen Gefäße. Die Hirnsubstanz fand man von gesunder Beschaffenheit, die drei Hirnhöhlen leer von Blut und Wasser, dagegen das Adergewebe mit Blut angefüllt, die Lungen gesund, von violettem Ansehen.

Das Herz enthielt ohngefähr ½ Nösel geronnenes Blut, die Milz war unverhältnißmäßig größer als gewöhnlich und von dunkelblauem Ansehen; alle übrigen Organe des Unterleibs normal.

K. war kinderlos und von seiner Frau mit zuvorkommender Liebe behandelt worden.

3.

F., geb. S. aus D., 41 Jahre alt, Mutter von 4 Kindern, von welchen das jüngste 35 Wochen und noch eben von ihr gestillt wurde, gieng am 3. Weihnachtsfeiertag 1816 Mittags nach Tisch weg, um bei dem Arzt in D. Arznei für ihren kranken Schwiegervater zu holen. Sie lebte mit ihrem Manne, welcher 36 Jahre alt, einig, klagte aber stets: sie könnte ihre Arbeit nicht mehr thun. Doch ohne nach D. gekommen zu seyn, fand sie ein Jäger am 27. Decbr. 1816 Vormittags ½10 Uhr, bei gelinder Witterung, an einem Kieferbaum an einem weißen Tuche hängen, vollständig angekleidet und schnitt sie ab.

Ihre Person war mittler Statur, wohlgenährt, das Gesicht mehr rund, das Kopfhaar schwarz und kurz abgeschnitten.

Bei der Obduction zeigte sich unterm Kinn eine ziemlich große sich mehr auf der rechten Seite bis gegen das Ohr erstreckende sugillirte, etwas wunde Stelle, auf dem Rücken Todtenflecken, der Leichnam kalt und erstarrt, die Brüste voll. Es ließ sich aus ihnen Milch herausspritzen. Den Nabel fand man völlig verstrichen, woraus die Obducenten bestimmt glaubten schließen zu dürfen, daß die F. vor ohngefähr 16 Wochen geboren und ein noch trinkendes Kind habe. Sämmtliche Eingeweide des Unterleibs fand man gesund, im Magen gekautes Brod, Schmeer, Schalen von getrockneten Zwetschgen, den Zwölffingerdarm ziemlich voll, die kleinen Gedärme von braunröthlicher Farbe, wie es die Obducenten bei Personen, die an Erstickung starben, gewöhnlich gefunden hatten, die Leber gesund und nach Einschnitten in dieselbe floß Blut heraus, die Gebärmütter im Normalzustande, woraus man nun schloß, daß die F. vor ½ Jahr geboren haben könne (was, wie aus dem oben Erwähnten erhellet, vor ¾ Jahren geschehen war), die Harnblase leer.

4.

R. zu U., ein Leineweber, ein ruhiger, ordentlicher Mann, Wittwer, verheirathete sich wieder Mitte April

1831 in seinem 65. Lebensjahre mit einer Wittwe, lebte mit derselben ganz gut, klagte aber 4 Wochen nach der Hochzeit am Herz über Angst, behauptete oft, er habe ein hitziges Fieber. Am 12. Mai überlief ihn bald Hitze, bald Frost; er nahm deßhalb Arznei, sagte öfters zu seiner Frau: ach Ihr könnt schön beten, habt auch ein ruhiges, gutes Gewissen, mir aber ist immer so wunderlich im Kopf, es wird mir manchmal schwindlich und sogar schwarz vor den Augen.

In diesem Zustande gieng er herum bis zum 16. Mai, wo er sich legen mußte, fast gar nichts aß und nur wenig Bier trank. Als er aber am 19. Mai früh ½ Nösel warmes Bier getrunken, verließ er das Bett, kam in die untere Stube, setzte sich sogleich auf den Höllenstein, zitterte da aber sehr, war ganz still, es schüttelte ihn öfters. Als man ihn fragte, ob er Frost habe, schüttelte er den Kopf, man konnte nichts weiter aus ihm bringen. Seine Frau reichte ihm eine Jacke zum Anziehen, rieth ihm: sich wieder in der obern Stube ins Bett zu legen, nachdem er abermals ½ Nösel warmes Bier getrunken. Nach ½ Stunde stand er auf, verließ die Stube. Seine Frau ermahnte ihn: aus dem Zuge weg und ins Bett zu gehen. Doch als sie ihn früh gegen 7 Uhr dort glaubte und aufsuchen wollte, war er verschwunden. Nachdem man denselben vergebens in- und außerhalb des Hauses gesucht, fand man ihn endlich am 19. Mai 1831 Mittags ½1 Uhr im Wiesenthal in der Aschauer Gemeinde-Waldung an einer Fichte — an welcher eine Ackerleine, ohngefähr 15 Fuß hoch 2 mal umwickelt und dann zusammengebunden, zu zwei gleichen Theilen noch herunterhieng, — mit dem Gesicht nach dem Thale zu, hängend, ohne Kopfbedeckung und Jacke, baarfuß. Einer seiner Verwandten, der den R. fand, stieg auf den Baum, schnitt ihn ab und ließ ihn liegen, wie er herabgefallen war. Man fand die Leiche schon ziemlich steif.

Bei der an demselben Tage Nachmittags 5 Uhr vorgenommenen Besichtigung fand man ihn rücklings auf der Erde mit dem Kopf bergaufwärts, mit den Beinen aber nach der

Fichte zu liegen, an welcher er gehangen hatte, um den Hals eine Ackerleine, die ohngefähr 1 bis 1¼ Elle lang und über dem Kehlkopf angelegt war, am Halse, wo die Leine angelegt gewesen, eine eines Fingers breite Vertiefung ½ Zoll eingeschnitten. Sie ging rings um den ganzen Hals von gleicher Breite und Tiefe, der Mund war geöffnet wie die Augen, ohne fremde Körper darin, das Gesicht an der ganzen rechten Seite violett, die rechte Brust mit violetten Flecken bedeckt, die Augen gebrochen.

5.

In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Göthe.

Im März 1823 heirathete der Huthmacher H. zu K., ein unbescholtener Mann, 29 Jahre alt, lebte mit seiner Frau einträchtig und zufrieden, obgleich er nur ein knappes Auskommen hatte. Im Anfange des Märzes 1824 aber veruneinigte er sich mit seinen Eltern und gieng dann 8 Tage hindurch wie tiefsinnig herum.

Am 12. März früh, nachdem er Kaffee getrunken, begab er sich in seine Werkstatt, dann bot ihm seine Frau auch Frühstück an, allein er erwiederte, „er wolle noch etwas warten," worauf sich die Gattin wieder entfernte. Gegen 11 Uhr kam seines Vaters Knecht, um ihm Branntweinspülicht zum Huthwalken zu bringen, fand ihn aber an der Stelle in der Werkstatt, wo er gewalkt, an einem Balken mittelst eines Schiebekarrentragbandes erhängt. Er schnitt ihn alsbald ab, legte ihn hin und schrie um Hülfe.

Der Anzug des Entseelten bestand in einer leinenen Weste, Tuchbeinkleidern, baumwollenem Halstuch, leinenen Schürze und flächsenem Hemd. Den Hals umgab eine fingersbreite, ¼ Zoll tiefe Einschnürung. Der Leichnam war an verschiedenen Orten mit blauen Flecken bedeckt, beide Augenlieder mit geronnenem Blute unterlaufen, die Farbe der Lippen violett.

6.

Ein Bauer, E. aus L., 59 **Jahre alt**, kleiner Statur, auf dem linken Auge blind, gieng Mittwoch den 28. April 1830 ganz früh fort, ohne seinem Sohn, bei welchem er wohnte, etwas zu sagen und wurde am 27. Juni 1830, also erst fast 9 Wochen nachher, im Walde, halbverweset, doch so bekleidet, wie er sein Haus am 28. April verlassen hatte, bei einer Fichte auf dem Rücken, mit dem Kopf nach der Anhöhe zu, wieder gefunden. Daneben lag ein schwarzer runder Filzhut und ein Beil, mit welchem man ihn am Tage seines Entweichens hatte gehen sehen. An der Fichte hing, etwas über Manns hoch, eine Wiede von einer fichtenen Ruthe. Diese war, um eine Schlinge zu bilden, mit Bindfaden umwickelt, die Schlinge in der Mitte aber von einander gerissen, woraus man schloß, daß E. sich erhängt habe.

Die Gesichtsmuskeln fand man völlig macerirt, die schwarzen Kopfhaare lößten sich beim Berühren los, am Halse fand man weder Haut noch Muskeln, die Halswirbel lagen ganz bloß — Folge der Fäulniß, welche an beiden Armen und auf der Brust sämmtliche Haut und Muskeln zerstört, das Schlüsselbein vom Brustbein so getrennt hatte, daß man in die Brusthöhle schauen konnte, in welcher weder Lungen noch Herz mehr vorhanden waren. In der Bauchhöhle fand man den Magen, die Leber und übrigen Eingeweide ebenfalls von der Fäulniß verzehrt. Am Cranium wurden keine Verletzungen, weder Brüche noch Fissuren gefunden. Die weichen Theile des Kopfs waren auch durch die Fäulniß zerstört, daher sich derselbe beim Berühren sogleich vom Rumpfe ablößte, die Untersuchung der Kopfhöhle unterlassen wurde. Einen fauligten Geruch hatte man schon 14 Tage lang, ohne den Grund zu ahnden, in der Gegend wahrgenommen, bis man den fast schwarz gewordenen Leichnam entdeckte.

E. war verheirathet gewesen, hatte den oben erwähnten Sohn, bei welchem er sich zuletzt aufgehalten, gezeugt und, nachdem er Wittwer geworden, **sich wieder mit einem Mädchen verlobt**. Die Eheberedung war aufgezeichnet,

von dem Amte schon confirmirt und auch bereits abgelößt worden. Zwei Tage vor seinem Entweichen (am 26. April) aus seines Sohnes Hause, sagte er bloß zu diesem: er könne es nicht abhalten. — Ob er den Gedanken an die zweite Ehe oder etwas Anderes gemeint hat, davon schweigen die Acten. — Vielleicht hatte er ein Beispiel an Gellert's Fabel „der beherzte Entschluß" nehmen wollen, in welcher ein zum Schwerd verurtheilter Soldat dem Mädchen, die ihn durch Heirathen von der Todesstrafe retten wollte, entgegnete: Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen. Ich seh' Euch's an; was soll ich lange wählen? Haut zu! so komm ich doch der Qual auf einmal los.

7.

Am 27. August 1828 gieng der 56 Jahre alte Tischler M. zu K. früh auf die Schneidemühle und kehrte von dorther Abends zurück. Da hörte er, in seinem Hause die Treppe hinauf gehend, von seinen Kindern, „daß er eine Citation wegen einer Schuld erhalten, worüber er erschrak und wieder fortgieng. Am 28. Aug. Nachmittags 3 Uhr fand ihn seine 45jährige Frau in seiner Scheune erhängt und riß ihn ab. Weil sie aber sich vor der Schande fürchtete, band sie demselben das seidene Halstuch wieder um, damit man den Reifen um den Hals nicht sehen solle. M. war schon eiskalt und gab kein Lebenszeichen von sich. In seiner Nähe lagen Nägel, 1 Hammer und 1 Zange.

Bei der Besichtigung bemerkte man blos, daß M. ganz angekleidet war, am Halse über dem Kehlkopfe einen eines kleinen Fingers breiten Streifen rings um den Hals, an beiden Vorderarmen mehrere hautlose Stellen, eben so an der linken Seite des Kopfes, nahe am Ohr, und an den Unterschenkeln, auf dem Rücken die Todtenflecken, auf der rechten Seite einen Scrotalbruch hatte.

Das halbe, ziemlich große Halstuch, welches sich um dem Halse des Leichnams befand, war an einem Zipfel augenscheinlich durchgeschnitten, welcher abgeschnittene Zipfel sich so wenig vorfand, wie ein Strick. M. muß schon einige Stunden frü-

her, als oben angegeben ist, entseelt gefunden worden seyn, denn schon Mittags hatten die Hinterlassenen um ihn geweint.

8.

Veilchen weckt ja schon der März,
Mai der Vögel Lieder —
Aber ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder.

Katharine B. zu S., geb. U. aus D., welche schon, als sie in B. diente, weil sie von ihrer Herrin übel behandelt wurde, sich ins Wasser stürzen wollte, heirathete nachdem, 34 Jahre alt, einen Tischler, mit welchem sie 1½ Jahr sehr einig und zufrieden lebte.

Als aber ihr mit demselben erzeugtes Kind den 1. Juli 1808 gestorben, fand man sie ganz verändert, immer sehr niedergeschlagen in Gedanken sitzend, schwermüthig, was sie sonst nie gewesen.

Am 14. Juli 1808 früh nach 5 Uhr begegnete ihr im Dorfe ein Bekannter und unterhielt sich mit ihr. Sie erzählte ihm, daß sie einen Grasmäher habe bestellen wollen, aber keinen bekommen hätte, sie sahe da ganz niedergeschlagen aus und blickte nicht auf. Indeß nun hierauf ihr 39jähriger Mann einheizte und Suppe ansetzte, ging gedachte Frau auf den Boden, von welchem sie ihren Gatten zurief: daß ein Handelsmann unten sey, von welchem er hierauf auch etwas kaufte, dann die Suppe aus dem Ofen nahm und seine Frau zum Essen rief. Allein sie hörte nicht. Er eilte daher auf den Boden, um von da aus zu sehen, ob sie in dem Garten sey; doch er fand sie auf dem Boden halb und halb knieend neben einer an den Dachstuhl gelehnten, vorher nicht dort gewesenen Leiter, vollständig angekleidet; um den Hals, außer einem wollenen Halsband, einen Strick und mittelst desselben erhängt, nachdem sie ihrem Manne ¼ Stunde vorher erst zugerufen hatte. Dieser lößte sie sogleich aus der Schlinge, suchte sie wieder ins Leben zu bringen, zumal sie noch warm war, allein ohne erwünschten Erfolg.

Der 14. Julius war ein sehr heißer Tag, am 15. früh

7 Uhr nahm der Amtschirurg die Obduction vor, fand den rechten Backen mit Blut bedeckt, das aus dem rechten Nasenloche geflossen war. Als man jenen gereinigt hatte, erschien derselbe nebst dem rechten Ohr braun und blau. Aus dem Munde hing ein ziemlich langer Wurm zwei Zoll lang heraus. Beim Aufheben des Kopfes der B. wankte derselbe hin und her, man konnte ihn fast ganz herumdrehen. Das dritte Halswirbelbein war völlig aus seinem Gelenke gewichen. Am vordern Theile des Halses auf der Luftröhre befand sich, außer röthlichen Striemen um den Hals, eine einen halben Quadratzoll betragende kleine mit Blut unterlaufene Stelle, die Luftröhre selbst hatte sich von dem ringförmigen Knorpel abgetrennt, so daß man einen Finger hineinlegen konnte.

Der Zustand des dritten Halswirbels und des ringförmigen Knorpels mochte dadurch entstanden seyn, daß sich die unglückliche Frau, welche von Person nicht groß war, nach umgelegter Schlinge von der Leiter gestürzt hatte, wie die Obducenten glauben.

Hals und Rücken waren ganz mit braunen und blauen Flecken bedeckt, wie man es vorzüglich bei apoplektisch Verstorbenen zu finden pflegt.

9.

Regina N. zu N., 21 Jahre alt, welche mit ihren drei Brüdern und ihrem Vater, einem Tischler, in ihrem Wohnorte für simpel galt, stand des Vaters Haushalt demohngeachtet gut vor, betrug sich gegen die Ihrigen lobenswerth, war dem Trunke nicht ergeben und hatte mit Mannspersonen keinen verbotenen Umgang. Am 25. und 26. October 1813 war sie nicht aus dem Hause gegangen, am 26. stand sie vor Tages Anbruch auf, kochte Kaffee und Kartoffeln, verhielt sich ruhig dabei, aß mit den Ihrigen gemeinschaftlich. Indeß nun der Vater, der schon viele Jahre Wittwer war, früh gegen 9 Uhr mit dem ältesten Sohne an seine Schneidemühle ging, blieb die Tochter mit seinem — wie er ihn selbst nennt — etwas einfältigen, mittlern Sohne allein zu Hause. Jetzt befahl die

21jährige Schwester ihrem 16jährigen einfältigen Bruder: Kartoffeln zu reiben, derweilen sie melken wolle. Als sie aber über die gewöhnliche Zeit ausgeblieben, suchte sie der Bruder und fand sie eine halbe Stunde, nachdem sie ihn verlassen, auf dem Boden bei der Treppe an einem Balken mittelst eines Stricks erhängt. Der schnell herbeigerufene Vater derselben nahm nun seine ganz frei hängende Tochter in die Arme, hob sie in die Höhe, indem sie sein älterer Sohn mit einem Messer abschnitt. Er konnte sie aber nicht mehr erhalten, sondern fiel mit derselben zu Boden. Nachdem man hierauf mehrere Leute herbeigerufen, wurden Reiben, Bürsten, Lufteinblasen ꝛc. angewendet, doch alles vergebens, *welchen* Erfolg auch die von noch zwei *andern* Aerzten versuchten Rettungsmittel hatten.

Neben der hängend Gefundenen stand auf der rechten Seite ein Stuhl und auf der linken ein Branntweinglas, worein ohngefähr $\frac{1}{2}$ Nösel ging, das aber nur noch ein wenig Branntwein enthielt.

Bei der Obduction fand man auf der rechten Seite am Ellenbogengelenke etwas Blut, herrührend von einem Aderlaß — einem von den angewandten Rettungsversuchen; um den Hals einen dunkelblauen Ringel, an welchem sich coagulirtes Blut befand, den Luftröhrenkopf sehr eingedrückt, Todtenflecke über den ganzen Körper und Krätze, mit welcher die nun Entseelte bei Lebzeit behaftet gewesen.

Eine Veranlassung zu diesem Selbstmord ist eben so wenig kund geworden, als der Grad und die Art der Krätze, an welcher die M. gelitten. — Daß aber die neueste Zeit wirklich einen Fall aufzuweisen hat, wo dieses Uebel Selbsttödtung veranlaßte, erhellet aus der Lancette française. Es ging nämlich ein von einigen 1831 im Jardin de plantes zu Paris eingehegten Kameelen mitgebrachter bösartiger Krätzausschlag auf ihre Wärter über, die dadurch mit einem unheilbaren Aussatze behaftet wurden. Einer von diesen Leuten verfiel durch das Jucken in solche Verzweiflung, daß er sich entleibte.

10.

Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.
Schiller.

B., ein armes 18jähriges Mädchen aus S., Tochter einer armen Wittwe daselbst, diente bei dem Gastwirth L. zu L., ohnweit W., seit dem 1. Januar 1824, vollzog ihre Arbeit ganz zur Zufriedenheit ihres Dienstherrn, that Alles bereitwillig, was ihr dieser befahl.

In der Nacht zwischen dem 1. und 2. September 1824 schlief sie mit in der Wirthsstube; am 2. früh 4 Uhr stand sie auf, weil Fremde da waren und nach der Zeche fragten. Kurz darauf legte sie das dafür erhaltene Geld auf einen in der untern Stube befindlichen Tisch. Als nun auch der Wirth und dessen Frau nachher aufgestanden, das erwähnte Geld gefunden, aber das Dienstmädchen nicht, ging jener auf den obern Boden seines Hauses und fand die B. an einem Dachsparrn an einem Stricke erhängt. In der Angst dachte er aber nicht daran, sie abschneiden zu müssen, zog sie daher durch den Strick und machte sie auf diese Art los, fand aber keine Spur von Leben, schickte jedoch sogleich nach dem Chirurg H. in N., der aber nach versuchten Rettungsmitteln erklärte, es sey kein Lebensfunke mehr in ihr.

Bekleidet fand man den Leichnam mit einem Frießrock, einem solchen Leibchen und linnenem Hemde, den Kopf unbedeckt, das Gesicht sehr aufgetrieben, violett. — Beim Aufheben der Verstorbenen flossen aus der Nasenöffnung einige Löffel voll Blut. Um den Hals herum, zwischen dem Kinn und Kehlkopf, zeigte sich ein kleiner, fingerbreiter Blutstreifen.

Beim Abnehmen des durchsägten Craniums floß $\frac{1}{4}$ Nösel Blut heraus. Die Spinnwebenhaut war mit der Substanz des großen Gehirns verwachsen, die Blutgefäße in den Vertiefungen und Windungen des großen Gehirns beträchtlich mit Blut gefüllt, die Hirnhöhlen enthielten weder Wasser

noch Wasserblasen. Nur die zarten Gefäße der Gehirnhöhlen waren mit Blut angefüllt, die Substanz des großen und kleinen Gehirns gesund, wie in der Brusthöhle die sämmtlichen Eingeweide. Blos im Herzbeutel fand man gegen 5 Eßlöffel voll Wasser. Auch an und in den sämmtlichen Baucheingeweiden fand man nichts Abnormes, die Gebärmutter in jungfräulichem Zustande.

11.

Während der im Sommer 1800 auch in der Gegend von Königsee herrschenden Ruhr starb in D. unter andern ein Landmann, Namens R., und sein Kind, und hinterließ seine ebenfalls an der Ruhr darniederliegende Frau. Die Schwester derselben, Z. geb. P. aus D., 40 Jahre alt, kam nun zu ihr, um ihr Beistand zu leisten, wusch derselben ein paar Tücher aus und hing diese an den Ofen. Da nun die kranke Schwester den 4ten Tag an der Ruhr auch starb, glaubte die Schwester derselben, sie habe den Tod der Kranken dadurch verschuldet, daß sie jene Tücher an den Ofen in der Stube gehängt habe, grämte sich darüber und sagte: nun müsse sie sich unter einen Busch setzen und verhungern oder erfrieren, denn sie könne nicht fröhlich sterben, weil sie Schuld an dem Tode ihrer Schwester sey.

Am Sonntag den 12. October Nachmittags 2 Uhr ging sie mit einem Tragkorb weg, ohne ihrem Mann zu sagen, wohin sie will. Einer ihr begegnenden Frau sagte sie: sie wolle ins Kraut, kam aber nicht wieder nach Haus. Man suchte sie nun mit drei Laternen in allen benachbarten Flachsrösten, doch vergebens. Am vierten Tage aber fand man sie in einem Busche sitzend, die Beine an einen Stock (Stumpf eines Baumes) anstemmend. Man brachte sie hierauf nach Hause in ihr Bett. Sie sagte nun aus: zwei Tage habe sie in den Bergen, die dritte Nacht in einem Dorfe zugebracht, sey aber vor Tages Anbruch wieder weggegangen. Sie rief nun einmal übers andere aus: „die Schande, die Schande!“ versprach aber: nicht wieder fortgehen zu

wollen, besorgte hierauf wieder ihre häuslichen Geschäfte ordentlich und lebte nach, wie vor, einig mit ihrem Manne, mit welchem sie zwei Kinder gezeugt, wovon aber eins gestorben.

Als Montags den 27. October 1800 ihr Mann früh 4 Uhr aufstand, fand er, daß seine Frau schon auf gewesen, um ihm eine Suppe zu kochen. Jetzt saß sie auf der Ofenbank, stand dann auf, ging in die Küche, rumpelte im Ofen, kam aber nicht wieder in die Stube zurück. Als man ihre abermalige Entweichung entdeckte und sie durch die ganze Gemeinde gesucht hatte, aber vergeblich, erfuhr man, daß sie in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag vom 1. bis 2. November beim Hirten übernachtet und dann an einem weißen Tuche, das $\frac{5}{4}$ Ellen über dem Kopfe an einem Aste um den Hals geschlungen war, als sie, zehn Tage nach ihrer Flucht, den 6. November im Lachgraben im Fröbitzer Holze an einer, eines Arms dicken, Fichte, nicht hoch von der Erde, gut gekleidet, hängend, entseelt gefunden worden sey.

Man schnitt sie vorsichtig ab, fand keine Verletzung an ihr, aber einen zurückschreckenden, cadaverösen, um sie her verbreiteten Geruch, dem ähnlich, den man bei an der rothen Ruhr Verstorbenen wahrzunehmen pflegt.

12.

Who more than he is wórth does Spénd,
He makes a rópe his life to end.
(Am Stricke müssen sterben,
Die mehr verzehren als erwerben.)

Am 6. Februar 1830 früh 9 Uhr wurde zu W. ein ganz armer, zum Theil von Almosen lebender, 67jähriger Mann, ein Wittwer, H. F., an welchem man in den letzten Tagen seines Lebens in seinem Betragen und seiner Stimmung nichts verändert gefunden, der Tags vorher seine Suppe nicht ganz aufgegessen, sich am 5. Februar Abends 6 Uhr schon zu Bette gelegt hatte, auf der Bodentreppe des Hauses, in welchem er sich aufhielt, in einer mehr stehenden Stellung, erhängt und schon steif gefroren gefunden. Sein Schwie-

gersohn schnitt den an der Treppe an einem Balken hängenden Schwiegervater ab.

F. hatte früher ein Viertheil Guth und ein Wohnhaus, aber alles durch seine liederliche Wirthschaft durchgebracht und dann Concurs gemacht. Wegen Mangel an Kleidern, bei großer Nahrungssorge, konnte er nicht einmal die Kirche besuchen. Er war Vater von drei verheiratheten Töchtern.

Bei der Obduction fand man das Gesicht aufgedunsen, roth, die Augen geschlossen, um den Hals unter dem Kehlkopf einen, eines kleinen Fingers breiten, mit Blut unterlaufenen Streifen von der Tiefe eines reichlichen $\frac{1}{4}$ Zolls, auf dem Rücken die gewöhnlichen Todtenflecken, die Häute der Blutbehälter mit Blut angefüllt. Die Blutgefäße des großen und kleinen Gehirns in den Windungen und Vertiefungen strotzten ebenfalls von Blut; die Substanz des großen und kleinen Gehirns war gefroren.

Aus diesem Falle kann man sich die Lehre ziehen, daß selbstverschuldete Armuth stets der Grund ist, den Muth und mit ihm die Tugend und Ehre der Menschen niederzuschlagen, daß ein kleines Loch ein großes Schiff versenken kann, und daß das englische Sprichwort: „Who spends more than he should, shall not have to spend when he would" (Wer zur Unzeit verthut, hat zur rechten Zeit nichts) sich hier bestätigte.

Wenn früher ein Apicius mit seinen Schwelgereien mehr als 12 Millionen Franks durchbrachte, und als er endlich seine Vermögensumstände genau untersuchte und sah, daß ihm nur noch 2 Millionen Franks übrig seyen und sich deshalb vergiftete, weil, nach seiner Meinung, ein Mensch von einem so kleinen Vermögen nicht leben könne, so war der wirklich ganz verarmte F. allenfalls sehr zu entschuldigen, wenn er, nachdem er Alles durchgebracht hatte, verzweifelte und sich dann gewaltsam aus der Welt schickte.

13.

Der Traum des Lebens wird auf einem zu harten Bette geträumt.
Jean Paul.

Der Förster L. B., aus A. gebürtig, erhing sich am 24. September 1831 im Fischhause bei S., welche That man früh ½ zehn Uhr entdeckte. Die Entfernung des Trägers (Balken) vom Fußboden betrug 5 Ellen. Nach abgeschnittenem Stricke wurden von dem Physikus Rettungsversuche angestellt, aber vergebens, nämlich Aderlassen, Frictionen, Auftröpfeln von Siegellack auf die Brust.

Mit seiner jetzt 44 Jahre alten Frau war B. 25 Jahr verheirathet, hatte 6 Kinder gezeugt, wovon noch 3 leben: ein Sohn, ein Schneider in Hamburg, der zweite ein Jäger, die Tochter verheirathet. Er zog vor 9 Jahren von L. im Oberlande, wo er ein besseres Auskommen gehabt haben soll, in sein jetziges Haus.

In der Nacht früh 2 Uhr hatte er seine Frau und Magd geweckt, sich äußernd: „die Leute gingen schon ins Kartoffelhacken, sie sollten in das Dorf N. gehen, um Brod zu backen.“ Da es aber dazu zu früh war, legten sie sich wieder nieder, und erst 5 Uhr, wo es tagte, frühstückten sie mit einander; die Frau machte den Teig zurecht und ging dann nach N., um Brod zu backen. Beim Frühstück trank B. 3 Tassen Kaffee, aß 2 Stückchen Brod, war mit Beinkleidern, Hemd, Strümpfen und Stiefeln bekleidet, wie er schon seit 12 Wochen gewohnt war, wenn er nicht ausging oder niemand Fremdes kam. Als seine Frau nach 9 Uhr von N. zurück nach Hause kam, fand sie ihn in der Küche an dem Nagel des Tragbalkens hängen, unter ihm stand ein Stuhl (mit einem darauf gelegten Stück Holz), auf welchen er wahrscheinlich hinaufgekommen ist. Seine Hand faßte sich eiskalt an. Beim Herabnehmen hat sich derselbe, obgleich zwei Männer ihn hielten, indem ein Dritter ihn abschnitt, nach allen Seiten hin den Kopf zerschlagen. Es war ein dünnes Flößerstrickchen, mit einem Knoten zusammengefaßt und aus einem dicken und dünnen Strickchen zusammengesetzt, doppelt an einen an der

Decke befindlichen Nagel befestigt und hing etwa eine Elle lang herab. Der Strick war auseinander gedreht und oben, wo er am Nagel aufgehängt war, mit drei Knoten wieder zusammen geknüpft.

Der untere Theil des Gesichts, Lippen und Backen waren schwarzblau. Sein linkes Bein ruhte mit dem Knie und dem untern Theile des Unterschenkels auf dem Stuhle, an welchem das andere Bein herabhing. Seine beiden Arme hingen senkrecht am Leibe herunter, so wie sein Bart in den beiden Mundwinkeln.

Schon viele Jahre hindurch konnte B. vielerlei Speisen nicht vertragen, z. B. grüne Speisen, Mehlspeisen, Zwiebeln, überhaupt kein Gemüse. Einen Arzt hatte er indessen nie gebraucht. Seine Krankheit äußerte sich, als er in seinem frühern Wohnorte war, heftiger, indem er an bedeutendem Leibweh litt. Fast regelmäßig im Jahre um die Frühlingszeit herum kehrte die Krankheit zurück. Im Jahre 1823 ward er in seinem zeitherigen Hause vom Staar befallen, dann von der Halsbräune, von welcher ein Arzt ihn befreite. Bei dem Augenübel war er 4 bis 5 Wochen stockblind. Auch selbst diese Krankheit ließ periodenweise eine Schwäche in den Augen zurück. Seit vielen Jahren hatte er sich nun durch diese körperlichen Leiden beängstigt befunden, auch fühlte er sich durch die erlittene Zurücksetzung in seinem Dienst sehr gekränkt, glaubte, weil er bisher die nöthigsten Ausgaben nicht bestreiten konnte, nicht leben zu können, betrübte sich überdem darüber außerordentlich, daß er bei seinem kärglichen Einkommen das Vermögen seiner Frau habe zusetzen müssen, was er noch am 22. September 1831 äußerte, indem eben das Korn schon wieder im Preise gestiegen war.

Obgleich ihn seine Frau zu trösten suchte, fühlte er sich doch über seine Lage äußerst ergriffen. Es ist ihm auch wirklich mitunter sehr kümmerlich gegangen und manchmal hatte er mit den Seinigen kein Brot im Hause. Seine Besoldung bestand in 160 Gulden und 3 Klaftern Holz, daher er schon mehrmals im Sinne gehabt, sich das Leben zu nehmen. Vor 6 Jahren, zur Zeit der

Fischerei, gieng er Nachmittags ganz trübsinnig auf die Jagd und kam spät noch nicht zurück; man suchte ihn im Walde und entdeckte ihn endlich durch Rufen. Als er nach Hause kam, sprach er nichts. Seine durchsuchte Flinte fand man mit 3 Kugeln geladen. Später gestand er seiner Frau, daß er sich damals damit habe genug geben wollen.

Schon 5 Wochen vorher wollte er sich erhängen, allein es war mißlungen, doch hatte er einen rothen Streifen um den Hals, bat aber seine Frau, als sie ihn darüber berief, es zu verschweigen; dann sprach er wieder von seiner kärglichen Besoldung. Wollte ihn seine Frau mit Liedern aus dem Gesangbuch trösten; so erwiderte er: „aber davon hast du kein Brot.“ Sein Vater, der ebenfalls Förster war, hat sich auch das Leben selbst genommen und zwar am 13. Juli 1805. Dieser sein Sohn, damals Jägersbursch, meldete persönlich am 14. Juli 1805 beim Amte: daß er seinen Vater an einer Buche sitzend erschossen gefunden habe.

Abends ½9 Uhr bei drei brennenden Talglichtern besichtigte man den Leichnam und fand an demselben: dicht über dem Kehlkopf, zwischen ihm und dem Zungenbeine, einen rings um den Hals gehenden mit Blut unterlaufenen Einschnitt, doch ohne Verletzung der Haut, ½ Zoll breit und mehrere Linien tief, auf der rechten Seite des Halses eine Oeffnung der Jugularvene, Folge an dem Leichnam vorgenommener Aderlaß, wovon sich noch im Hemde wenige Spuren des geflossenen Blutes zeigten, das Brustbein war mit Siegellack betröpfelt, das männliche Glied schlaff, ohne eine Spur von vorausgegangenem Samenerguß. Am linken Oberschenkel fand man einige Exkremente und längs dem Rücken große Todtenflecke.

Früh ½2 Uhr war der Schluß der Untersuchung.

14.

Am 13. Nov. 1832 fand man einen Handarbeiter Namens Joseph Dugat, zu Paris, an seiner Thüre erhängt. Eine Zeitschrift theilt darüber Folgendes mit: Er war ein

armer, junger, magerer, bleicher, leidender Mensch von der ärmlichen leichenartig aussehenden Art, wie man sie in großen Städten findet, kraftlos, leidenschaftlos, einer der Menschen, von denen Claude Tavie sagt: das Leben befindet sich in ihnen nur zur Miethe, es sey jeder Zeit bereit, auszuziehen. Er schabte seit mehreren Jahren für das phrenologische Kabinet Knochen und Schädel ab, wohnte in einem armseligen Dachstübchen, zwischen Knochen und Todtenköpfen. An jedem Balken schwebte ein grinzendes Skelett, und wenn Abends zum halboffenen Fenster der Wind hereinzog und die dürren Knochen bewegte, daß sie an einander klapperten, so konnte man glauben, sich unter einem Galgen zu befinden. Er dachte freilich nicht daran, die Gewohnheit hatte ihn mit solchen Gegenständen vertraut gemacht und erschrak nicht mehr, wenn er früh aufwachte und seine Augen sogleich auf einen über seinem Bette hängenden Todtenkopf fielen, als eine Köchin erschrecken würde, die ein Päcktchen Schalotten vor ihrem Bette liegen sähe. Diese glückliche Gleichgültigkeit währte ziemlich lange. Aber einst brachte man ihm Knochen, die er an der Ungeschlachtheit und Mißgestalt für die eines gewissen Evrard erkannte. Dieser war sein Freund gewesen, aber so stark und streitsüchtig, als Dugat schwach und sanft. Ihn allein hatte Dugat besucht, sich gleichsam instinktmäßig unter den Schutz desselben begeben; er liebte ihn, wie der Hund seinen Herrn liebt, der ihn schlägt, schüchtern und furchtsam. Seit einem Monat hatte sich Evrard im Hospital befunden und war daselbst gestorben. Mit Schauder erkannte Dugat die Glieder desselben unter den andern ihm geschickten. Mehrere Tage lang wagte er nicht, sie anzurühren, es kam ihm vor, als müßte sich das Skelett beim ersten Schnitte aufrichten, um ihn für seine Kühnheit zu züchtigen. Endlich suchte er indeß seines Schreckens Herr zu werden und machte sich an die Arbeit; aber die Gewalt, die er sich dabei anthat, erschöpfte die wenige Kraft, die seinem armseligen Gehirn noch übrig war. Bald verfolgte ihn der gräßliche Spuk. Ueberall, in seinem Dachstübchen, in seinem Bette, auf der Straße, glaubte er das Skelett Evrards mit den bei-

den halbabgeschabten Armen zu sehen, das ihm seine Entweihung vorwarf. Die Gestalten wurden von Tage zu Tage schrecklicher; er sah sich nicht mehr blos von Evrard, sondern von allen denen verfolgt, deren Knochen er vom Fleische gereinigt hatte; Männer, Frauen und Kinder liefen ihm nach und Eines verlangte einen Arm, ein Anderes ein Bein, ein Drittes den Kopf. Vergebens floh er bis ins Freie hinaus. Alle Gerippe hörte er unter höllischem Lärmen und unter einem entsetzlichen Knochengeklapper sich nachrennen. Uebermannte ihn Abends die Müdigkeit und legte er seinen Kopf zum Schlafe nieder, so wachte er mit einemmal auf, sah einen Todten auf seine Brust knieen, der ihn mit beiden Händen schüttelte und ihn mit seinen erstorbenen glanzlosen Augen anstierte. Endlich wurden diese Visionen so unerträglich, daß Dugat es nicht mehr aushalten konnte und seinen vielen Leiden durch den Strick ein Ende machte.

IV.

Selbstmord durch Kehlabschneiden.

Am 6. Mai 1832 meldete das von Herrn von Göckel in Eisenach herausgegebene Sonntagsblatt:

„Vor kurzer Zeit entleibte sich ein angesehener Mann und Staatsdiener in S., welcher einige Tage darauf auf einem der dortigen Kirchhöfe mit Pomp und Auszeichnung beerdigt wurde. Die wahrscheinliche Folge davon war, daß sich in derselben Stadt kurz darauf ein Handwerker und in der nächsten Umgegend zwei andere Männer die Kehle abschnitten, denen auch ehrliche Begräbnisse gestattet wurden. — Geräuschlose, wenn gleich keine sogenannten unehrliche Begräbnisse in dergleichen Fällen, wären demnach zweckmäßiger."

Daß das Beispiel des Selbstmordes leicht zur Nachahmung reizt, habe ich schon an mehreren Orten durch Beispiele erwiesen. Ob aber der zunächst stehende Fall zu den darauf fol-

genden wirklich Veranlassung gegeben haben mag, oder ob letztere Ereignisse zu denen gerechnet werden können, wo, wie manche glauben, magnetische Einwirkung — die solch eine That auf andere Individuen zur Nachahmung reizend ausübt — concurrirte, oder ob ein gewisser Rapport, wie er sich öfters in Mordthaten kund giebt, die fast unmittelbar auf öffentliche Hinrichtungen folgen, statt fand, mögen die Leser selbst beurtheilen.

Das Wahrscheinlichste ist mir: daß solche Nachfolger Individuen sind, in welchen schon der Keim der That seit langer Zeit lag, und die lediglich von der Macht des Beispiels sich bestimmen ließen. Es bestätigt sich *daher allerdings* nicht selten, daß nicht leicht in *einer* Stadt ein Selbstmord vorfällt, der nicht binnen kurzer Zeit mehrere andere in seinem Gefolge hätte. Er steckt an wie das Gähnen und „Yàwning is cátching“ sagt ja das englische Sprichwort.

1.

Er erwacht — und a u s i s t A l l e s!
Und von seinem hohen Glück
Bleibt ihm keine Spur zurück,
Als der Schreck — ob seines Falles!

Hr. N. D., ein Mann von mittlerer, proportionirter Größe, brünett, cholerischen Temperaments, welcher durch gewissenhafte, durch Fleiß und Ordnung sich auszeichnende Verwaltung mehrerer Stellen, z. B. als landschaftlicher Steuer-Einnehmer, erster Bürgermeister ꝛc. sich allgemeine Achtung erworben hatte, zog sich zwar durch seine sitzende, mit Geistesanstrengung verbundene Lebensart, in seinem 53. Lebensjahre Störung der Verdauung, träge Stuhlausleerungen und Sodbrennen, besonders durch den — obgleich äußerst mäßigen — Genuß starker Rheinweine zu, behielt aber dabei eine heitere, lebensfrohe Stimmung und wurde in einer geringen Zeit von der genannten Schwächung der Unterleibseingeweide, mittelst zweckmäßiger Arzneimittel und Diät, befreit.

Allein ganz unerwartet bekam er, als er 54 Jahre alt war, die Kunde, daß er bei einem seiner größten Schuldner

Gefahr lief, ein sehr großes, jenem geliehenes, zum Theil aus seinem eigenen, größern Theils aus fremdem ihm anvertrauten Vermögen bestehendem Capital, meistentheils zu verlieren.

Tief hatte ihn dieser Schlag des Schicksals erschüttert, doch minderte die Hoffnung, daß sich mehr noch von der großen Summe werde retten lassen, als wahrscheinlich war, den Eindruck in Etwas.

Bald hierauf fand man aber seine Gemüthsstimmung verändert, traurig, ärgerlich, Unlust zu den gewöhnten Arbeiten, Liebe zur Einsamkeit, mehr scheinbare, als wirkliche Abspannung der Muskeln, äußere Ereignisse afficirten ihn weniger, als sonst, er richtete alle Aufmerksamkeit mehr auf seinen eigenen Zustand, bei welchem eine krankhaft vermehrte Empfänglichkeit der höhern Nervenfunctionen und gleichzeitig deprimirte Thätigkeit des Gangliensystems in Verbindung stand, offenbar aber von den Organen der Verdauung und des Blutlaufs im Unterleibe ausgieng, was allerdings in die Länge eine Geisteskrankheit befürchten ließ.

Außer freundlichem Zuspruch und vorsichtigem Ablenken von dem Gegenstande seiner Besorgnisse, welche jetzt doch mehr die Lichtblicke der Hoffnung verscheuchten, versprach man sich guten Erfolg von einer geordneten Lebensweise, nämlich mehr animalischer als vegetabilischer Kost, mit Wein vermischtem Wasser ꝛc. Die Torpidität des Gangliensystems zu beseitigen, so wie den krankhaften Erethismus der höhern Nervenfunctionen zu beschwichtigen, suchte man jenes durch Se- und Excretionen befördernde, resolvirende und Digestivmittel und dieses durch vorsichtig stärkende Heilmittel zu erreichen, was denn auch geschah, so daß der Kranke sich wieder geistigen Anstrengungen unterzog, aber auch späterhin den Nachtheil davon empfand, besonders beim Ende des Winters v. J. 1824—1825, wo Krankheiten der Centraltheile des Nervensystems und des Blutlaufes, bedeutende Störungen des letztern, Congestionen und Abdominalplethora merklich wurden.

Eine trübe, verschlossene, in sich selbst versunkene Gemüthsstimmung mit gänzlicher Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt und Aeußerungen der Verzweiflung verriethen jetzt den Ueber-

gang des höchsten Grades von Hypochondrie in Melancholie und zwar — bei einem trüben, eben nicht verloschenen, jedoch bisweilen von düsterm Feuer aufflammenden Blick, traurigen, gleichbleibend finstern Gesichtszügen, schwerem und seltenem Athem, trockener und dunkelfarbiger Haut und verstopftem Darmkanal — in Melancholia errabunda. — Während eines Spazierganges mit einem seiner Bekannten wollte er sich eben von einer bedeutenden Höhe herabstürzen, als letzterer es wahrnahm und ihn mit Gewalt daran hinderte.

Der Versuch, bei übrigens indicirter nöthiger Behandlung der körperlichen Uebel, das Gemüth des Leidenden wieder für die Außenwelt zu öffnen, für Hoffnung und Freude wieder empfänglich zu machen, scheiterte.

Da offenbar Stockungen in den Organen des Unterleibes, besonders in der Leber und der Milz überhaupt auf behindertem Blutlauf im Pfortadersystem beruhende Umstände obwalteten, so rieth ich den anhaltenden Gebrauch des Karlsbades im Sommer 1825.

Der Transport des Kranken ward wegen der Unruhe und des Strebens, zu entfliehen, für die ihn begleitenden zwei Männer von Bildung und Kraft, eben so beschwerlich als gefährlich. Obgleich er mitunter besonnen und ruhig, zur Veränderung neben dem Wagen hergieng; so hatte er doch einmal, indem ihn seine Begleiter etliche Minuten aus den Augen gelassen hatten, gleich die Kutsche verlassen und war in einen Sumpf gerathen. Doch Patient kam in K. glücklich an und nach einer langen Abwesenheit von S. fast ganz geheilt zurück.

Hr. R. D. blieb hierauf 3 Jahre (von seinem 55—58. Lebensjahre) gesund und verrichtete seine Functionen wieder, wie vorher. Aber nun verfolgte ihn das Unglück und Shakespear's Worte: „When sorrows come, they come not singl espier, but in battalions. (Wenn die Leiden kommen, so kommen sie wie einzelne Späher nicht, nein, in Geschwadern), trafen bei ihm ein, denn im Mai 1828 starb sein jüngster Sohn, ein blühender Jüngling.

Der unglückliche Vater benutzte diesen Sommer Kissingen und kehrte wohl zurück. Im Jahre 1829 erhielt er

die gräßliche Gewißheit, daß er nicht den kleinsten, sondern den größten Theil des meist für Andere verliehenen Geldes verlieren würde. Von da an hatte er weder Ruhe noch Rast. Sein Ehrgefühl, sein Stolz war tief gekränkt, zu Boden gedrückt. Er, der Unschuldige, auf den Hunderte ihr Heil und Trost gesetzt hatten, die ihre Capitalien in seinen Händen gut aufgehoben wußten, fühlte sich jetzt durch den Schuldigen vom Gipfel des Glücks und des größten Ansehens in die grausige Tiefe gestürzt.

Im darauf folgenden Jahr 1830 im December starb sein ältester Sohn in der Blüthe seiner Jahre, einen Monat später (Januar 1831) seine wackere Frau, beide am Nervenfieber.

Der unglückliche D. gieng nun nicht mehr aus, zeigte viel Aengstlichkeit, verließ, alles Zuredens ohngeachtet, das Bett nicht mehr, verschmähte bei gutem Appetit und Mangel an Fieber Tage lang die Speisen. Reizlos und unerträglich starrte ihn die Gegenwart an, die Zukunft schien ihm nur deshalb tröstend zu winken, weil der Tod zwischen ihr und dem Leben lag. — Aber auch alle großen und kleinen Leiden, alle zerstörten Hoffnungen und Wünsche drangen mächtig auf ihn ein und bildeten eine Kette, die er nicht zu zerreißen vermochte!

So fand ihn in seinem 62sten Lebensjahre das Jahr 1832.

Am 15. Januar 1832 kam der Vormund unmündiger Kinder zu ihm, um zu erklären, daß er mit den wenigen Procenten, welche D. von seinem Schuldner nur erlangen konnte, nicht sich beschwichtigen lassen könne, noch werde, sondern daß er von ihm (D.) das volle Capital verlange. — Dieß brach ihm das Herz.

Schlägt tief der Gram die Wurzeln in das Leben,
Und nährt der Mensch des Unglücks bittern Schmerz,
Läßt er des Glaubens Genien entschweben,
Dann faßt Verzweiflung das bethörte Herz.
Wer nicht voll Muth den Blick nach oben richtet,
Verliert sich selbst, steht in sich selbst vernichtet!

An demselben 15. Januar Abends schaute er, am Fenster stehend, lange und forschenden Blickes — wie es Vorübergehenden schien — ins Freie. — Halb 11 Uhr legte sich R. D. zu Bett und stand am 16. Januar früh gegen 8 Uhr wieder auf (wie seine 22jährige Tochter aussagte), kleidete sich an, trank in der Familienstube Kaffee, fertigte etliche Leute ab, schrieb das Nöthigste auf, gieng mehrere Male hin und wieder, aus einer Stube in die andere und kam dann nicht wieder. — Daß es sehr oft mehr Seelenkraft bedarf zu leben, als zu sterben, beweist auch das tragische Ende dieses Mannes.

Gegen 9 Uhr Vormittags fand *man ihn* völlig angekleidet in der einen seiner Stuben mit zerschnittenem Halse auf der Erde liegend, todt.

Obduction. Der Verstorbene lag in der Nähe einer Bettstelle auf dem Rücken, zum Theil etwas auf der rechten Seite, mit dem Gesicht nach der Zimmerdecke zu, mit den Beinen nach dem Fenster, mit dem Kopfe nach dem Ofen zu, der Kopf war bloß, ohne Bedeckung, der rechte Arm lag unter der Seite des Oberleibes, der Vorderarm stand aber in die Höhe und lag mehr an dem Körper an, der linke lag auf der Brust, die Hände waren ziemlich blutig, unter und neben dem Körper befanden sich große, sehr ausgebreitete Flecken frischen Blutes; auch die Kleider auf der Brust und überhaupt auf der Vorderseite waren sehr von Blut befleckt. Fast mitten auf dem großen Blutfleck auf dem Fußboden lag ein halb geöffnetes, halb zusammengebogenes Rasirmesser, ebenfalls mit Blut überzogen. Den Kopf des Verstorbenen fand man etwas hintergebogen.

Nach der Stellung der Tische zu den nach dem Fenster zu hängenden Spiegeln zu urtheilen, unter deren einem man an der weißen Kalkwand sehr viele kleine Blutflecken wahrnahm, hatte R. D. erst sein Halstuch abgethan und auf einen nahen Tisch gelegt, sich dann vor dem nach dem Fenster zu hängenden Spiegel den Hals abgeschnitten, worauf augenblicklich das Blut an die Wand spritzte, der Unglückliche sich nach

dem Bette zu hinwendete, aber es nicht mehr erreichte, sondern vorher auf den Fußboden niederstürzte.

Die Schnittwunde befand sich unmittelbar über dem Kehlkopf und den darüber liegenden cartilaginösen Ringen. Sie schien von der linken zur rechten geführt worden zu seyn, hatte 3½ Zoll Länge. Ganz durchschnitten fand man die vena jugularis externa et interna auf beiden Seiten, so wie die arteria carotis und jugularis dextra. Der Schnitt war bis in die Tiefe der vordern Fläche der Halswirbel gedrungen und hatte die Luft- und Speiseröhre ganz durchschnitten. Aerztliche Hülfe war zwar fast gleich nach der That angewendet, aber die Verletzung alsbald absolut tödtlich befunden worden.

2.

Bewußtseyn eigner Schuld ist Elend.

J. C. H. zu L., verheirathet, Vater von 2 Söhnen und einer Tochter, wurde 1818, als er 30 Jahre alt war, als ein listiger Gänsedieb berüchtigt. Er pflegte den gestohlenen Gänsen entweder gleich die Gurgeln zuzudrücken oder sie todt zu stechen, ward überführt und kam dadurch ins Zuchthaus, doch ohne dadurch gebessert zu werden. Man fand seine Diebereien um so sträflicher, je weniger ihn die Noth dazu trieb, insofern er Land auf 1 Paar Ochsen und nur 350 Gulden Schulden hatte, rüstig, aber nicht arbeitslustig, dagegen ein Gutschmecker war.

Im Sommer 1821 fand man die Felddiebereien ungewöhnlich häufig; am 29. August wurde in der Nacht sogar das erst zwei Tage vorher neu gemachte Halseisen gestohlen, — binnen kurzer Zeit das zweite. H. galt jetzt in seinem Wohnort für den E r z d i e b, leugnete nicht, auch eine etwas über 4 gr. werthe Gartenthüre gestohlen zu haben, dafür widerfuhr ihm nun auch die Demüthigung: sie ad locum unde zurücktragen und daselbst wieder anhängen zu müssen. Seine Vermögensumstände hatten sich nach dem verschlimmert, er besaß aber noch etliche unbedeutende Grundstücke, konnte jedoch kein eigenes Geschirr mehr halten, mußte daher in Ermange-

lung desselben jene um Lohn bestellen lassen, wegen des Gartenthürdiebstahls 14 Tage an der Chaussee arbeiten und sämmtliche Untersuchungskosten tragen. Besonders verhängnißvoll war für ihn das Jahr 1832. Seine Frau seit 10 Jahren von ihm getrennt, seine 3 Kinder nahmen sich, weil er im Zuchthaus gesessen, seiner nicht mehr an, er trieb sich bei seinen Verwandten herum, ward faul, liederlich, gar kein Freund vom Arbeiten, trank gern Branntwein, verlor vollends den Rest seines Vermögens, — wie denn fast stets Faulheit mit Armuth lohnt — hatte kein Obdach mehr, daher ihm sein Bruder aus Mitleid vom December 1831 bis 17. März 1832 ein Nachtlager gestattete, da ihn sonst niemand *aufnehmen wollte*. Diese 14 Wochen hindurch *war er krank*, gieng zwar noch am 12. März 1832 herum, ward aber von da an bettlägerig, lag in einer nur mit einem Luftloch versehenen feuchten, dunklen, neben dem Stall gelegenen Kammer, in der man nicht aufrecht stehen konnte, zu Bette, litt an allgemeiner Hautwassersucht und an der Läusesucht. Die Entstehung der letztern furchtbaren Krankheit unter diesen Umständen läßt sich um desto leichter erklären, wenn man bedenkt, daß man von einer Mutterlaus innerhalb zwei Monaten 5000 Stück Nachkömmlinge rechnen kann.

Donnerstags am 15. März 1832 früh gegen 8 Uhr brachte ihm seine Schwägerin ein Töpfchen voll warmer Milch mit darein gebrocktem Brod, was er auch aß. Zwei Stunden nachher verlangte er geronnene Milch, statt dieser brachte man ihm aber Gerstensuppe; Mittags trank er Wasser, Nachmittags 2 Uhr 1 Töpfchen voll geronnene Milch, nachdem forderte er hierauf Branntwein, klagte, daß er sehr geschwollen sey und gar nicht aufstehen könne, man hörte ihn oft ächzen, was er aber den ganzen Winter hindurch gethan hatte.

Vom 15. März 1832 Nachmittags 2 Uhr an kam Niemand mehr zu ihm, allein am 16. früh hörte man ihn erst ordentlich schlafen, dann späterhin klang's, als wolle er sich übergeben, hierauf rasselte es, sein Sohn Paul gieng früh um 7 oder 8 Uhr an seines Vaters Krankenbett, sah ihn an der rechten Seite des Halses bluten, neben ihm lag auf einem ne-

ben dem Bett stehenden Schränkchen ein hirschbeinernes Taschenmesser, auf dessen Klinge der Name Hörchner steht, fast $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, das mit Blut befleckt und sehr stumpf war. Erschrocken fragte der Sohn seinen Vater: was habt Ihr gemacht? Ach Paul! erwiederte er nur. — Der Sohn gieng nun fort und zwischen 9 bis 10 Uhr Vormittags fand man seinen Vater todt.

Um diesen zu besichtigen, brachte man ihn aus der mit keinem Fenster versehenen Kammer in eine Scheuer und fand den Leichnam von 5 Fuß Größe, das Hemd desselben ganz schwarz, mit schwarzen, trockenen, blutigen Flecken, von Läusen starrend, so wie die ganze Oberfläche des Körpers selbst, auf Brust und Arm schwarze, braune mit einem Schurf bedeckte Flecken, über dem Kehlkopf die Luftröhre ganz durchschnitten, jedoch keine Pulsader verletzt.

Der Schnitt am Halse hatte das Aussehen und den Geruch als habe er schon vor 2 mal 24 Stunden stattgefunden, obgleich damals erst 6 Stunden verflossen waren; die Wundränder waren mit Jauche und häßlich riechenden, eiternden Flecken bedeckt, wie der ganze Körper. Man glaubte: dieß sey durch Krätze entstanden. Die Halswunde fand man 3 Zoll lang $1\frac{1}{2}$ Zoll breit in der Gegend des Interstitii jugalaris, so daß die Haut, der Musculus Platysmamyoides von der einen jedoch unverletzten, der M. sternocleidomastoideus zu der andern Wand des Theils zwischen dem Zungenbein und dem Kehlkopf bis zu seiner Mitte durchschnitten waren.

Nach dem Befunde schien es den Obducenten gewiß, daß, wenn auch dieser Schnitt nur bedingt tödtlich gewesen seyn sollte, dennoch unter so bewandten Umständen nach einer solchen Krankheit von 14 Wochen, das Leben, selbst bei einer ärztlichen Pflege, der er jedoch, wie jeder andern, ermangelte, länger nicht würde haben gefristet werden können.

Nach „The London medical and physical Journal by Fothergil etc. Vol. 35 London 1816" können 3 Geschlechter Insekten die Ursachen von Phthiriasis abgeben.

Diese sind das Geschlecht Acarus, Pediculus und die Larvae im Allgemeinen.

Beispiele von Läusesucht in den neuern Zeiten beobachteten unter andern Wildberg (Siehe dessen prakt. Hdb. f. Physiker 3r Theil S. 246 ff.); überdem ich selbst, und zwar drei Fälle, den ersten an einem 74jährigen Gelehrten, den 2. an einem Manne von 40 und an einem Jüngling von 28 Jahren, dann auch Cazal (Recuil periodique de la Société de Med. 1807) und zwar eine intermittirende Läusesucht an einem 76jährigen Mann in Agde; Marchelli eine an einer 50jährigen Frau in Genua. Die Läuse kamen aus dem After und aus den Ohren (Phthtiriasis interna), auf der äußern Haut aus Pusteln oder zahlreichen rothen Knötchen. — Der Wildbergsche Fall betraf einen todtgefundenen 40—50jährigen abgezehrten Mann, an dessen ganzen Körper man größere und kleinere, tiefere und flachere, 2 sogar bis in die Bauchhöhle gehende, mit Filzläusen angefüllte Löcher fand.

Diese Krankheit entwickelt sich mit und ohne vernachlässigte Reinlichkeit, mit und ohne vorausgegangene Knabenschänderei, unter Zufällen einer allgemeinen Cacherie, an welcher auch der Selbstmörder H. in hohem Grade litt und darin vornehme, weltberühmte und berüchtigte Vorgänger hat, denn so sollen Sulla der römische Dictator, der vollendete Meister in der Wollust, der Habsucht und Grausamkeit, so wie der grausame und blutdürstige jüdische König Herodes und Philipp II., genannt der Dämon oder das Ungeheuer aus Süden, an der Läusesucht gestorben seyn. Diesen König von Spanien marterten Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes Fieber 2 Jahre hindurch Tag und Nacht. Geschwüre an der Brust und an den Knieen erzeugten aus ihrem giftigen Eiter Schaaren von Läusen, die man nicht tilgen konnte. So lag er länger als 50 Tage auf dem Rücken, bis er starb. Auch Napoleon litt 1814 während seines Aufenthaltes auf der Insel Elba am Grinde und an der Läusesucht, wie sein damaliger Leibarzt Dr. J. P. Maragnot in der 1825 zu Paris erschienenen Schrift: „Vertu magique de la nou-

velle doctrine médicale de Mr. Hahnemann“ darthut. Es bedurfte nur eines Tropfens von der quintilionfachen Verdünnung der Tinktur der Feldkamille und einigen von 5—5 Tagen in Auflösung genommener Milliontelgrane ätzenden Quecksilbersublimates, um Napoleons Grind und Läusesucht radical zu heilen.

3.

Son gl' infelici di pietà ben degni, ancor che rei.
Alfieri.

(Unglückliche sind wohl des Mitleids werth, auch wenn sie fehlen.)

Am 17. März 1832 schnitt sich Nachmittags 5 Uhr der Schneider Adam H. zu S. die Gurgel ab. Die Aerzte fanden ihn im Bette liegen mit verbundenem Halse, doch noch lebend, das Hemd ganz blutig, die Wunde von einer Seite zur andern laufend von 4½ Zoll Länge, nebst den Hautdecken die darunter liegenden Muskeln und die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfs durchschnitten.

Bei der durch Untersuchung der Wunde entstandenen Bewegung spritzte noch aus einem Aste der arteria thyrioidea Blut. Die Blutung aus den übrigen Haut- und Muskelgefäßen hatte sich schon gestillt und war überhaupt nicht von großer Bedeutung. Der Wundarzt reinigte die Wunde vom Blut, unterband die blutende Arterie, vereinigte dann durch zwei blutige Hefte mit Nadel und Faden die getrennte Luftröhre, so wie die äußere Halswunde mit 4 dergleichen Heften und legte hierauf den äußern Verband an.

Als man den Kranken fragte, ob er gedachte Wunde sich selbst beigebracht habe, gab er durch Zeichen mit den Händen zu verstehen, daß er nicht antworten könne, obgleich er nach vollendetem Verband diese Frage beantwortete. Als die Gerichtspersonen in die Stube traten, machte der im Bette liegende H. allerlei Bewegungen mit den Händen, gab auch mehrere unartikulirte Töne von sich, wie etwa wehklagende Menschen zu thun pflegen.

Im Fenster der untern Stube lag ein Rasiermesser mit

hörnener Schaale, die Klinge desselben auf beiden Seiten voll trockenen, doch noch ganz frischem hellrothen Blute; eine Lücke fand man in dem Messer nicht.

Dem seit 14 Tagen kranken, nun bettlägerigen H. war 8 Tage vorher seine Frau gestorben, vor 14 Tagen sein Sohn, wie dessen Frau, zu ihm gezogen. Nachmittags nach 4 Uhr hatte des Schneiders Nachbar jenen aus dem Hintergrunde der Stube ans Fenster kommen, da stehen, dann in die Höhe steigen und mit der Hand über das Fenster greifen und da etwas herunter holen sehen, ohne Zweifel das da oben auf der sogenannten Kammbank gelegene Rasiermesser.

Nachmittags 5 Uhr gieng H's Schwiegertochter, welche mit jenem allein zu Hause war und ihn ganz ruhig im Bette liegend verließ, in die Küche. Als sie etwa nach einer halben Viertelstunde in die Stube zurückgekommen war, streckte ihr Schwiegervater mit ausgespreitzten Fingern seine Hände in die Höhe, bei allerlei kläglichen Bewegungen. Sie entdeckte an seinem vordern Hals einen rothen Blutstreifen, hörte gurgelnde Töne, rief die Hausleute herbei, von denen ein Mann den H. mit beiden Händen, ohne einen Laut dabei von sich zu geben, immer aufs Bett schlagen sah. Ihm überreichte H. ein offenes Rasiermesser, das er vom Bette aufhob und das an der Klinge voll flüssigem Blut war.

Als Herr Hofrath Dr. B. 5½ Uhr den Verwundeten sah, hielt er ihn für einen Mann von 68 Jahren (er war 73—74 Jahre), fand ihn ausgestreckt auf dem Rücken im Bette liegen, seine Augen matt und glanzlos, das Gesicht verfallen, ein Bild des Todes, den Körper bedeutend abgemagert. Fragen beantwortete er nur mit Bewegung der Lippen, aber unverständlichen Tönen bei großer Erschöpfung und allgemeiner Schwäche; seine Hände waren ganz kalt, der Puls an der Handwurzel gar nicht fühlbar, doch pulsirten die Halsschlagadern. Als man den Verwundeten veranlaßte, die Zunge herauszustrecken, versuchte er es, den Mund öffnend, doch ohne im Stande zu seyn, sie über die Zähne und Lippen zu bringen; sie war trocken, holzartig und mit einer braunen Decke überzogen. Die Krankheit desselben hielt der eine Arzt für ein

Nervenfieber (febris nervosa simplex), ein anderer für eine schleimige Lungensucht in den letzten Stadien. H. **hatte mehrere Jahre in Dürftigkeit gelebt** und ohne Zweifel bei ihm **Lebensüberdruß** den Selbstmord veranlaßt. Wahr ist es: **indeß Ueberfluß verwöhnt, so stiftet doch Armuth viel Böses und ist oft ein schneidendes Schwert.**

Obgleich der eine Arzt die Wunde zu denen an und für sich tödtlichen nicht rechnete, so fand er doch wegen zu großer Schwäche die Rettung des Kranken nicht wahrscheinlich. Drei Stunden nachher verlangte Patient Wasser zu trinken, und auf die an ihn gethane Frage: ob er die Wunde sich selbst zugefügt? antwortete er nickend mit „Ja," angeblich „um sich vor Schmerzen Ruhe zu schaffen," was er bei vollkommen gesunden Geisteskräften äußerte. Daß er jetzt antworten konnte, war einzig und allein die Folge der nunmehr luftdicht verschlossenen Wunde durch erfolgte Anschwellung der Wundlefzen. Er starb Abends 11½ Uhr, 6 bis 7 Stunden nach geschehener freiwilliger Verletzung, am 17. März 1832.

Am 15. März wurde er mit 10 Kreuzern, wegen Amtskosten, exequirt, sein Sohn, ein Gradirer, bezahlte sie, auf sein Ersuchen, für ihn. **Darüber klagte er den ganzen übrigen Tag: daß er krank sey, ihm vor acht Tagen die Frau gestorben und er demohngeachtet exequirt werde.** Dieser Vorfall, zwei Tage vor der That, mag ihn allerdings mit zu derselben bestimmt haben. Drei Wochen vorher war er bettlägerig geworden. Als Schneider konnte er zwar früher etwas arbeiten, sein Sohn unterstützte ihn; doch ging es ihm sehr knapp, zumal er ein verschuldetes Wohnhaus hatte.

Warum — kann man auch hier mit Jean Paul fragen — legt sich noch im Alter, wo der Mensch schon gebückt und müde ist, noch auf den untersten Stufen der Gruft das Gespenst des Kummers so schwer auf ihn und drückt das Haupt, in dem schon alle Jahre ihre Dornen gelassen haben, mit einem neuen Schauder hinunter?

Am 18. März Nachmittags 3½ Uhr **öffnete man an**

dem Todten die Wunde, zog die vier Hefte heraus, worauf die äußeren Theile zurücktraten, die zwei innern Hefte, durch welche der Kehlkopf mit den Muskeln am Zungenbein vereinigt waren, wurden ebenfalls abgenommen, worauf der Schildknorpel zurücktrat. Der Schnitt war zwischen dem Kehlkopf und dem Zungenbein durch und in die Tiefe gedrungen und hatte die dazwischen liegenden, diese beiden Theile zusammenhaltenden Muskeln, den Sternothyreoideus und Hyothyreoideus und das Zungenschildknorpelband getrennt. Die äußern Haut- und Muskelvenen waren auch durchschnitten, so wie ein Ast der arteria thyreoidea; von den übrigen größern Halsarterien und Venen und den in gleicher Richtung laufenden Nerven waren keine verletzt; daher die Blutung auch nicht fünf Unzen überstiegen haben mag. Am hintern Theil des Körpers fand man dunkelblaue, am Unterleib mehr bläuliche Flecken; jene hielt man für Zeichen des erfolgten Todes, diese für die der eintretenden Fäulniß. Der Leichnam war ganz abgezehrt, so zu sagen ausgedorrt.

Von dem vierten, im Sonntagsblatt erwähnten, Selbstmörder ist in S. Niemandem etwas bekannt. — Uebrigens ist, das Begräbniß der Selbstmörder betreffend, das kurhessische Gesetz vom 24. October 1797 und vom 29. Januar 1818 wohl eins der weisesten: „Diejenigen, welche bei der Selbstentleibung ihres Verstandes nicht mächtig gewesen sind, folglich Kinder, Sinnlose, Kranke im verstärkten Anfalle des hitzigen Fiebers, und melancholische Personen, sollen ehrlich und mit der gewöhnlichen Feierlichkeit beerdigt werden, weil in solchen Fällen alle Zurechnung hinwegfällt, jedoch müssen diese Ursachen erweislichermaßen vorhanden gewesen seyn."

Was die durch Beispiel veranlaßten Nachahmer des Selbstmordes betrifft, so sollte man Manchem zurufen: „Non sis fidus interpres!" Lucrez schrieb eine Abhandlung über den Tod und erhängte sich, — das Buch fiel einem französischen Uebersetzer in die Hände, er übertrug zu treu und — knüpfte sich ebenfalls auf.

4.

Des verarmten Schneiders Christoph K. Ehefrau zu S., dieselbe Frau, welche sich vor ohngefähr 16 Jahren den Bauch aufgeschnitten hatte, so daß die Eingeweide herausgetreten waren und durch die blutige Nath hatten vereinigt werden müssen — fragte des Morgens gegen 9 Uhr am 13. October 1829 ihren Mann, der sich oft mit ihr geprügelt haben soll: ob er heute nicht an die Kartoffeln gehen wolle? Er erwiederte aber: „nein, ich will nur in den Garten hinterm Haus gehen," was er auch that, nur wenig Augenblicke dort blieb, als er zurückkam, die Bodenthür offen stehen fand, die Treppe hinauf eilte, seine Frau bereits im Blute liegend sah, zum Fenster hinaus „Nachbar jo!" schrie. Unter den Herbeigeeilten war Einer der Meinung: Christoph K. und seine Frau hätten sich einander wieder geschlagen; allein er fand Letztere mit verwundeter Kehle. Sie hatte, rechts an der Treppe stehend, mittelst eines Rasirmessers, wie damals am Unterleibe, jetzt nun am Halse, sich eine Wunde beigebracht, das Messer in das in der Nähe liegende Laub geworfen, war dann in der Angst nach dem Schlote zugerennt und daselbst niedergestürzt. Man hielt ihr den Kopf in die Höhe. Sie bewegte noch die rechte Hand. Man trug sie in ihres Mannes Stube herab und legte sie auf ein Bett, wo sie nach Verlauf einer Stunde verschied. Sie war nur mit einem Hemd bekleidet, vom Halse an nach oben und unten am Körper stark mit Blute, besonders die Hände, bespritzt, schon früher oft wie nicht recht im Kopf gewesen und bisweilen unbekleidet im Hause herum und in den Garten hinter dem Hause herumgelaufen.

Indeß die von ihr sich ehemals beigebrachte Wunde am Unterleibe ohngefähr ½ Schuh breit betragen hatte, so lief die jetzige horizontale, 4 Zoll lange Wunde von dem einen Halsmuskel, dem Sternocleidomastoideus, bis zum andern. Von den Carotiden fand man die rechte ganz durchschnitten, die linke nur berührt, die arteria aspera ebenfalls ganz durchschnitten, wie auch den Oesophagus und die Schilddrüse.

Da die Verletzung auch nur einer der beiden Carotiden für absolut letal (wozu man sie heutzutage nicht mehr zählt, s. Henke's Lehrb. der gerichtl. Med. S. 262. Berlin, 1832.) von den Obducenten gehalten wurde, so erklärten sie auch, da beide verletzt waren, den Tod für unvermeidlich. Quer über den Nabel weg zog sich die oben erwähnte schmale, jetzt über 4 Zoll lange, Narbe.

Daß gar viele Selbstmorde nur in unglücklichen Ehen ihren Grund haben, davon liefert auch dieser Fall mit mehrern oben erwähnten einen unzweifelhaften Beweis; denn — ist das Thermometer in der Ehe *einmal* zum Gleichgültigkeitspunkte herabgesunken, so kann es nicht auf demselben sich erhalten. Wo die Neigung aufhört, beginnt der Widerwille, oder der Haß steigt auf der andern Seite empor. Hier bewährt sich Newtons Theorie, daß die Atome, wenn ihre Anziehung durch irgend eine Kraft überwunden, und sie weiter von einander entfernt werden, als die Sphäre ihrer Anziehung reicht, unter das Gesetz der zurückstoßenden Kraft treten, diese mit desto größerer Gewalt von einander treibt, je weniger sie zusammen gehangen.

Selten — so dachte Dan. Leßmann — wird ein Versöhnungsfest, in welchem zwei entfremdete Seelen sich wieder verschwistern sollen, vollkommen durchgefeiert; gewöhnlich bleibt in den Falten der Herzen ein verborgener Niederschlag zurück, welcher über kurz oder lang durch den kleinsten Aufguß einer Flüssigkeit unvermerkt in die Höhe braust, das Blut wieder in gewaltsame Gährung bringt und den alten Haß in seiner furchtbarsten Gestalt erstehen läßt. Ehe du dich so mit deinem Feinde versöhnst, lieber meide sein Antlitz; Entfernung kann den grimmigsten Haß einschläfern, in einer halben Versöhnung aber liegt der Keim zur bittersten Scheidung. — So bleibt, nach der Sage der Araber und Juden, von jedem Gestorbenen ein kleiner Knochen unverweslich in der Erde, und wird die Grundlage, an welche bei der Auferstehung der ganze Körper sich wieder ansetzt.

In keiner Zeit mag es wohl in Frankreich mehr unglück-

liche Ehen und häufigere Scheidungen gegeben haben, als in den achtziger Jahren, wo die Ehen so selten wurden, daß allein in Paris damals sich zehntausend Hagestolze befanden. Indeß sonst eine alte Ehe sich funfzig Jahre auf zwei Personen einschränkte, konnten die Franzosen es zur Zeit der Revolution in wenig Jahren durch Scheidungen und sonst, zu zwanzig Ehen bringen. Jean Paul vergleicht jene antiken Ehen mit den Drathperücken, welche in Paris verboten wurden, weil sie zu lange hielten.

Nur eine Französin konnte einst von ihrem Liebhaber sagen: „er läßt mir keine Stunde Ruhe, ich muß ihm nur den Willen thun und ihn heirathen, damit ich ihn los werde."

Im Ganzen vermehrt nichts die Ehen, wie Polypen, stärker, als deren Trennung, weil eine alte getrennte leicht zwei neue geben kann. — Sogar das größte Mißbündniß (mesalliançe), zwischen ungleichem Vermögen, schreckt so wenig vom Ehebündniß ab, daß der ärmste Edelmann ohne Bedenken, ja mit Freuden, sich der reichsten Bürgerlichen hingiebt und schenkt, wie in der alten Mythe Penia (Armuth) mit Porus (Reichthum) sich paarte, und den Amor erzeugte, so in der Wirklichkeit Schulden mit Capitalien sich vermählen, und den Hymen liefern.

Jean Paul ruft aus: „Ach! daß gerade die besseren Menschen am wenigsten lieben, daß es ihnen so schwer wird, zu finden, noch schwerer, zu behalten; daß sie ein Jahrzehend brauchen, um einen Bund zu schließen, und eine Minute, um ihn zu brechen." — Er erklärt die Liebe für die Sonnennähe der Mädchen, ja für den Durchgang dieser Venusse durch die Sonne der idealischen Welt. In dieser Zeit ihres hohen Styls der Seele lieben sie Alles, was wir lieben, sogar Wissenschaften und die ganze beste Welt innerhalb der Brust, und sie verschmähen, was wir verschmähen, sogar Kleider und Neuigkeiten. In diesem Frühlinge schlagen die Nachtigallen, bis an die Sommersonnenwende: der Kopulationstag ist ihr längster Tag. Dann holet der Teufel zwar nicht Alles; aber doch jeden Tag ein Stück. Das Bastband der Ehe bindet die poe-

tischen Flügel, und das Ehebett ist für die Phantasie ein Bridewell und Karzer bei Wasser und Brod.

In andern Welttheilen mag wohl dies Alles ziemlich so seyn, wie bei uns, nur mit kleinen Abänderungen, z. B. in Haleb werden die Augen einer jüdischen Braut mit Harz zugeklebt, und blos vom Bräutigam wieder aufgezogen; bei uns hingegen sind gerade seine zugepappt, und sie gehen ihm oft und zu gleicher Zeit auf und über. — De Guigne's Reisen nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784 bis 1801 zufolge, fallen in China Selbstmorde häufiger unter den Weibern, als unter den Männern vor. Eifersucht und Zorn sind dazu die *Hauptveranlassungen*. — Nach John Bradebury Travels in the interior of (north) America in the years 1809 — 1811. London, 1817, sind die Weiber der Sioux in Nord-Amerika noch schlechter gehalten, als die anderer Wilden, daher sie oft ihre weiblichen Kinder tödten und sich selbst an einen Baum hängen, aber an einen dünnen, weil sie glauben, ihn nach dem Tode tragen zu müssen.

5.

Ein Gutsbesitzer in der Gegend von Albany (in Nordamerika) wurde sehr gemüthskrank, und wollte einigemal seinen Lebensfaden abschneiden, woran er aber stets durch Vorsichtsmaßregeln verhindert ward. Eines Morgens entwischte er aber, trotz aller Aufsicht, mit einem Rasirmesser und setzte dadurch Alles in Schrecken, um so mehr, da man ihn lange, aber vergebens suchte.

Abends kam der nun todt Geglaubte heiter mit seinem Hunde, zur Freude Aller, wieder an, und erzählte: daß in dem schwermüthigsten Anfalle, wo er mit der aufgehobenen Hand das Rasirmesser gegen den Hals geführt, der treue Hund gekommen und ihm den Arm mit dem Messer herunter gezogen, und dies hinter einander einige Male gethan habe, wodurch er seine völlige Besinnung wieder erhalten, sein Leben

lieb gewonnen und so auf die unglaublichste Art an dem Selbstmorde verhindert worden, und sich jetzt heiterer als jemals fühle. (S. S. 92. des „Garten des Momus," herausgegeben von Philibert Rheden. Frankfurt am Main, 1821.)

6.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wandern
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab?

Schiller.

Ein elternloser Mühlbursche, S. aus S., 30 Jahre alt, ein guter, ordentlicher, gottesfürchtiger Mensch, dessen Vater auch ein Müller gewesen, war erst seit Sonntags den 14. August 1825, also kaum 14 Tage, bei dem Müller B., als er sich auch schon (am 25. August 1825) — die Kehle abschnitt.

Während dieses kurzen Zeitraums arbeitete er wenig, weil er kränkelte, täglich über Brust und Unterleib klagte und deshalb auch einen Arzt consulirte. Als er von diesem, der an einem andern Ort wohnte, in seinen damaligen Wohnort zurückkehrte, sagte er einem ihm Begegnenden: „er (S.) sey übrig in der Welt, er möge auch hingehen, wohin er wolle," und ging dann ganz langsam heimwärts.

Am 23. August 1825 besuchte er seinen in einem benachbarten Dorfe als Knecht dienenden 19jährigen Bruder, obgleich man ihn davon abhalten wollte, gab diesem, den er seit 10 Jahren nicht gesehen, gute Lehren, fragte ihn: ob er religiös lebe, bete und arbeite? und stellte dann dem Herrn desselben für seinen Bruder 14 fl. in Gold- und Silbermünzen zu, um Diesem Hemden und Kleidungsstücke zu kaufen, äußerte aber Jenem: „wenn er (S.) nur gestorben wäre!" kehrte hierauf einen Tag nachher (den 24. August) zu seinem Dienstherrn zurück, gab vor: es sey ihm jetzt besser, er wolle nun wieder arbeiten, mahlte dann auch wirklich in der Mühle ein wenig bis zum Abend desselben Tages, dann legte er sich

nieder, sagte: er könne es in der Mühle nicht abhalten. Früh am 25. stand er gar nicht auf, die Magd mußte ihm Thee machen. Als ihn der Mühlenbesitzer früh 5 Uhr zum Kaffee rufen wollte, verweigerte er ihn, verlangte aber, statt dessen, Biersuppe. Wie nun Jener kurz darauf zu ihm in die Werkstatt an sein Lager trat, fand er ihn, auf dem Kinn und Gesicht liegend, im Blut schwimmend, ein Rasirmesser in der Hand. Er röchelte hierauf noch eine Minute und ward dann ganz ruhig.

Bei der Obduction am 25. August fand man den Entseelten in seinem Lager auf den Knieen nach der linken Seite zu gelehnt, auf dem Gesicht, im Blut liegend, ein blutiges Rasirmesser in der rechten Hand, bekleidet mit Hemd, Beinkleidern und Strümpfen.

Nachdem man ihn entkleidet hatte, fand man 1) am Halse über dem Kehlkopfe eine drei Zoll lange und zwei Zoll tiefe Wunde, Luft- und Speiseröhre ganz durchschnitten, so wie die rechte Hohlvene und rechte äußere Kopfschlagader mit den dort liegenden Halsmuskeln; 2) die Gefäße der sämmtlichen Hirnhäute blutleer; 3) auf der rechten Seite die Hirnsubstanz in der Größe eines Hühnereyes etwas verhärtet; 4) die Hirnhöhlen ohne Wasser; 5) die linke Lunge mit den Rippen völlig verwachsen, in der Lungensubstanz selbst mehrere Knoten von verschiedener Größe, die rechte Lunge dagegen in gesundem Zustande; 6) im Herzbeutel drei Eßlöffel voll Wasser; 7) die sämmtlichen Eingeweide der Bauchhöhle gesund.

Die abnorme Beschaffenheit der Lungen und die harte Stelle der Hirnsubstanz hielt man für die Ursache der melancholischen Stimmung des unglücklichen S., und für die Veranlassung seines Lebensüberdrusses und darauf erfolgten Selbstmordes. — Die Beschaffenheit der Lungen und besonders das Wasser im Herzbeutel war schon hinlänglich genug, um bei der obwaltenden unaussprechlichen Angst und Beklemmung freiwillig den Tod zu suchen.

7.

G. K. L., Porzellanmaler zu N., 40 Jahre alt, unverheirathet, lebte mit seinem Dienstmädchen auf einem sehr vertrauten Fuße, zeugte mit derselben ein Kind, war immer ein aparter Mensch — wie ihn sein Bruder nannte —, hatte, dem zufolge, einen verfluchten Sinn (wahrscheinlich Starrsinn, den man meistens bei rohen Menschen findet), that aber Niemandem etwas zu Leide. Er suchte sich zwar von seiner Arbeit zu nähren, besaß aber kein eignes Vermögen, indem er sein Erbtheil schon längst weg, statt dessen kleine Schulden, kurz nichts zu verlieren, hatte, saß aber auch ohngefähr 1811 wegen Wilddieberei in Arrest.

Am 23. December 1813 kam er früh 9 Uhr, bekleidet mit einem Koller, Weste, Halstuch, Hosen, Hosenträgern und Stiefeln, in seines Bruders Haus, dann in dessen Wohnstube und ging wieder weg. Bei seiner Rückkunft aber gab er vor: er wolle sich den Bart abthun, reichte seinem anwesenden Bruders-Sohne einen 24ger, weil dieser ihm Gefallen gethan, bat denselben: er möge ihm Brunnen holen. Der Neveu nahm jedoch das Geld nicht, merkte bald, daß gedachter Maler etwas vorhabe, indem er ihm Brunnen aus der Kanne holen wollte, jener aber dennoch verlangte: sein Bruders-Sohn solle 3 — 4 Maas frischen herbeischaffen, Letzterer that zwar so, als wolle er ihm darin willfahren, sprang aber statt dessen zu seinem in der Fabrik befindlichen Vater. Allein als er mit demselben zurückkam, fanden sie den Maler allein, blutig, und das seinem Bruder gehörende Barbiermesser im Fenster liegend.

Ein Nachbar, der Lärm gehört, und daß sich L. die Kehle abgeschniten habe, eilte zu ihm und fand denselben in der Stube stehend, die Hände auf die Kniee gestützt, indem er eine am Halse befindliche Wunde wie geflissentlich durch Aufreckung des Kopfes bluten ließ.

Auf die Frage: was er da mache? sah der Sterbende sich nach dem Fragenden ein wenig um, konnte aber nichts mehr sprechen und sank bald nachher zu Boden, auf welchem er noch 2½ Stunde liegend lebte und dann unter großer Beängstigung

verschied. — An dem Barbiermesser, das voll Blut war, sah man die Abdrücke der Finger, die es angefaßt hatten.

Wahrscheinlich hatte er sich die Wunde vor einem dahängenden Spiegelchen beigebracht. Er war jetzt bis auf's Hemd und auf die Beinkleider entkleidet. Jenes fand man, so wie den Fußboden, in einem weiten Umkreise, und den obern Theil des Körpers, mit Blut bedeckt, so auch den ganzen Kopf, das Gesicht, die Hände, Hals, Brust und die bloßen Füße. Links über dem Luftröhrenkopfe stand eine längliche, ohngefähr 4 Zoll lange und ½ Zoll breite Wunde offen, durch welche man tief in die Mundhöhle und in den Schlund sehen konnte. Die Luftröhre war ganz durchschnitten, so wie die linke Drosselader.

Warum sich L. entleibt, wußte Niemand. Der Geistliche bemerkte blos: L. habe sich lange nicht ad Sacra gemeldet gehabt.

Außer den obengenannten Kleidungsstücken fand sich blos noch ein gebrauchter Rock und ein Hut vor. — Weder der Todtengräber, noch der Hirt, wollten ihm ein Grab machen; doch ward der Unglückliche endlich außerhalb des Gottesackers an die Wand eingescharrt. — Dürftigkeit und Mangel, bei einem hohen Grade von Rohheit und Irreligiosität, mögen in diesem Falle den Selbstmord veranlaßt haben.

Ueberhaupt sind nur wenig Maler Opfer des Selbstmordes geworden, obgleich man bei denselben — wie schon Ramazzini bemerkt*) — nicht selten Melancholie wahrnimmt, wozu die sitzende Lebensart, Ueberreizung und Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, bei manchen der düstere Geist, beiträgt, der sich oft bei ihnen ausspricht, indem sie getrennt von der lebenden Welt, oft lange Zeit nur ihren phantastischen Bildern und Ideen nachhängen. Correggio's Geist z. B. fand man so düster und oft abwesend. — Ein Wunder war es, daß Al-

*) Die Krankheiten der Künstler und Handwerker. Nach dem Italienischen des Ramazzini neu bearbeitet von Patissier. Aus dem Französischen übersetzt mit Zusätzen von J. H. G. Schlegel. Ilmenau, 1823. S. 88 f.

brecht Dürer, dessen sehr schöne, aber böse, zänkische, nicht sanftmüthige Frau ihn fast zu Tode gequält hatte, sich, bei seinem nagenden Kummer darüber, nicht um's Leben brachte, sondern nur einmal (nach Flandern) davon lief.

Was Albrecht Dürer's schöne Agnes, deren Gesicht er für seine Jungfrau Maria zum Modell genommen haben soll, beinahe bewirkte, vollendete an einem andern Maler in der That das Bild von Satans Weib. Es wohnte nämlich, kurz nach dem Wiederaufleben der Malerei in den Werken Leonardo's da Vinci und dessen unmittelbaren Nachfolgern, in Pisa ein Künstler, Namens Malfeo. Dieser Mann wollte der Nachwelt ein Gemälde hinterlassen, das ihn unsterblich mache. Lange sann er über die Wahl des Gegenstandes nach, bis er endlich auf das Weib des Satans fiel. Während der Arbeit an diesem Bildnisse (das Niemand sah, weil der Künstler ganz im Geheimen daran malte) glaubte man Spuren von Geisteszerrüttung an ihm wahrzunehmen. Da er seine ganze Geisteskraft auf seine sich selbst gestellte Aufgabe verwandt, so schlichen sich die eigenthümlichen, ja schrecklichen Gebilde in seine Seele ein, und als das Bild vollendet war, verließ ihn auch sein Verstand. Pinsel und Palette in der Hand, stürzte er aus seinem Studio rasend auf die Straße und sprang unter fürchterlichem Geschrei in die Fluthen des Arno. Das war Malfeo's Ende.

Der Erste, der darauf in des Malers Arbeitszimmer trat, soll nie wieder gelacht haben, und damit Niemand weiter Gefahr laufen möchte, ebenfalls den Verstand zu verlieren, hat man die Thüre verschlossen und den Schlüssel zum Erzbischof getragen, der sich in das Haus begab, ein Siegel auf die Thüre drückte und dadurch die Bewohner vor den verderblichen Wirkungen ihrer Neugier und des Gemäldes Malfeo's verwahrte. Niemand ging nun vor diesem verschlossen gebliebenen Zimmer vor der versiegelten Thüre vorüber, ohne ein Ave zu murmeln.

Ein Jahrhundert war abgelaufen, seit kein Fuß eines Lebenden die Stille dieses Gemaches unterbrochen, als den Maler Giotto (nach dem Forget Me Not von 1831) auf dem Wege zu jenem Hause die milden Strahlen eines toska-

nischen Mondes längs dem Lug Arno und der mittlern Marmorbrücke hin leuchteten, wo er einen Augenblick stehen blieb, um die herrliche Spiegelung des Mondlichtes auf dem Busen des Arno zu betrachten. Alles war still und lieblich. Der Fluß rauschte leise in seinen Ufern hin und zitterte unter dem Mondlichte, das sich über den Marmor der Paläste und die niedrigen Hütten der Stadt ergoß.

Endlich stand er, als kein Fußtritt sich hören ließ, nur das sanfte Rauschen des Flusses die tiefe Stille störte, auf der Stelle, wo Malfeo als Wahnsinniger entflohen war. Giotto ergriff den, das Fenster verdunkelnden, von Motten zerfressenen und vom Zahn der Zeit zernagten Vorhang, der bei der Berührung herabfiel; das Mondlicht strömte nun mit fast übernatürlicher Helle und Klarheit durch das Fenster und fiel auf das Bildniß von Satans Weib. Giotto entwarf ein ganz Aehnliches, brachte hierauf sein übriges Leben in einem Kloster zu und lachte nie wieder.

Hipponax, ein ephesischer Poet im 6ten Jahrhundert vor Christus, war im Gesichte so entstellt, (Plinius legt ihm eine notabilem foeditatem oris bei) an Gestalt so häßlich, klein und schmächtig, daß Bupalus ihn den Leuten zum Gelächter abmalte, aber der Dichter, — der, wegen der berüchtigten Bitterkeit in seinen Werken von Eustathios: ὁ πικρὸς Ὑππῶναξ, und von Leonidas: πικρὸν σφῆκα, genannt, sich selbst mit einem zweischneidigen Schwerdte verglich, das den nicht fehle, auf welchen es ziele, — bestrafte den Bupalus, wie Archilochos den Lycambes, und machte so bittere Verse auf den Maler, daß dieser sich aus Verdruß und Schaam aufhing. — „Sometimes wórds húrt more than swords“ (Worte verwunden oft mehr als Schwerdter) sagt auch das englische Sprichwort.

Nachdem ich nun auf den letzten Blättern dieser Abtheilung das Lebensende einiger merkwürdiger Maler geschildert, und mit dem des Malfeo begonnen habe, sey es mir erlaubt, sie zu beschließen mit der Erinnerung an des genialen Hogarth's „Ende aller Dinge,“ ein Quodlibet, darstellend: eine zerbrochene Flasche, einen bis auf den Stumpf

abgenutzten Besen, den Kolben einer alten Flinte, eine zersprungene Glocke, eine in Stücken zerfallene Krone, Thürme in Ruinen, das Schild eines Wirthshauses, „zum Ende der Welt“ genannt, den abnehmenden Mond, eine brennende Charte der Weltkugel, einen umfallenden Galgen mit herausgefaulten Leichnamen, dessen Ketten zerbrochen herumhängen, ein zertrümmertes Wohnhaus, die letzten Seiten eines aufgeschlagenen Schauspiels, welche mit den Worten schließen: „Alle gehen ab,“ und auch der Maler **Hogarth** ging ab.

Er warf noch auf das Bild eine zerbrochene Palette hin und rief dann:

„F i n i s!

Ich bin fertig! Alles ist vorbei.“ — Einen Monat darauf war er todt.

Zusätze und Verbesserungen.

Im ersten Theil. Das Heimweh.

Seite 9 Zeile 14 lies: taciturnitatem.
— 16 — 14 nach Doença do paiz lies: der Spanier: Mal del pais, der Italiener: Malattia del paese, der Russe: Toska, Schelanje w otetschestwa.
— 19 — 11 von unten lies: Ramazzini.
— 44 — 2 von oben lies: bei Keinem.
— 69 — 16 von oben nach „das Heimweh“ ist zuzusetzen: S. oben Seite 29 f.
— 75 — 16 lies: Allein daß dieser Rhytmus zugleich ꝛc.
— 88 — 4 von unten lies: ist zwar, wie aus Obigem erhellet, keineswegs ꝛc.
— 102 — 14 muß es heißen: alle Freuden (nicht an alle Freuden).
— 110 — 14 lies: oft statt off.
— 15 lies: Kiew statt Kiev.
— 5 von unten lies: reichem statt reicher.
— 112 — 1 lies: d'esiglio.
— 11 von unten lies: Jemandem.
— 116 — 12 lies: Gärten und Weinberge wechseln mit Waldungen von weißen Rosen und Aloen, mit der Orange und Cypresse, die Olive mit der Granate, die Palme mit der Ceder; Rebengewinde umschlingen den Mandelbaum. Schon im Mai ꝛc.

Im zweiten Theil. Der Selbstmord.

Zu Seite 8: Es ist in der That schwer zu begreifen, wie der ehelustige Lord Shelburn durch ein wesenloses, chimärisches Ding, oder vielmehr Unding, das man in der Sprache der Galanterie unästhetisch genug Korb zu nennen pflegt, sich so außer Fassung bringen, ja bis zum Todes-Sprunge in den Krater des Vesuvs verleiten lassen konnte. Da war Vulkan (grundhäßlichen Andenkens) klüger und besonnener. Der blieb hübsch bei gelassener, guter Laune, als er von der Minerva mit einem Dinge der Art heimgeschickt ward, machte sofort auf gut Glück der Venus die Cour und siehe! der häßlichste Olympier führte die schönste Olympierin heim. An diesem ächt klassischen Beispiele kann Jeder, der solch einer Lection bedarf, ohne Mühe lernen, daß nichts als ein wenig Muth und Besonnenheit nöthig ist, um sich mit Ehren aus einer Ehrensache zu ziehen, von der im Grunde Niemand recht weiß, wie sie zur Ehre einer Ehrensache gekommen ist. Was dem Vulkan bei der Venus gelang, das kann ja auch, und, wie's scheint, noch leichter Jedem, der kein Vulkan ist, bei Jeder gelingen, die keine Venus ist. Aber, räth Joh. Eremita, die Sache muß vulkanisch angefangen werden.

Seite 9 Zeile 1 muß nach „wurde" ein , stehen.
— 10 — 6 lies: Ungeheuer, die Revolution.
— 15 — 3 ist nach ging ein Komma zu setzen.
— 21 — 9 von unten lies: im statt in.
— 35 — 17 von oben lies: Ereignisse anstatt Worte.
— 8 von unten lies: Statistik.
— 48 — 19 lies: zwinkerte er.
— 61 — 15 lies: Speicheldrüse.
— 24 lies: den statt dem.
— 77 — 6 lies: È un sollievo de' mortali.

Zu Seite 84, unter 6:

Nicht Jeden leitet ein gelinder Gang
unmerklich in das Reich der Schatten.
Gewaltsam schmerzlich reißt Zerstörung oft
durch Höllenplagen in die Ruhe hin.
v. Göthe.

Seite 107 Zeile 4 lese man: in dem Frühling ein.
— 135 — 1 von unten lies: phrenico.
— 140 — 2 in der Note lies: bemächtigen.
— 142 — 1 lies: τῶν statt τῶρ.
— 15 lies: seyn statt sein.
— 143 — 10 lies: des Tages Last ꝛc.
— 152 — 7 von unten lies: sprengten.

AUGSBURG